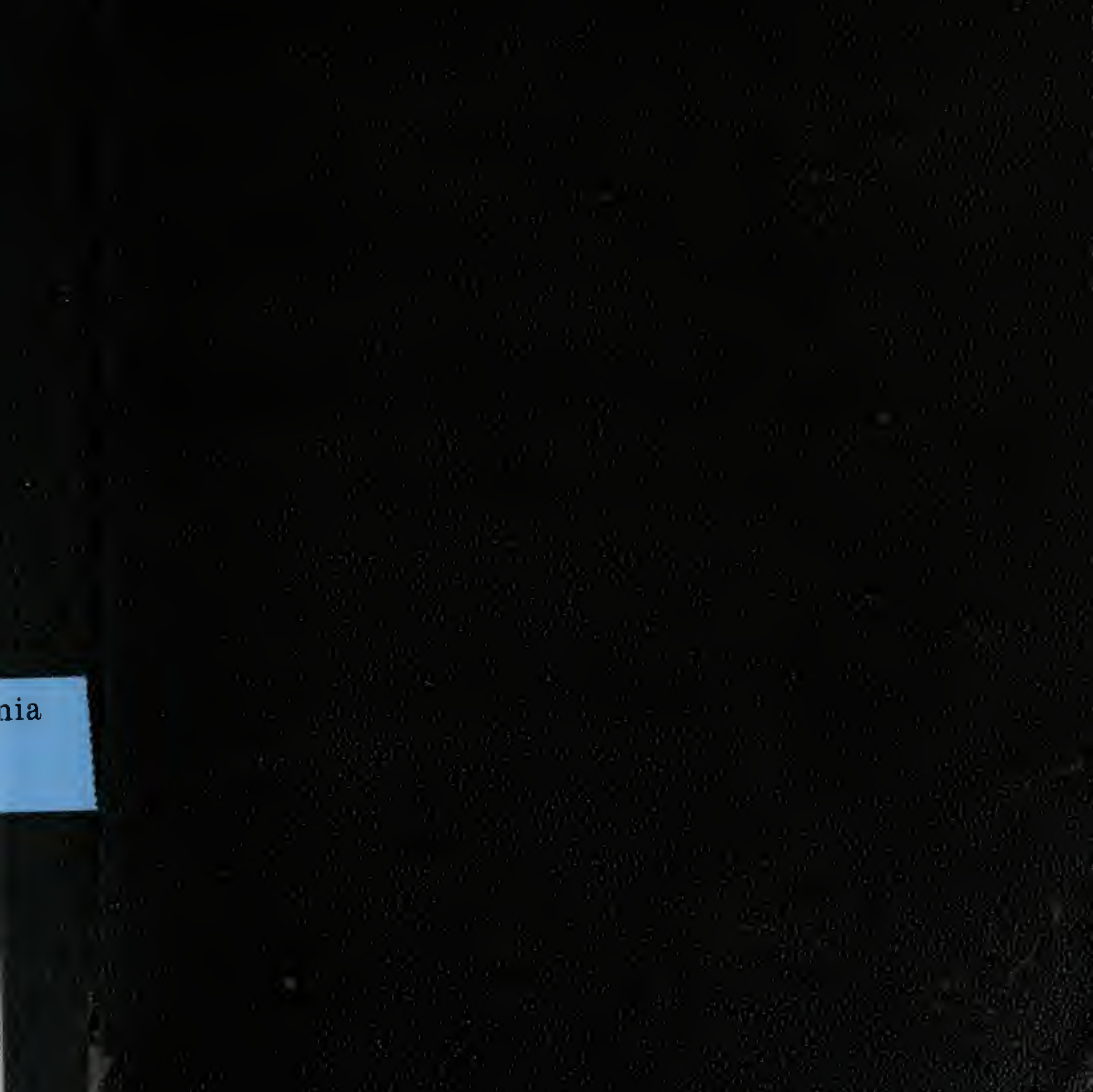






Pollak, Heinrich

DREISSIG JAHRE

AUS DEM

LEBEN EINES JOURNALISTEN.

ERINNERUNGEN UND AUFZEICHNUNGEN

VON

*
*   *

I. BAND.

WIEN 1894.
ALFRED HÖLDER
K. UND K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER
I. ROTHENTHURMSTRASSE 15.

DRUCK VON FRIEDRICH JASPER IN WIEN

VORWORT.

Die folgenden Blätter bergen keine epochemachende Enthüllungen; sie sollen nicht mit dickleibigen Werken rivalisiren, welche zeitgenössische Geschichte behandeln; — sie enthalten jedoch Erfahrungen und Erlebnisse eines Zeitungsmenschen, der Gelegenheit gehabt hat, manches grosse Ereigniss in Oesterreich aus grösserer Nähe zu sehen, als Andere.

So sehr, der Natur der Sache nach, das Persönliche in dieser Darstellung überwiegt, wird man doch Manches finden, das losgelöst von den subjectiven Beziehungen zu dem Verfasser auf allgemeines Interesse Anspruch hat.

Die Epoche, in welche die hier berichteten Geschehnisse fallen, die Personen, welche in derselben in Action traten, sie sind massgebend gewesen für einen der wichtigsten Geschichtsabschnitte Oesterreichs. Diese Thatsache rechtfertigt die Hoffnung des Autors, über den Kreis seiner persönlichen Freunde hinaus Interesse für seine Mittheilungen zu finden.

* * *



INHALT.

	Seite
Wie ich Journalist wurde	1
Kriegspräludien	7
Der Feldzug gegen Italien	13
Kriegsberichterstatter	16
Nach dem Feldzuge	28
October-Diplom und Februar-Patent	43
Der engere und weitere Reichsrath	61
Presszustände	76
Graf Belcredi	105
Vor dem Kriege	125
Der böhmische Feldzug	139
Wien vor und nach dem Friedensschluss	173
Beust und der Dualismus	183
Der ungarische Ausgleich im österreichischen Parlament	196
Die Krönungsfeier in Pest	205
Das Bürgerministerium	219
Die Gründung des »Neuen Wiener Tagblatt«	225
Leopold Freiherr von Hofmann	241
Ein politischer Salon	248
Das Ministerium Carlos Auersperg in Action	258
Die interconfessionellen Gesetze	273



ERSTER BAND.

1859—1868.



Wie ich Journalist wurde.

Ein altes Sprichwort sagt: der Mensch ist seines eigenen Schicksals Schmied. Aus der Erfahrung hat sich dieses Sprichwort nicht herausgebildet. Mit demselben Rechte könnte es lauten: das Schicksal schmiedet den Menschen. Vielleicht sogar mit mehr Recht. In meinen Lebenslauf hat das Schicksal einige Male bestimmend eingegriffen; einmal während der Gymnasialzeit, später als ich schon auf der Universität war.

Als einziges Kind meiner Eltern sollte ich so früh als möglich selbstständig werden. Demgemäss war bestimmt, dass ich in das Geschäft des Vaters trete. Mein Vater betrieb ein Leinengeschäft; dasselbe befand sich in Wien am Hohen Markte in einem schmalen, langgestreckten Gewölbe und hatte einen nicht unbedeutenden Kundenkreis. An der Seite des Vaters wirkte auch meine Mutter, die, nachdem sie ihr Haus bestellt, die ganze übrige Zeit des Tages dem Geschäfte widmete und in den competenten kaufmännischen Kreisen als tüchtige Geschäftsfrau galt. Auch ein Commis »für Alles« war da, Verkäufer, Buchhalter und Correspondent in einer Person. Dieses Trio wirkte gemeinschaftlich und das Geschäft florirte dabei. Dem Vater stand aber der »Fremde« nicht zu Gesicht, der das Geschäft auf eine »modernere« Basis stellen wollte — er bezeichnete diese kurzweg als schwindelhaft. Und doch konnte er sich nicht recht entschliessen, einen Wechsel in der Person vorzunehmen. Es musste aber sein. Der Alte und der Junge konnten sich nun einmal nicht verständigen; ein Entschluss, welcher der Situation ein Ende machte, musste gefasst werden. Der Vater fand den

besten Ausweg darin, dass ich meine Studien aufgebe und ins Geschäft trete.

Ich war damals in der vierten Gymnasialclasse. Die Gymnasien waren, dem damaligen Lehrplane entsprechend, in ein Unter- und ein Ober-Gymnasium eingetheilt; ich sollte die Prüfung für das Unter-Gymnasium machen und dann in das Geschäft eintreten. So geschah es auch. Doch schon nach einigen Wochen griff das Schicksal ein und gab den Dingen eine neue Wendung:

Der Vater bedurfte meiner Hilfe nicht mehr. Ich konnte wieder zurück zu den Schotten, wo ich das Unter-Gymnasium absolvirt hatte. Vom Vater erhielt ich die Zustimmung, die Gymnasialstudien wieder aufnehmen zu dürfen, mit der kategorischen Erklärung, dass ich fernerhin durch Ertheilen von Lectionen das Nöthige für meinen Unterhalt aufzubringen hätte. Das war nun freilich eine sehr harte Bedingung. Sie wurde mir aber durch das wohlwollende Entgegenkommen seitens der Professoren sehr erleichtert, die mir, nachdem ich ihnen — zumal dem Pater Stefan — meine Lage offen dargelegt, ziemlich gut bezahlte »Stunden« verschafften.

Die »Lehrjahre« bei den Schotten zählen zu meinen besten und angenehmsten Erinnerungen. Ich weiss wahrlich nicht, wodurch ich das in ungewöhnlichem Maasse mir zu Theil gewordene Wohlwollen des Lehrkörpers verdient habe. Thatsache ist, und in pietätvoller Erinnerung daran darf ich es an dieser Stelle nicht unerwähnt lassen, dass ich mich einer fast väterlichen Fürsorge zu erfreuen hatte und fortwährend, bis zur Maturitätsprüfung, Hilfe und Unterstützung und eine stets wohlwollende Aufmunterung fand. Ja, bis in späte Jahre hinein, so lange meine Professoren noch am Leben waren, wurde mir dies Wohlwollen treu bewahrt. Der vor einigen Jahren verstorbene Director des Schotten-Gymnasiums, Pater Bernhard Frieb, gab diesem Wohlwollen bis zu seinem Ableben Ausdruck, indem er, wie während der Schuljahre, mich nie anders als mit dem freundlichen »Du« anredete.

Noch bevor ich auf die Universität kam, hatte ich in einer Gesellschaft den Redacteur der »Wiener Zeitung«, Dr. Engel, kennen gelernt. Es war dies ein liebenswürdiger, freundlicher Herr, der sich

stets in der Rolle des freiwilligen Rathgebers gefiel. Er gab auch mir gute Rathschläge. Ich sollte, seiner Meinung nach, anstatt Lectionen zu ertheilen, doch versuchen für Zeitungen zu schreiben, und ohne meine Antwort abzuwarten, übergab er mir sofort eine Visitkarte mit dem Bedeuten, mich beim Redacteur des »Oesterreichisch-ungarischen Lloyd«, Herrn Dr. Basch, vorzustellen, der für das genannte Journal einen Berichterstatter suche. »Sie werden da Berichte aus dem Gemeinderathe, aus dem Gerichtssaale und aus dem Gewerbeverein zu schreiben haben, woraus ihnen der Vortheil erwachsen wird, dass Sie Mancherlei praktisch erlernen werden, was Ihnen für die Zukunft von Vortheil sein wird.«

Nach dieser väterlichen Ansprache blieb nichts Anderes zu thun, als die Karte dankend entgegenzunehmen mit der Zusage, dass ich schon am nächsten Tage von derselben Gebrauch machen würde. Das musste nun natürlicherweise auch geschehen, und siehe da, der Erfolg stellte sich sofort ein. Dr. Basch meinte, ich komme ihm sehr erwünscht, da er eben einen Berichterstatter für »sein« Blatt benöthige, und er fertigte auch — ohne mich erst zu fragen, ob ich nicht etwas dagegen einzuwenden hätte — einen Brief an den Präsidenten des Gewerbevereins aus, der mich als Berichterstatter des »Oesterreichisch-ungarischen Lloyd« legitimirte.

Die Sitzung jenes Vereines fand am nächsten Tage statt, und ich erhielt den Auftrag, den Bericht darüber am darauffolgenden Morgen zeitig früh fertig zu bringen, damit er noch in der Abendausgabe Aufnahme finden könne.

In eine unbeschreibliche Verlegenheit ward ich versetzt, als ich nach Ueberreichung meiner Legitimation angewiesen wurde, an einem neben der Rednertribüne befindlichen Tische Platz zu nehmen. Der Tisch stand auf einer Art Podium und von diesem erhöhten Standpunkte aus sollte ich, ein junger Gymnasiast, auf die zumeist graubärtigen und kahlköpfigen Männer niederblicken, die da unten den Zuhörerkreis bildeten. Es gab aber da kein Widerstreben, als Berichterstatter war ich nun einmal legitimirt, und so musste ich nolens volens auch an dem für diese bestimmten Tische Platz nehmen. Zum Glück fand sich gar bald mein Protector Dr. Engel

ein. Sichtbar erfreut, mich schon »im Amte« zu sehen, ertheilte er mir sofort wieder einige gute Rathschläge, wie: dass ich in der Wiedergabe der Vorträge mich jeder Kritik enthalten und grosser Genauigkeit befleissigen solle; jeder Redner sei eitel auf das, was er vorbringe und wie er es vorbringe, und ich möge allenfalls manches Gesagte, wenn es nicht klar genug sei, »überhören«, nie aber den Redner »verbessern«. Mittlerweile hatte der Vorsitzende die Sitzung für eröffnet erklärt und der Versammlung in meiner Person den Berichterstatter des »Lloyd« vorstellend, mich neuerdings in Verlegenheit gebracht. Ich musste mich von meinem Platze erheben und mich dankend verneigen. Die Weisung hiezu hatte mir mein allzeit getreuer Rathgeber, mein »College« Engel, zugelispelt; ich selbst hätte etwas Aehnliches zu thun gar nicht gewagt.

Nun begann ein wirklich sehr interessanter Vortrag. Ein Professor an der Technik — irre ich nicht, so war es Professor Hönig von der technischen Hochschule — besprach ein neues Metall. Er nannte es Aluminium und zeigte auch grosse Stücke davon vor. In leicht fasslicher Weise setzte er die Vorzüge dieses Metalles auseinander. Er pries dessen Leichtigkeit und Widerstandsfähigkeit, sprach von der Erzeugung und gab schliesslich seiner Meinung Ausdruck, dass dieses Metall das Silber zu verdrängen geeignet sei, und dass sich wahrscheinlich die Industrie desselben einmal bemächtigen werde, sobald es nur billiger werde erzeugt werden können. Der Vortragende lud schliesslich die Versammlung ein, nach der Sitzung sich ins Nebenzimmer zu begeben, wo der Optiker Herr Waldstein Operngläser ausgestellt habe, die schon mit dem neuen Metall adjustirt wurden, und deren Leichtigkeit Alle überraschen werde.

So gut als ich es ohne Beihilfe der Stenographie vermochte, hatte ich den Vortrag mitgeschrieben. Die halbe Nacht benützte ich dazu, meinen Bericht auszuarbeiten, und zeitlich Morgens fand ich mich »wohl bepackt« mit meinem schweren Manuscript in der Redaction des »Lloyd« ein, von der Hoffnung erfüllt, dass mir das erste Pensum die Zufriedenheit meines neuen Chefs eintragen werde.

Etwas abgekühlt in meiner Hoffnung war ich schon, als Herr Basch, ohne das Manuscript durchzusehen, es unter einen Beschwerer

legte und, ohne sich weiter in seiner Arbeit stören zu lassen, mich kurzweg mit den Worten: »Schon gut!« verabschiedete. Ich konnte das Erscheinen des Abendblattes kaum erwarten. Doch unsagbar war mein Erstaunen, als ich unter der Rubrik »Aus dem Gewerbeverein« statt des Abdruckes meiner umfangreichen Arbeit etwa nur 20 Zeilen bemerkte — blos die einfache Anzeige, dass über ein neues Metall ein sehr interessanter Vortrag gehalten wurde. Ich eilte in das Bureau der »Wiener Zeitung«, um meinem Protector bekanntzugeben, dass meine Arbeit gewiss nicht für entsprechend gefunden worden sei, und dass wohl ein Anderer statt meiner die Notiz geschrieben haben müsse.

Zu meiner Beruhigung legte er mir jedoch die »Wiener Abendpost« vor, die auch nicht mehr enthielt als im »Lloyd« erschienen war, hinzufügend, dass zwischen unseren Arbeiten nur der unwesentliche Unterschied bestehe, dass er von vorneweg nicht mehr geschrieben habe, da er, erfahrener als ich, wohl wisse, dass für ausgedehnte Berichte in den kleinen Abendblättern kein Platz sei. Und wieder war er mit dem guten Rathe bei der Hand, mich künftighin einer gedrängten Kürze zu befleissigen, mich keineswegs aber durch diesen für mich so unliebsamen Zwischenfall abschrecken zu lassen, im Gegentheile, Herrn Dr. Basch wieder aufzusuchen und mich der Redaction zur Verfügung zu stellen.

Schweren Herzens befolgte ich diese Weisung; ich fürchtete, dass ich ein wenig angenehmes Privatissimum zu hören bekommen würde. Das Privatissimum wurde mir nun zwar ertheilt, doch in wohlwollendster Art. Dr. Basch fand die »Arbeit« sehr gut; er gab mir das Zeugniss, dass ich den Vortragenden richtig verstanden und seinen Vortrag ganz anschaulich wiedergegeben hätte, dass er Alles mit Vergnügen gelesen, doch — und nun kam das, was mir bereits Dr. Engel gesagt — dass für solche ausführliche Berichte kein Platz sei, ich möchte mir künftighin die Arbeit viel leichter machen. Einleuchten wollte mir das nicht. Ich argumentirte im Stillen so: das was m i c h interessirt, müsse doch auch die Leser einer Zeitung interessiren, die ja berufen sei, das Publicum zu unterhalten und zu belehren; solche kurze Notizen besagen gar nichts, sie vermögen weder zu unter

halten, noch viel weniger trügen sie zur Belehrung bei; welchen Zweck hätte denn dann die Berichterstattung? u. s. w. u. s. w. Ich vermochte einen Erklärungsgrund für jenes Verhalten der Blätter nicht zu finden.

Noch unklarer wurden mir die journalistischen Verhältnisse, als ich die zweite Arbeit für den »Lloyd« lieferte. Es war dies ein Bericht über eine Gerichtsverhandlung. Ich hatte die guten Lehren der beiden Veteranen unter den Journalisten genau befolgt und einen kurzen, gedrängten Bericht geschrieben. Er war nun wohl in der nächsten Morgenausgabe des »Lloyd« wortgetreu abgedruckt; als ich mich aber am selben Tage im Bureau wieder einstellte, fand ich den guten Basch in sehr gereizter Stimmung. Ich hätte, meinte er, den Bericht viel zu kurz gefasst, und er verwies mich da auf die Berichte der anderen Journale, die alle weit ausführlicher und deshalb auch weit interessanter seien. Einen Einwand wagte ich nicht, und da Dr. Basch meine Verlegenheit bemerkt haben mochte, suchte er mich wieder zu beruhigen, indem er tröstend sagte, dass ich in der Zukunft schon das Richtige treffen werde; ich möge mir deshalb, wie er weiter sagte, »kein graues Haar wachsen lassen«; es sei anfänglich allen Journalisten, auch ihm, so ergangen.

Allen Journalisten! Das Wort tönte mir noch lange in den Ohren nach. Ich dachte ja gar nicht daran, Journalist zu werden. Die Journalistik sollte doch für mich nur eine Nebenbeschäftigung sein, eine Beschäftigung, die mir das Brot für meinen Unterhalt während der Studienzeit bieten sollte. So dachte ich — das Schicksal hatte es anders gewollt . . . .

Kriegspräludien.

Es war zu Beginn des Jahres 1859. Am politischen Horizonte zogen sich gewitterschwangere Wolken zusammen. Kaiser Napoleon hatte beim diplomatischen Empfange in den Tuilerien am Neujahrstage an den Vertreter Oesterreichs an seinem Hofe, Freiherrn von Hübner, eine Ansprache gerichtet, welche das Herannahen unheilvoller Tage befürchten liess. Man kennt die mit einem gewissen theatralischen Affecte gesprochenen Worte. »Ich bedauere,« sagte er etwa, »dass unsere Beziehungen zu Ihrer Regierung nicht mehr so gut sind wie bisher, meine Sympathien für Kaiser Franz Josef haben sich trotzdem unverändert erhalten.« Baron Hübner und mit ihm die diplomatischen Zunftgenossen Oesterreichs legten freilich diesen Worten Napoleons nicht die Bedeutung bei, die ihnen thatsächlich innewohnte. Man klügelte und deutelte an denselben herum und gelangte zu dem Schlusse, dass Napoleon nur seine Unzufriedenheit mit den leitenden Staatsmännern in Oesterreich ausdrücken wollte, dass aber dahinter etwas Ernsteres gar nicht zu suchen sei, zumal ja Napoleon in einem Nachsatze noch ausdrücklich hinzufügte, dass sich seine Sympathien für den Kaiser Franz Josef ungeschmälert erhalten hätten. So dachten und argumentirten die Diplomaten, und dieser Anschauung gab nicht nur Freiherr v. Hübner in einem besonderen Berichte an seinen vorgesetzten Minister Ausdruck, sondern es theilte auch dieser ganz die Meinung seines Botschafters.

Anders verhielten sich zu den Worten Napoleons die Militärs, zumal die leitenden Männer im Kriegsministerium. Ihnen lagen vor

Allem die Berichte ihres militärischen Bevollmächtigten am piemontesischen Hofe vor, die von den ungeheueren Rüstungen der italienischen Regierung zu melden wussten. In voller Uebereinstimmung mit diesen Berichten befanden sich auch die Meldungen, die dem Kriegsministerium von Mailand aus zugegangen waren, und auch sonst sprachen viele Anzeichen dafür, dass Piemont für einen Kriegsfall alle Vorbereitungen treffe. Hiezu kamen noch andere symptomatische Anzeichen, welche die Anschauungen zu bekräftigen geeignet waren, dass man sich im Süden auf ernste Dinge vorbereite. Es begannen sich nämlich in Ober-Italien auch jene Elemente zu regen, die sich in so kühner und auffälliger Weise wie damals immer nur dann hervorwagen, wenn sie einer mächtigen Unterstützung sich bewusst sind. Selbst die Journale in der Lomelina, die ernsten politischen wie die humoristischen Zeitschriften, führten plötzlich eine Sprache, die strenge Massregelungen herausforderte. Alles das lag vor. Die Luft war mit revolutionären Ideen geschwängert.

In Verbindung gebracht mit der Ansprache Napoleons an den österreichischen Botschafter hätte es nun für Jeden, der nicht die Augen gewaltsam schloss, klar sein müssen, dass man nichts versäumen dürfe, um für alle Fälle genügende Vorsorge getroffen zu haben. Das Kriegsministerium that auch das Seinige; die geeigneten Vorschläge wurden diesbezüglich gemacht. Es fand jedoch am Ballplatze den grössten Widerstand; dort warnte man, wie schon Jahre vorher, vor jeder Uebereilung. Was in Ober-und Unter-Italien vorging, das konnte man freilich nicht unbeachtet lassen. Die Berichte, die aus Mailand kamen, sprachen immer sehr deutlich; diesen musste man einigermassen, da sie doch aus der »lautersten Quelle« kamen, eine Bedeutung beimessen. Was that man jedoch? Man bequemte sich zu allerlei halben Massregeln, durch welche man die feindlichen Elemente in ihrer Haltung nur bestärkte. Mit dem Essen kam denselben auch hier der Appetit. Je mehr man Concessionen zu machen sich bereit zeigte, desto mehr steigerten sich die Anforderungen, denen die Regierung doch nicht ganz entsprechen konnte; und da sie nicht in allen Punkten nachzukommen vermochte, gab sie durch den theilweisen Widerstand der revolutionären Partei nur noch verstärkte Waffen in die Hand.

Man hoffte immer auf gütlichem Wege die aufgeregten Gemüther im Innern beschwichtigen zu können, und nach Aussen hin arbeitete die Diplomatie mit verstärktem Hochdruck. Daran, dass Napoleon im Ernstfalle an der Seite Italiens stehen werde, wollten Buol und Hübner absolut nicht glauben. Sie rechneten auf die Sympathien Napoleons, die er für den Kaiser Franz Josef ungeschmälert nach wie vor empfinde, — er hatte es ja selbst gesagt — und insoferne als Napoleon vielleicht doch, gedrängt von Cavour, mit Oesterreich »anzubinden« sich bestimmt finden sollte, glaubte man nach den Berichten Hübner's mit Gewissheit annehmen zu können, dass der Kaiser der Franzosen bei seiner Nation auf den heftigsten Widerstand stossen würde. Wie gerne man sich am Ballplatze blenden liess, mag die eine historisch festgestellte Thatsache beweisen, dass man sogar einem Berichte Hübner's Glauben schenkte, wonach Napoleon an — Gehirnerweichung leiden sollte, so dass man also seinen Aussprüchen nicht den Werth beilegen könne und dürfe, wie jenen eines normalen Menschen.

Während die leitenden Persönlichkeiten in den Hôtels Am Hof und auf dem Ballplatze (wo das Kriegsministerium und das Ministerium des Aeussern sich befinden), darüber uneinig waren, was den Interessen Oesterreichs förderlicher oder schädlicher sein könnte, hatte sich auch die geheime Staatspolizei in Wien mit der gleichen politischen Angelegenheit, mit der »italienischen Frage«, einigermassen beschäftigt. Zur Kenntniss dieser Thatsache und zugleich in persönliche Berührung mit dieser geheimen Staatspolizei kam ich durch einen ganz eigenthümlichen Zufall.

Ich sass eines Tages im Gerichtssaal am grünen Tisch der Berichterstatter (eine Berichterstatter-Bank gab es damals noch nicht, der Tisch für dieselben stand neben dem Tisch des Vertheidigers), eben damit beschäftigt, den kurzen Bericht für das Abendblatt fertigzustellen, da nahte sich mir — es war während einer Unterbrechung der Verhandlung — ein fremder Herr, und indem er mir seine Visitkarte überreichte, ersuchte er mich, ihm für einige Augenblicke Einsicht in die Anklageacten zu gestatten, da er Correspondent eines Mailänder Blattes (er nannte es auch) sei, und der eben

verhandelte Gerichtsfall ihn ganz besonders interessire. An der Sache war freilich dem Anscheine nach nur das Eine auffällig, dass der Gegenstand, welcher der Verhandlung zu Grunde lag, an und für sich kaum geeignet war, ein fremdländisches Publicum zu interessiren.

Es handelte sich einfach um das Verbrechen des Betruges durch Herauslockung kleinerer Beträge. Der Angeklagte hatte die »Vorspiegelung« gebraucht, dass er Beziehungen zum Kriegsministerium habe und bei Lieferungsgeschäften eine für die Lieferanten vortheilhafte Thätigkeit entfalten könne. Kaum an 500 Gulden hatte er bei verschiedenen Personen auf diese Weise herausgelockt, und es war auch festgestellt, dass er mit Ausnahme eines Dieners im Kriegsministerium keine einzige »einflussreiche« Persönlichkeit gekannt hatte. Der Angeschuldigte hatte einen italienisch klingenden Namen. Das wäre vielleicht das einzige gewesen, was einen Correspondenten für italienische Zeitungen hätte veranlassen können, über den Verlauf der Gerichtsverhandlung zu berichten, wenn die Persönlichkeit des Angeklagten ein Interesse hätte wachrufen können. Allein auch das war nicht der Fall. Soweit ich mich heute noch erinnere, hatte der Angeklagte, der nebenbei erwähnt jede Betrugsabsicht entschieden geleugnet hatte, sonst ein umfassendes Geständniss abgelegt und zur Entkräftung der Anklage nur angegeben, dass er sich in momentaner Nothlage befunden habe, doch sicher darauf rechnen konnte, dass er früher oder später von seinen Eltern die Mittel zur Bezahlung seiner Schulden erhalten werde. Ueber seinen Beruf befragt, gab er an, dass er Mediciner sei, und das war auch durch die Erhebungen festgestellt.

Ich willfahrte ohneweiters dem Wunsche des Correspondenten, der nachträglich, nachdem er die Anklageacten excerpirt hatte, mich auch nach meinem Namen fragte — ich überreichte ihm meine Visitkarte.

Schon wenige Tage nach dem erzählten Vorfall erhielt ich eine Vorladung zur Polizei. Der Polizeicommissär nahm bei dem Verhör eine sehr ernste Miene an. Nach genauer Feststellung meines »Vorlebens« richtete er, mich scharf fixirend, die Frage an mich, ob ich einen Cava-

liere del Pinto kenne. Ich erinnerte mich sofort des Mannes, der sich mir einige Tage vorher im Gerichtssaal vorgestellt hatte, und ich bejahte die Frage mit dem Bemerken, dass ich den Genannten ein einziges Mal im Gerichtssaal gesehen und flüchtig gesprochen habe; ich erzählte auch wie das geschehen. Hierauf wies mir der Commissär eine Visitkarte vor, ich agnoscirte sie als die meinige. Der Commissär wiederholte mit allem Nachdrucke, dass ich es »einbekannt« hätte, die Karte sei von mir wirklich dem Fremden übergeben worden, und knüpfte sofort die weitere Frage daran, aus welchem Grunde denn dies eigentlich geschehen sei. Lächelnd erwiderte ich darauf: aus blosser Courtoisie, da mir der fremde Herr auch seine Karte gegeben und mich um meinen Namen gefragt habe. Vorerst wurde ich »belehrt«, dass es sich um eine ernste Sache handle, und dass ich sie nicht so leicht nehmen sollte, und dann folgte noch eine Reihe von Fragen, die ich selbstverständlich mit voller Unbefangenheit beantworten konnte, was aber den amtirenden Herren nicht zu »beruhigen« schien. Nach »eigenhändiger« Fertigung des Protokolls durfte ich endlich gehen, nicht aber ohne dass mir noch ein weiteres Verhör in Aussicht gestellt worden wäre.

Obschon die Sache für mich gar nichts Verfängliches hatte, beunruhigte mich die Bedeutung, die man ihr bei der Behörde beizulegen schien, doch derart, dass ich mich am nächsten Tage veranlasst sah, einen mir bekannten Polizeicommissär aufzusuchen, ihm das ganze Verhör zu erzählen und ihn um Aufklärung zu ersuchen. Wenige Tage darauf erhielt ich auch den gewünschten Bescheid. Cavaliere del Pinto war verhaftet worden, weil er sich im Verkehr mit Officieren, die dem Kriegsministerium zugetheilt waren, verdächtig gemacht hatte; und da man bei der in seiner Wohnung durchgeführten Hausdurchsuchung auch meine Visitkarte gefunden und mit verschiedenen anderen »verdächtigen« Schriften mit Beschlag belegt hatte, musste auch ich vernommen werden. Doch gab mir mein Gewährsmann gleichzeitig die beruhigende Versicherung, dass ich mit dieser Sache nicht weiter behelligt werden solle.

Nun begann sie mich aber erst recht zu interessiren, und ich suchte etwas Näheres darüber zu erfahren. Da erfuhr ich denn gar

bald, dass dieser del Pinto ein »geheimer Agent« sei, der bemüht war, Abschriften wichtiger Schriftstücke aus dem Kriegsministerium zu erlangen, sich deshalb mit einigen Officieren in Verbindung zu setzen getrachtet habe, doch schon bei den ersten Versuchen ertappt und dem Strafgerichte eingeliefert worden sei. Ich erfuhr ferner, dass der Mann gar nicht del Pinto hiess, dass er auch nicht Correspondent einer Mailänder Zeitung, sondern ein piemontesischer Officier »ausser Dienst« sei, der noch manche Complicen habe, von denen einige ebenfalls schon sich in sicherem Gewahrsam befänden, während man anderen wohl auf der Spur sei, sie jedoch noch nicht festzunehmen vermocht habe. Nun konnte ich mir auch erklären, welches Interesse der angebliche del Pinto an der an und für sich unbedeutenden Verhandlung hatte, der er als »Correspondent« beizuwohnen angegeben; ohne Zweifel war auch jener Angeklagte ein Mitglied der geheimen Agentur, ein Helfershelfer, über dessen Schicksal sich sein Genosse informiren wollte. Es war dies übrigens der einzige Angeklagte, der vor das öffentliche Tribunal gestellt worden war — welches Schicksal die Anderen hatten, blieb ein Geheimniss.

Der Feldzug gegen Italien.

Die unsichere und zaghafte Politik Buol's verschärfte nur die Gegensätze zwischen den italienischen Kleinstaaten und Oesterreich. Er war in der Idee vollkommen befangen, der »gehirnweiche« Napoleon werde den Italienern nicht zu Hilfe eilen, sie im letzten Augenblicke noch im Stiche lassen, während die verbündeten Kleinstaaten des südlichen Italien allein gegen Oesterreich nichts auszurichten vermöchten, und darum lavirte er fortwährend, bis er endlich doch in die Falle ging, die ihm die italienische Diplomatie gelegt hatte.

Damals wäre vielleicht der vollständige Bruch zwischen Oesterreich und Italien zu vermeiden gewesen, wenn man es rechtzeitig verstanden hätte, sich mit Napoleon zu verständigen, der mit ganzem Herzen doch nicht bei der Sache war, schon wegen des Widerstandes, den ihm die fromme Kaiserin entgegensetzte mit Rücksicht auf Rom und den heiligen Vater.

Thatsächlich zog ja Napoleon die Eröffnung der Feindseligkeiten immer hinaus, trotz des Drängens Cavour's, der mit der Verlautbarung des zwischen ihm und dem Kaiser der Franzosen abgeschlossenen geheimen Vertrages drohte, von welchem zur Zeit nicht einmal die Räthe der Krone genügend unterrichtet waren. Hatte doch auch Napoleon dem von England ausgegangenen Vorschlag, die »italienische Frage« durch einen Congress lösen zu lassen, sofort nicht nur für seine Person beigestimmt, sondern sogar in einer besonderen Depesche an Cavour diesen kategorisch aufgefordert, dem Congresse beizustimmen und auf Italien nicht das Odium zu laden, dass es zu einem Kriege gedrängt habe. Wenn dieser nun auch nicht

gerade für alle Zeiten zu beseitigen gewesen wäre, wenigstens hätte er hinausgeschoben werden können, und Oesterreich hätte Zeit gewonnen, sich für einen Krieg besser vorzusehen, als dies bislang der Fall war.

Am Ballplatze herrschte aber ein zu starker Optimismus, verbunden mit einem Hochmuth, der dem Gegner sehr zu Statten kam, und der es Cavour möglich machte, die ganze Verantwortung, die man auf seine Schultern zu wälzen suchte, dem Widerspruche Oesterreichs zuzuschieben.

Cavour nahm nämlich bekanntermassen den Congressvorschlag bedingungsweise an, erfüllte somit principiell und formell die Wünsche der europäischen Mächte, und knüpfte nur die Bedingung daran, dass sämmtliche italienische Fürsten Sitz und Stimme im Congress haben sollten, da nur dann vom Congress eine günstige Lösung seiner Aufgabe zu erwarten sei. Das war nun die Falle, welche Cavour der österreichischen Diplomatie legte, da er wohl voraussehen konnte, dass dieser sein Vorschlag von Oesterreich als unannehmbar erklärt werden würde. Er hatte sich nicht getäuscht. Buol wies in einer schroff gehaltenen Note den Vorschlag Cavour's zurück, und fügte seinerseits noch die weitere Bemerkung hinzu, dass Oesterreich überhaupt nur dann den Congress beschicken könne, wenn nebst den italienischen Kleinstaaten auch Frankreich sofort abrüsten würde. Damit war das Schicksal des Congresses entschieden, der Vorschlag aufgegeben; Napoleon, gereizt, erklärte sofort, dass Frankreich nicht gerüstet habe und also auch nicht abrüsten könne. Die anderen europäischen Mächte zogen sich zurück, der Krieg war beschlossene Sache.

Am 23. April 1859 überbrachte Baron Kellersperg das Ultimatum Oesterreichs nach Turin. Es war das nur mehr ein formeller Act; wie die Antwort ausfallen würde, wusste man, — Feldzeugmeister Freiherr von Gyulay wurde mittlerweile zum Commandirenden der italienischen Armee ernannt. Der Bevölkerung in Oesterreich wurde damit keinerlei Ueberraschung bereitet, sie wurde nicht enttäuscht, sie hatte keinen anderen Ausgang erwartet. Jeder Laie war sich klar, dass die italienische Frage nur durch das Schwert gelöst werden konnte. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Meine Beziehungen zum »Oesterreichisch-ungarischen Lloyd« hatten sich mittlerweile etwas intimer gestaltet. Ich versah ununterbrochen den Dienst eines Berichterstatters, ich kam täglich ins Bureau, und war so mitten in der journalistischen Arbeit drinnen, ohne den Gedanken aufgegeben zu haben, meine Universitätsstudien zu vollenden. Das Schicksal hat es aber anders gewollt, und griff wieder ein.

Eines Tages, es war dies noch vor der Absendung des Ultimatums nach Turin, empfing mich Dr. Basch mit folgenden Worten:

»Kommen Sie morgen etwas zeitlicher ins Bureau. Ich will mit Ihnen zum Minister gehen.«

»Zum Minister?«

»Nun, was ist da Auffälliges daran? Sie kennen ja die Beziehungen, die zwischen Bruck und mir bestehen, die Beziehungen des Finanzministers zu unserem Blatte, und da es sich um eine wichtige Angelegenheit des Blattes handelt, bei welcher Ihnen die Hauptrolle zugedacht ist, so will ich Sie dem Minister vorstellen, der Sie vorläufig nur dem Namen nach kennt, Ihnen aber mancherlei zu sagen haben wird.«

»Wie? Ich verstehe nicht.«

»Nun den, Herr P., erstaunen Sie so viel Sie wollen. Ich habe etwas Grosses mit Ihnen vor: Sie gehen für den »Lloyd« als Berichterstatter ins Hauptquartier nach Italien!«

»Ich? Ich als Kriegsberichterstatter? Ich war ja noch nie....«

»Keine Widerrede! Wenn sich der Basch etwas in den Kopf gesetzt, da führt er es auch aus. Sie sind von heute an der Kriegsberichterstatter des »Oesterreichischen Lloyd«, und morgen werden Sie dem Minister vorgestellt.«

Kriegsberichterstatter.

Das war richtig: wenn sich Dr. Basch etwas in den Kopf gesetzt hatte, da gab es keine Widerrede, und jeder, selbst auf die vernünftigsten Motive gestützte Versuch, ihn von seinem Vorhaben abzubringen oder ihm eine andere Meinung beizubringen, wäre vergeblich gewesen.

Es war überhaupt eine ganz eigenartige Persönlichkeit, dieser kleine Basch. Wer ihn einmal im Leben gesehen, der konnte ihn nicht mehr vergessen, und wenn schon ihn, so doch gewiss nicht seinen weiten langen Mantel, der seine kleine, schmächtige Gestalt umhüllte. An diesem Toilettestück — einer Art Carbonarimantel — hing sein Herz, er legte es nicht ab, nicht im Sommer und nicht im Winter, zu keiner Jahreszeit; scherzweise ward sogar behauptet, dass sich Dr. Basch des Kleidungsstückes zur Nachtzeit als Decke bediene.

Aber noch ganz andere Extravaganzen charakterisirten diesen damals — es war dies in der Revolutionszeit und den darauffolgenden Jahren — vortheilhaft bekannten Journalisten Dr. Basch. Der Sohn armer Eltern, war er von seiner frühesten Jugend an auf sich selbst angewiesen. Durch Lectionen musste er sich sein Fortkommen verschaffen. Schon im Gymnasium »gab er Stunden«; später glückte es ihm, einen guten Hofmeisterposten zu erlangen, und während er diese Stelle mit aller Gewissenhaftigkeit versah, setzte er seine philosophischen Studien fort und vertiefte sich in den Talmud, da er die Absicht hatte, sich zum Rabbiner heranzubilden.

Da kam das Jahr 1848, da kamen die Märztage dieses Jahres. Die Freiheitsideen rissen auch den jungen Basch hin, der temperamentvolle

Rabbinatscandidat trat häufig als Freiheitsredner auf, und das Wort allein genügte ihm nicht, er griff auch zur Feder und schrieb lange Artikel für die Menschenrechte, für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit! Mit der Befähigung zur Journalistik ward es zu jener Zeit nicht sehr genau genommen. Das Urtheil war stets ein sehr rücksichtsvolles; man kümmerte sich in erster Linie um das, was Einer schrieb, und dann erst darum, wie er schrieb. Die Stylfeinheit und -Reinheit ward zwar dort, wo sie vorhanden war und in den Artikeln zum Ausdruck kam, beachtet; allein den meisten Effect machte doch ein Aufsatz, in welchem die kräftigsten Worte gegen das frühere Regierungssystem und seine Vertreter enthalten waren. Je gewaltiger und rücksichtsloser der Ausdruck, desto nachhaltiger war die Wirkung, desto mehr Beachtung und Anerkennung fand der Artikel. In dieser Schreibweise war der kleine Basch gross, und seine Artikel wurden viel und gerne gelesen. Durch diese Erfolge angespornt, wandte er sich der Journalistik zu und vernachlässigte immer mehr sein Berufsstudium. Als später ruhigere Zeiten kamen, hatte er schon alle Lust für den Beruf eines Seelsorgers eingebüsst, und da ihm eine Stelle als Leitartikler beim »Lloyd« angetragen wurde, nahm er sie freudigst an und hieng die ganze Theologie an den Nagel.

Je strenger die Censur in der Ausübung ihres Amtes geworden, je mehr sich Basch in seiner Schreibweise Zwang auferlegen musste, desto leidenschaftlicher war er als Redner, wo immer er Gelegenheit hatte als solcher aufzutreten. Nicht selten kam das Präsidium der Handels- und Gewerbekammer in Verlegenheit, wenn Basch auf der Tribüne stand, um über eine ganz gewöhnliche Angelegenheit zu sprechen, wobei er die heftigsten Ausfälle gegen die Regierung und ihre mangelhafte Einsicht gebrauchte. Entzog man ihm das Wort, ja fiel nur ein Wort der Beschwichtigung, so wurde er gleich noch heftiger, und er dehnte dann auch seine Ausfälle auf die »feigen Memmen aus, die sich gemächlich die Zwangsjacke anlegen lassen und es selbst nicht ansehen können, wie sich Andere gegen solche Zwangsjacken zur Wehre setzen« — eine Phrase, die deshalb wörtlich citirt wird, weil sie, von Basch gebraucht, ihm einen Process und seine Verurtheilung zu einer dreimonatlichen Kerkerstrafe eintrug,

die er jedoch nicht abzusitzen brauchte, da sein Gönner Bruck seine Begnadigung beim Kaiser erwirkte.

Es war dies übrigens nicht das einzige Missgeschick, das Basch gleich in den ersten Jahren seiner journalistischen Laufbahn widerfuhr. Fast nach jedem öffentlichen Vortrage wurde er zur Polizei citirt, um sich zu verantworten, und wäre nicht hinter ihm eine so mächtige Persönlichkeit gestanden, er hätte wohl die meiste Zeit über »Freiheit und Menschenrechte« hinter Schloss und Riegel nachdenken können. Dieses sein wuchtiges Auftreten an verschiedenen Orten, die gelegentlichen Conflicte, die stets sein Auftreten zur Folge hatte, und dazu seine Erscheinung machten Basch zu einer bekannten Stadtfigur, zumal seine nicht sehr vortheilhafte Erscheinung durch die eigene Art, wie er sich kleidete, noch mehr auffiel, ja sogar einen komischen Anstrich erhielt.

Dr. Basch war ein guter Mensch. Für Verwandte und Freunde, die er liebgewonnen, konnte er die grössten materiellen Opfer bringen. Wie oft wurde er in Folge seiner Herzensgüte und Leichtgläubigkeit ausgebeutet und in Verlegenheiten und solche Situationen gebracht, dass ihm selbst das Nöthigste für seinen eigenen Unterhalt fehlte! Das genirte ihn aber blutwenig und machte ihm auch keine Sorgen. »Für mich, pflegte er in solchen Fällen zu sagen, habe ich immer genug, meinen Hunger kann ich auch mit einem Stück Brod stillen.«

Bei all dieser Weichheit des Gemüths, bei all dieser Herzensgüte konnte Basch aber verletzend werden, wenn er durch Gegenbemerkungen und Einwendungen zum Widerspruch gereizt wurde. In solchen Fällen hörte seine Gemüthlichkeit auf und ging seine scharfe Zunge mit ihm durch. Liess man ihn aber anfänglich gewähren, stimmte man scheinbar seiner Ansicht bei, und ergab sich später einmal Gelegenheit, auf dieselbe Sache nochmals zurückzukommen, dann konnte er auch klein beigeben; nur musste man ihn nicht merken lassen, dass er früher einmal einer anderen Meinung gewesen war.

Das wussten nun Alle, die mit ihm verkehrten, und die ihm nahestanden, vertrugen sich deshalb auch gut mit ihm.

Es wäre also vergebliches Bemühen gewesen und es hätte vielleicht nur zu gereizten Auseinandersetzungen geführt, die zum Nachtheile meiner Position als Mitarbeiter des »Lloyd« ausgefallen wären, wenn ich mich in irgend welche Erörterungen über die Absichten, die er mit mir verfolgte, eingelassen hätte. Ich dachte vielmehr, beim Finanzminister werde sich die Sache schon zu meinen Gunsten wenden, und ich von einer Mission befreit werden, für welche ich mir die Fähigkeiten nicht zusprechen konnte, die Dr. Basch in mir erkannt haben wollte.

Von der Audienz beim Minister erwartete ich also eine Erlösung aus der greulichen Situation, in welche mich mein Vorgesetzter gebracht. Konnte ich doch mit einiger Gewissheit erwarten, dass der Minister einige Fragen an mich richten werde, die auf die mir übertragene Mission Bezug nehmen und Sr. Excellenz die Ueberzeugung beibringen würden, dass ich der schwierigen Aufgabe nicht gewachsen sei. Das Gegentheil von dem traf ein. Freiherr von Bruck sagte leichthin, nachdem mich mein Protector vorgestellt hatte und die üblichen Begrüssungsworte gewechselt waren: »Sie werden gewiss Tüchtiges leisten und dem Blatte, das Sie zu vertreten ausersehen sind, viele Ehre machen. Ich bin dessen gewiss, denn auf meinen Freund Basch kann ich mich schon verlassen, und wenn er etwas vorschlägt, ist's gewiss das Richtige. Schreiben Sie uns nur fleissig und vor Allem schicken Sie uns nur fleissig Siegesbulletins, hören Sie, Siegesbulletins. Gott behüte uns vor schlechten Nachrichten.«

Ich kam fast nicht zu Worte. So wie ich etwas erwidern wollte, fiel mir Dr. Basch in die Rede, gleichsam als ahnte er, dass ich den Minister etwa von seiner vorgefassten günstigen Meinung für mich abbringen könnte. Vor Abschluss der Audienz brachte Dr. Basch auch die Frage meiner Zutheilung zum Hauptquartier zur Sprache, und der Minister meinte: »Darauf werden Sie wohl kaum warten können. Begeben Sie sich nur unverzüglich nach Verona; beim dortigen Festungscommando werden Sie die Ausfertigung der Legitimationen für den Aufenthalt im Hauptquartier erlangen; es wird dies Alles auf telegraphischem Wege besorgt werden. Fahren Sie nur so rasch als möglich!« Der Minister reichte mir freundlichst die Hand:

»Glückliche Reise also, möge es Ihnen und unserer Armee wohlergehen!« ....

So wurde ich über Nacht zum Kriegsberichterstatter für eines der grössten Journale Wiens.

Ich wurde es, ohne dass ich etwas dazu beigetragen hätte, ja, ich wurde es gegen meinen Willen; ich musste mich ins Unvermeidliche fügen.

Kaum dass ich von Dr. Basch Abschied genommen, suchte ich eine Buchhandlung auf und liess mir alle vorräthigen militärischen Bücher vorlegen. Ich kann nicht sagen, dass ich da eine besondere Auswahl getroffen hätte; ich liess mir Alles zuschicken, was mir einigermassen als ein nützliches Buch erschien, aus welchem ich mich über militärische Dinge unterrichten könnte, packte diese ziemlich umfangreiche Bibliothek in einen grossen Koffer, während die sorgliche und, wenn auch aus anderen Motiven, nicht minder schwer betrübte Mutter einen zweiten noch grösseren Koffer mit allerlei nützlichen und unnützen Dingen anfüllte. Und so fuhr ich zwei Tage nach der Audienz beim Finanzminister Bruck als wohlbestallter Kriegsberichterstatter nach Italien in das Hauptquartier der operirenden Armee.

Die zwei vollgepackten Koffer, die ich von Wien mitgenommen, blieben in Triest im Hôtel zurück, und zwar auf Anrathen eines Reisebegleiters, des Hauptmann A. (dieser ist bereits Feldmarschall-Lieutenant in Pension), der sich gleichfalls nach Italien zu seinem Regimente begab; mit einem kleinen Handkoffer langte ich in Verona an. Dem Hauptmann A. werde ich bis an mein Lebensende eine dankbare Erinnerung bewahren, da er mir in den ersten Tagen wie ein getreuer Mentor und verlässlicher Freund mit Rath und That zur Seite gestanden. Er geleitete mich in Verona sofort zum Festungscommandanten, wo ich meine Legitimation erhalten sollte, die thatsächlich auch schon bereit für mich lag, da vom Kriegsministerium aus an die Militärbehörden telegraphisch der Auftrag ergangen war, mich unbehindert bis ins Hauptquartier der operirenden Armee gelangen zu lassen. Dort wurde mir auch, was ich gleich hier beifügen will, meine Zutheilung angeordnet und mein Aufenthaltsschein ausgefolgt.

Mit der Legitimation des Festungscommandanten versehen, gingen wir, mein Begleiter und ich, zum Capo di Commune, wo ich mein Quartier angewiesen erhielt, eine Dachstube mit einem so niedrigen Plafond, dass es selbst einem Zwerge nur schwer möglich gewesen wäre, aufrecht zu stehen. Hauptmann A., der mir meine Unzufriedenheit mit dieser Unterkunft vom Gesichte las, tröstete mich mit den Worten: »Es werden noch Tage kommen, wo Sie sich hieher nach diesem Obdach zurücksehnen werden« — und er hatte recht!

In Verona herrschte zur Zeit ein bewegtes militärisches Leben. Alle Gassen und Strassen und insbesondere alle geräumigen Plätze waren von den verschiedensten Truppengattungen dicht besetzt. Militär zog Strass' auf, Strass' ab, Musikbanden spielten, Trompeten schmetterten, Trommeln wirbelten, Soldaten sangen Nationallieder — All' das bunt durcheinander. Die Arena an der Piazza Brà, die Kirche daselbst waren improvisirte Kasernen, und vor und im Café Militari war alles dicht besetzt von Officieren bis zu den höchsten Chargen hinauf. Auch Freiherr von Urban war da. Durch Vermittlung meines Protectors wurde ich dem Festungscommandanten vorgestellt, der mich mit aufmunternder Freundlichkeit begrüsste und mich sofort für den Abend zum Thee lud. Diese Freundlichkeit hatte zur Folge, dass alle jene Officiere, denen ich nachher vorgestellt wurde, dem Beispiele ihres hohen Vorgesetzten folgten.

Inmitten dieses buntfarbigen militärischen Treibens fiel mir ein Civilist auf, der mit einer einfachen grauen Blouse bekleidet, von einigen höheren Officieren umkreist war, denen er irgend eine heitere Geschichte erzählt haben mochte, die Alle belachten. Mein treuer Begleiter wusste auch nicht, wer diese Persönlichkeit sei; doch bevor er sich noch die diesbezügliche Aufklärung verschaffen konnte, schritt schon der Fremde auf mich zu, reichte mir freundlichst die Hand und begrüsste mich als seinen — Collegen.

»Ich heisse Hackländer und bin Kriegsberichterstatter wie Sie.« Ich nannte — offen gestanden — etwas verlegen meinen Namen. Hackländer mochte dies bemerkt haben, denn ohne eine weitere Mittheilung meinerseits abzuwarten, fuhr er in leutseligem Tone fort:

»Man hat mich über Ihre Mission schon vorher unterrichtet, als Sie dem Commandanten vorgestellt wurden; wenn ich mit etwas dienen kann, bitte ich, nur über mich zu verfügen. Ich werde jederzeit bereit sein, Ihnen nach Kräften behilflich zu sein; ich habe — Sie werden mir dies nicht als Unbescheidenheit auslegen — etwas vor Ihnen voraus: ich bin alter Kriegsberichterstatter; wir wollen gute Kameradschaft halten.«

Es würde mir heute schwer fallen, die Empfindung zu schildern, die bei dieser überaus herzlichen Ansprache in mir wachgerufen wurde; ich kann nur sagen, dass Hackländer gegenüber meine Befangenheit eine weit grössere war, als gegenüber dem Festungscommandanten. Sie hielt übrigens nicht lange an, diese Befangenheit. Hackländer wusste sie zu verscheuchen. Er zeigte sich auch da als der liebenswürdige Plauderer, als den man ihn aus seinen Schriften kennt, und er wirkte aufmunternd nach jeder Richtung hin.

In einfach schlichten Worten gab er einige Erlebnisse aus früheren Tagen zum Besten, aus früheren Feldzügen, die er mitgemacht, die Eindrücke, die er da empfangen, die Aufregungen, denen er ausgesetzt war, die Strapazen, die er durchgemacht, und lächelnd fügte er hinzu: »Das Alles steht uns auch jetzt bevor. Sie werden mehr zu thun bekommen, als Sie vermuthen, Sie müssen sich auf eine schwere Arbeit vorbereiten.« Meine Bemerkung, dass ich befürchte, der Aufgabe nicht gewachsen zu sein, da ich von militärischen Dingen absolut nichts verstehe, gab ihm zu den aufmunternden Worten Anlass: »Sie schreiben ja für kein militärisches Fachblatt. Wir schildern blos, was wir sehen; wir haben unsere Eindrücke wiederzugeben, und was die eigentlichen Schlachtenberichte anbelangt, so wird uns zu diesem Behufe das nöthige Material zur Verfügung gestellt werden. Für die ersten Telegramme an Ihr Blatt genügt es, den Ausgang einer Schlacht so rasch als möglich mitzutheilen, und ob es ein guter oder schlimmer Ausgang war, dazu braucht man keine besondere Information; von den Gesichtern der hohen Officiere lesen Sie förmlich den Ausgang einer Schlacht oder eines Gefechtes herab, und da heisst es nun vorsichtig und taktvoll sein. Ist der Sieg auf unserer Seite, was wir Alle hoffen

wollen, dann darf man schon etwas dickere Farben auftragen, und ist das Gegentheil der Fall, dann — nun, davon wollen wir lieber nicht sprechen.«

Ein dritter Civilist trat mittlerweile heran. Hackländer stellte ihn sofort vor: »Signor Perego, corrispondente della Gazetta di Milano.«

Heute steht das Bild dieses Mannes noch lebhaft vor meinem Auge. Von grossem, kräftigem Körperbau, breitschulterig, hätte dieser Correspondent der Mailänder Zeitung mit seinem männlichen Kopf, seinen hellen, blauen Augen und seinen üppigen, blonden Haaren einem Maler als bestes Modell für einen Helden dienen können. Ich selbst, nicht gross und schmächtig, glaubte mich vor einen Riesen gestellt, dessen freundlicher, milder Blick jedoch nicht etwa einschüchterte, sondern einen geradezu fascinirenden Reiz ausübte, anziehend wirkte und Einen ganz gefangen nahm.

Signor Perego brachte eine Nachricht, die er soeben an seine Zeitung telegraphirt hatte: das Hauptquartier sei nach Mortara verlegt, stehe nun vor Turin und die Besetzung dieser Stadt durch unsere Truppen werde wohl in wenigen Stunden erfolgen.

Gleichzeitig eilte ein Soldat mit einer Rolle Drucksorten an uns vorbei. Hackländer rief ihn zurück: »Was haben Sie hier? Was tragen Sie da?« Ohne Widerrede folgte er einige Exemplare dieser Drucksachen uns aus. Es war dies ein Aufruf des Festungscommandanten Freiherrn von Urban an die Bevölkerung von Verona, sich ruhig zu verhalten, die Stadt nicht zu verlassen, nicht in Gruppen stehen zu bleiben; es fand sich darin auch der dem Festungscommandanten später sehr übelgenommene Passus, der beiläufig so lautete: »Ich bin ein Oesterreicher, mir könnt Ihr vertrauen, Ihr aber seid Italiener, ich traue keinem von Euch.«

Stoff für den ersten Brief war nun genügend vorhanden. Wir eilten auf das Telegraphenamt mit der Losung:

»Auf nach Turin!«

* *
*

Schriebe ich eine Geschichte des Feldzuges vom Jahre 1859, dann müsste hier ein besonderes Capitel eingeschoben werden, eine

Schilderung der Stimmung, in welcher sich unsere Soldaten vor Ausbruch der Feindseligkeiten befunden haben. Sie war, rund herausgesagt, nichts weniger als eine gehobene. Man kann sich kaum eine Armee denken, bei welcher an und für sich die Kampfeslust und die Siegeszuversicht eine so intensive und lebhafte war, wie bei unseren Truppen. Es geschah jedoch Alles, um diese Kampfeslust zu dämpfen und eine Missstimmung hervorzurufen, die sich laut in einer Weise kundgab, wie sie sonst bei gut disciplinirten Soldaten — aus welchen die österreichische Armee jederzeit bestand — nicht vorzukommen pflegt und nicht vorkommen darf.

Ja, wer und was trug die Schuld, wird man fragen? Um dies zu beantworten, müsste man weit ausholen, und dann, bei aller Gründlichkeit, würde sich der eigentliche Schuldige schwer eruiren und mit genügender Bestimmtheit feststellen lassen. Die Verhältnisse vom Tage der Kriegserklärung an bis zur Eröffnung der Feindseligkeiten lagen in Wien ungefähr so, wie zur Zeit des famosen Hofkriegsraths. FZM. Freiherr von Gyulay war zum Obercommandanten ernannt, ausgerüstet selbstverständlich mit allen Prärogativen, die bei einer solchen verantwortlichen Stellung unerlässlich sind. Allein in der Hauptsache schien doch sein Wille allein nicht massgebend und seltsamer Weise gerade in dem Punkte gehemmt gewesen zu sein, der im Kriegsfalle der wichtigste ist, den richtigen Moment zur Eröffnung der Feindseligkeiten zu benützen.

Dass man bei einer Persönlichkeit, der eine so hochwichtige und so überaus verantwortliche Mission übertragen wurde, auch die entsprechenden Fähigkeiten vorausgesetzt haben musste, darüber konnte doch kaum ein Zweifel bestehen. An Energie und Thatkraft fehlte es dem Obercommandanten auch nicht. Man fragte sich nun allgemein, weshalb denn die Armee, nachdem der Aufmarsch vollzogen war, nicht in den Kampf geführt wurde, weshalb sie zur Unthätigkeit verurtheilt war, wo doch die Chancen des Sieges so günstig standen, und nach dem Ausspruch erfahrener Männer der Ausgang einer sofortigen Aufnahme der Feindseligkeiten kaum zweifelhaft gewesen wäre!

Das Hauptquartier lag vor Turin, so nahe der Stadt, dass man deren Thürme sah; man wusste, dass die feindlichen Truppen längst Turin verlassen hatten, und dass die Stadt ohne alle Hindernisse besetzt werden konnte. Man kannte genau die Streitmacht Italiens, seine Heeresstärke, die vielen Mängel in der Armee. Man wusste, dass sich die Italiener zurückgezogen hatten, um sich im Süden mit den französischen Verbündeten zu vereinigen. Es war also für Alle einleuchtend, dass all' diese günstigen Umstände, rechtzeitig ausgenützt, zum Siege führen müssten, ja vielleicht sogar den Krieg beenden würden, ehe Napoleon mit seinen Truppen Italiens Boden erreichen konnte — und der Obercommandant sass ruhig in Gorlasco und Mortara, verlegte allerdings sein Hauptquartier bis vor Turin, aber ohne diese Stadt zu besetzen. Auch nicht der leiseste Versuch wurde gemacht, um den Feind aufzusuchen, ihn in seinen Operationen zu hemmen, bei seinem Abzug zu verfolgen und seine Vorrückung mit einer starken Macht zu hemmen.

Man debattirte, spintisirte, kritisirte dies — und verurtheilte schliesslich denjenigen, der, wie sich nachträglich herausstellte, am allerwenigsten Schuld daran trug, den Obercommandanten Freiherrn von Gyulay. In der That, er war der am allerwenigsten Schuldige! Die ihm nahe standen, die wussten, wie er über das eigenartige dolce far niente dachte, und welch' tiefen Seelenschmerz es ihm bereitete, das Schwert in der Scheide ruhen lassen zu müssen, wo es so gut seine Verwendung finden konnte.

Wer war aber doch der Schuldige? Die Frage mag der Historiker beantworten, der Geschichtsforscher, dem die lauteren Quellen zu Gebote stehen, aus denen er schöpfen und sich eine Meinung bilden kann. Im Hauptquartier lispelten sich die »Eingeweihten« zu: am Ballplatz in Wien hätte sich nach der Kriegserklärung ein Hof-Kriegsrath oder, richtiger gesagt, ein Hof-Staatsrath etablirt, ein Rathscollegium aus sogenannten Staatsmännern, welches sich die Aufgabe gestellt, Napoleon zum Aufgeben seiner Nationalitätsidee und zum Aufgeben seiner feindlichen Absichten gegen Oesterreich zu bewegen; Noten seien zwischen Wien und Paris gewechselt

worden, welche sich mit dieser Frage beschäftigten, Vorstellungen der Vermittler (die Botschafter hier wie dort hatten ja bereits ihre Posten verlassen) seien gemacht worden, die ihre »guten Dienste« anboten, und Napoleon sei scheinbar auf Unterhandlungen eingegangen, um Zeit für den Aufmarsch seiner Truppen und ihre Verbindung mit den Italienern zu gewinnen. Die Sache klang sehr wahrscheinlich; ob sie sich wirklich so verhielt, konnte damals wenigstens von den Fernerstehenden nicht festgestellt werden.

Was nun mich veranlasst, diese Umstände hier zu erwähnen, geht aus den folgenden Zeilen hervor.

Mit Zustimmung des Chefredacteurs des »Oesterreichischen Lloyd« trat ich auch mit dem »Frankfurter Journal« in Verbindung, dem dessen damaliger Wiener Correspondent Dr. Engel, Redacteur der »Wiener Zeitung«, meinen Aufenthalt auf dem Kriegsschauplatz gemeldet und welchem er mich zugleich als Kriegsberichterstatter warm empfohlen hatte. Der diesbezügliche telegraphische Engagementsantrag traf mich in Gorlasco, und nachdem ich die Einwilligung meiner Redaction erhalten hatte, schrieb ich sofort das erste Feuilleton, betitelt: »Ein Ball im Hauptquartier«, das in der Beilage des »Frankfurter Journal«, in den »Didaskalia« zum Abdruck kam. Die vorangegangenen Feuilletons für den »Oesterreichischen Lloyd«: »Aus Verona«, »Eine Fahrt bei Nacht und Nebel«, »Im Hauptquartier«, fanden alle eine freundliche Beurtheilung bei dem Obercommandanten, der sich Alles, was aus dem Hauptquartier von den officiellen Correspondenten geschrieben wurde, vorlesen liess. Mein Bericht für die »Didaskalia« aber fand eine sehr üble Aufnahme. Der Eindruck, den dieser Artikel beim Obercommandanten hervorgerufen, ward mir durch ein drastisches Mittel bekannt — ich erhielt meinen Pass zurück, es wurde mir meine Legitimation abgenommen mit dem Bedeuten, dass ich sofort das Hauptquartier zu verlassen hätte.

Ich war wie versteinert! Ich konnte mir die Sache nicht enträthseln. Was konnte in dieser harmlosen Schilderung, die sogar viel Schmeichelhaftes für den Obercommandanten enthielt, Anstössiges gewesen sein? Der Adjutant, der mir den — »Ab-

schied« überbrachte, theilte mir andeutungsweise den Grund der Massregelung mit. In dem Feuilleton war, entsprechend der Situation, eine Schilderung der Stimmung der kampfeslustigen Soldaten enthalten, die eine gedrückte sei, weil ihnen noch keine Gelegenheit geboten wurde, ihre Tapferkeit zu bethätigen; die aber setzen alle Hoffnungen auf ihren hohen Führer, zu dem sie volles Vertrauen haben, über dessen Pläne Niemandem ein Urtheil zustehe. Dann kam die Schilderung eines improvisirten Balles, dem der Obercommandant, sichtlich vergnügt über die gute Stimmung seiner Soldaten, beigewohnt hatte, und zum Schluss hiess es: »Kapellmeister Fahrbach hat dem Obercommandanten bereits einen Marsch gewidmet. der nach dem Schlusse des Balles unter jubelnder Zustimmung aller Anwesenden executirt wurde.«

Dieser Schlusspassus wurde missdeutet; man hielt ihn für eine sarkastische Bemerkung, als wolle der Schreiber damit den Unwillen der Soldaten charakterisiren, dass sie so lange nicht in den Krieg geführt werden, und dass man den »Marsch« nur deshalb bejubelte, weil in dem Worte das ausgedrückt sei, was im Geheimen von Allen gewünscht werde, dass nämlich der Obercommandant beseitigt werde. Und zu dieser ganz eigenthümlichen Auslegung gab das kleine Wörtchen »bereits« die meiste Veranlassung . . . . Da nützte nun keine Gegenvorstellung. All' mein Bemühen, bis zu dem Commandanten heranzukommen, um hier an geeigneter Stelle Aufklärungen zu geben, war vergeblich — es blieb bei der Massregel.

Vier Tage hierauf war ich wieder in Wien, am fünften Tage schon wieder, mit neuerlichen Legitimationen versehen, auf dem Wege nach dem Kriegsschauplatze. Die Ankunft daselbst verzögerte sich durch mancherlei Hindernisse, und als ich endlich wieder in Verona anlangte, waren die Schlachten von Magenta und Solferino mit dem bekannten unglücklichen Ausgang für die österreichische Armee, geschlagen, der Obercommandant Freiherr v. Gyulay hatte abgedankt Kaiser Franz Josef hatte persönlich das Obercommando übernommen. Es kam aber zu keinem weiteren Gefechte — der Friede von Villafranca hatte den unglücklichen Feldzug beendet.

Nach dem Feldzuge.

Jeder Todesfall will seine Ursache haben, und man begnügt sich in den meisten Fällen nicht, die Todesursache gelten zu lassen, die der Arzt als eine solche bezeichnet; man forscht vielmehr fast immer nach anderen Ursachen, und gewöhnlich heisst es: hätte der Verstorbene nicht Dies und Das gethan, hätte man ihm Dies und Das nicht erlaubt, die Katastrophe wäre gewiss nicht eingetreten. Eine ähnliche Erscheinung lässt sich fast nach jedem unglücklichen Feldzuge bemerken. Die Schuldtragenden sind in solchen Fällen immer bemüht, die eigentlichen Ursachen der Niederlagen nur als Wirkungen hinzustellen, verursacht durch früher gemachte Fehler und alte Unterlassungssünden. Fast immer wird die Schuld auf Andere, auf Unschuldige oder nur zum geringen Theile Schuldige gewälzt. Die öffentliche Meinung wird für solche Fälle stets zu gewinnen gesucht, und Alles schreit dann im Chorus um Rache — die öffentliche Meinung will ihr Opfer haben. So war es zu allen Zeiten und so war es auch nach dem unglücklichen Feldzuge des Jahre 1859.

Im Herbste dieses Jahres verbreiteten sich anfänglich vage Gerüchte über Defraudationen bei Armeelieferungen. Als Hauptschuldiger wurde FML. Baron Eynatten bezeichnet, welcher während des Krieges beim Armee-Obercommando das Verpflegswesen geleitet hatte. Die Verpflegung der Truppen liess in der That Vieles zu wünschen übrig. Die Klagen darüber wurden schon während des Feldzuges oft genug laut, und da man der Sache gründlich nachging, kam man auch auf die Spur einiger Verbrecher.

Es waren dies italienische Ochsenhändler, Lieferanten, die sich das Vieh gut bezahlen liessen, durch eine verbrecherische Manipulation jedoch dasselbe nicht ablieferten, sondern es über die Grenze in das feindliche Lager trieben. Drei solche Lieferanten wurden auch in Gorlasco standrechtlich behandelt und erschossen.

Nach dem Feldzuge wurde mit als eine Hauptursache des unglücklichen Ausganges desselben diese mangelhafte Verpflegung der Truppen bezeichnet; die anfänglich aufgetauchten Gerüchte hierüber wurden tendenziös erweitert und ausgebeutet, ausgebeutet von Solchen, die alle Ursache hatten, sich dadurch von der eigenen Verantwortung zu entlasten und sie, so viel als eben möglich, auf die Schultern Anderer zu wälzen. Und wenn sie auch — was ja wahrscheinlich war — nicht den ganzen Zweck, nicht Alles dabei erreichten, so erzielten sie doch einen momentanen Erfolg, nämlich den, dass nicht mehr von ihnen allein und ihrer Schuld gesprochen, und dass die öffentliche Meinung für eine andere Sache interessirt wurde.

Die Gerüchte über Defraudationen bei den Lieferungen für die operirende Armee nahmen mit jedem Tage, in der angedeuteten Weise genährt, immer mehr an Consistenz zu; sie begannen mit solcher Kraft aufzutreten, dass sich die Behörden veranlasst sahen, zu untersuchen, was an diesen Gerüchten Wahres und was Falsches sei, und die Auditoriate entwickelten in der That eine ausnehmend rege Thätigkeit.

Die Untersuchung gelangte auf Spuren, welche wirklich ein strafbares Vorgehen des Baron Eynatten vermuthen liessen, und es erfolgte seine Verhaftung.

Diese Verhaftung, welche selbstverständlich grosses Aufsehen erregte, ging nun gewissen Leuten — um einen vulgären Ausdruck zu gebrauchen — »gegen den Strich«. Dass ein Soldat, ein hoher militärischer Würdenträger allein zur Verantwortung gezogen werden sollte, das schien Manchem von Uebel, zumal für den Ruf der Armee, gleichsam als wenn diese in ihrer Gesammtheit dadurch vor Gericht citirt wäre, was freilich Niemandem zu behaupten in den Sinn gekommen war. Es mussten also auch Civilpersonen in die

Strafuntersuchung einbezogen werden, und so wurden denn die geachtetsten Persönlichkeiten von fleckenlosem Rufe, nur weil sie die Hauptunternehmer bei den Lieferungsgeschäften gewesen waren, mitbeschuldigt und mit unter Anklage gestellt; es waren dies die Vertreter einer grossen Triester Firma und der Director der Creditanstalt in Wien, Franz Richter.

Die Verhaftung des FML. Eynatten erfolgte am 6. März (1860). In der Nacht vom 7. auf den 8. März hat sich der General in seiner Kerkerzelle erhängt. Ich erfuhr davon noch am Nachmittag des 8. März, und zwar erhielt ich die Mittheilung von einer Persönlichkeit, deren Glaubwürdigkeit ausser allem Zweifel stand — von einem Generalauditor, der zu den Stammgästen jenes Kaffeehauses zählte, welches auch ich täglich zu besuchen pflegte.

Dieses Kaffeehaus befand sich zur Zeit in dem Gebäude auf der Freiung, in welchem heute die Bureaux der Escomptebank untergebracht sind. Es war zumeist von Civil- und Militärbeamten besucht. Heutigen Tages dürfte eine derartige Localität, wie sie dort den Besuchern zur Verfügung stand, kaum Gäste finden. Das Kaffeehaus bestand aus drei hintereinander gelegenen Zimmern; nur in dem vorderen war es hell, in den anstossenden musste den ganzen Tag hindurch Gas brennen, um die Räume zu beleuchten. Hier versammelten sich täglich dieselben Gäste; selten dass ein Fremder zu sehen war, und wenn einer erschien, so hielt er sich nur kurze Zeit auf, so lange, bis er seinen Kaffee oder Thee zu sich genommen. Zu den Stammgästen zählte nun, wie erwähnt, auch der Generalauditor H.

Er war an dem bezeichneten Tage, am 8. März, früher als sonst erschienen, um mich noch sprechen zu können, bevor die übliche Billardpartie begonnen hatte. General H. zog mich in eine Fensternische und theilte mir den Selbstmord des FML. Eynatten mit, hinzufügend, dass ich davon den geeigneten Gebrauch für die »Morgenpost«, deren Mitredacteur ich damals war, machen könne. Ich erkundigte mich um alle näheren Umstände, liess mir das Arrestlocal genau beschreiben, das Aussehen des Generals schildern, fragte, ob er Briefe hinterlassen, und erfuhr Alles, was ich nur wissen wollte.

Sofort machte ich mich an die Arbeit. Der Bericht über diesen Selbstmord, wie ich ihn niederschrieb, umfasste acht enggeschriebene Octavseiten. Sobald ich die Arbeit fertig hatte, eilte ich in die Redaction, das Manuscript abzuliefern, fand aber von meinen Collegen keinen mehr vor, und so übergab ich den Bericht dem Metteur-en-pages mit dem Bedeuten, dass der Abzug dem Chefredacteur und Eigenthümer Herrn Dr. Landsteiner vorzulegen sei.

In leicht begreiflicher Aufregung nahm ich am darauffolgenden Morgen zeitiger als sonst das Blatt zur Hand, und was fand ich darin? Folgende zwei Zeilen unter den Tagesnachrichten, mit gewöhnlicher Schrift gedruckt:

»FML. Eynatten hatte in der Nacht von Mittwoch auf Donnerstag seinem Leben durch Selbstmord ein Ende gemacht.«

Nicht ein Wort mehr, nichts von alldem, was ich sonst geschrieben — ich war verstimmt!!

Ich eilte ins Bureau und konnte es kaum erwarten, Herrn Dr. Landsteiner zu sprechen. Hier war noch Niemand anwesend. Meine Aufregung war so gross, dass ich den Chef, der gewöhnlich bis Mittag schlief, wecken und ihn ersuchen liess, mich sofort zu empfangen. Es geschah. Nun kam aber etwas, was ich am allerwenigsten erwartet hatte, — ich wurde mit Vorwürfen überhäuft, und in grosser Entrüstung wurde mir bedeutet, dass meine Unvorsichtigkeit bald das Blatt hätte in Gefahr bringen können!

»Unvorsichtigkeit?« Ich war sprachlos. Ich glaubte ja für meinen Eifer Anerkennung zu verdienen. Da ward mir die Aufklärung. Man hatte noch in der Nacht »vorsichtigerweise« den Bürstenabzug dem Chef des Pressbureau bei der Polizeibehörde, Herrn Rath Janota, unterbreitet. Dieser, so hiess es, sei durch den detaillirten Bericht in derartige Aufregung versetzt worden, dass er stricte erklärte, er würde, falls der Bericht zum Abdruck käme, die Confiscation des Blattes verfügen, sowie überdies noch darauf antragen, dass dem Eigenthümer der Zeitung eine »Verwarnung« zukomme. Mit diesen Verwarnungen hatte es nun damals ein eigenes Bewandtniss. Ein Blatt, das d r e i solcher Verwarnungen erhalten

hatte, konnte ohne weitere Begründung unterdrückt, d. h. das weitere Erscheinen desselben konnte verboten werden.

Die Androhung einer solchen Verwarnung hatte natürlich den Eigenthümer der »Morgenpost«, Herrn Dr. Landsteiner, in bedeutenden Schrecken versetzt, und der Ausdruck dieser Empfindungen lag in dem Empfang, den mir mein zürnender Chef bereitete, als ich ihn nach der Ursache der Streichung meines Berichtes fragte.

Man darf sich übrigens über dieses vorsichtige Vorgehen des genannten Chefredacteurs nicht wundern. Selbst heute, nach dreissig Jahren, unterziehen sich in Oesterreich Journalisten noch oft einer solchen freiwilligen Censur, um nur ja von schwereren Plackereien verschont zu bleiben.

Ich erhielt aber vierundzwanzig Stunden nach der erzählten Unterredung mit Dr. Landsteiner volle Genugthuung. Die amtliche »Wiener Zeitung« berichtete nämlich über den Selbstmord Eynatten's unter dem Datum vom 10. März 1860 in folgender, verhältnissmässig ausführlicher Weise:

»Die Militärbehörde hat sich vor Kurzem in die beklagenswerthe Nothwendigkeit versetzt gesehen, den FML. August Freiherrn von Eynatten, der sich der Verübung von groben Unterschleifen bei der ihm während des Feldzuges im Jahre 1859 übertragenen Militäradministration dringend verdächtig gemacht hatte, unter Haft der kriegsgerichtlichen Untersuchung zu unterziehen. Bald nach Eröffnung dieses Actes sah sich FML. von E. zur Ablegung von Geständnissen gedrängt, welche über den verbrecherischen Missbrauch, den er von der ihm anvertrauten Amtsgewalt gemacht, keinen Zweifel übrig liessen. Ungeachtet der von der Behörde getroffenen Vorsichtsmassregeln hat FML. von E. offenbar unter dem Druck eines schwer belasteten Gewissens Mittel gefunden, in der Nacht vom 7. auf den 8. d. M. sich durch Selbstmord der ihn erwartenden Strafe zu entziehen, einen Aufsatz hinterlassend, worin er unter Erneuerung seines Schuldbekenntnisses mit dem Ausdruck tiefster Reue die Verzeihung seines schwer beleidigten Kaisers und Herrn anstrebt.«

Mehr war freilich auch in der »Wiener Zeitung« nicht zu lesen. Aus meinem vorhandenen Bericht, gegen dessen Abdruck Tags vorher Polizeirath Janota mit solcher Entschiedenheit Verwahrung eingelegt hatte, wurde nun doch folgender Passus in der »Morgenpost« reproducirt:

»Ueber die näheren Umstände (des Selbstmordes) erfährt man, dass E. zuerst versucht hat, sich mit einer Busennadel tödtliche Stiche in die Brust beizubringen, und nachdem dies misslungen war, die Goldschnüre von der Uhlanenuniform, die er trug, abtrennte und sich mittelst derselben erhängte. Die Schnur riss entzwei und der Körper fiel zu Boden. Die Wache eilte auf das Geräusch herbei, fand jedoch den Gefangenen bereits todt.«

Selbst diese magere Mittheilung über die Art, wie der Selbstmord geschehen, rief »massgebenden Ortes« eine arge Missstimmung hervor. Begreiflich auch, stand sie doch gewissermassen im Widerspruch mit der amtlichen Verlautbarung, welche besagte, dass die Behörden »alle Vorsichtsmassregeln getroffen«, selbstverständlicher Weise auch die zur Hintanhaltung eines etwa beabsichtigten Selbstmordes.

Man argumentirte daher im Publicum also: wenn ein Civilist unter dem Verdachte eines gemeinen Verbrechens verhaftet wird, hat er sich einer Leibesuntersuchung zu unterziehen, und es wird ihm Alles abgenommen, was er nicht nothwendigerweise besitzen muss. Busennadel und Schnüre würden gewiss confiscirt worden sein. Die nöthigen Vorsichtsmassregeln wurden also hier trotz der officiösen Versicherung doch nicht ganz getroffen. Diese Erwägungen führten natürlich noch zu weiteren Schlussfolgerungen, sie führten zu dem Gerüchte, dass »man« es gewiss nicht ungerne gesehen, dass Eynatten sich getödtet habe . . . ., doch das gehört nicht hieher, da ich ja keine Gerüchte, sondern nur Thatsachen und Selbsterlebtes erzählen will.

Der Selbstmord des FML. Eynatten hat übrigens noch lange nicht die Gemüther so in Aufregung versetzt, wie die darauffolgenden Ereignisse in dem gleichen Monat (März) und den folgenden Monaten. Es war dies eine bewegte Zeit. Traurige Geschehnisse folgten rasch aufeinander.

Graf Stephan Szechenyi, als Revolutionär unter polizeiliche Aufsicht gestellt, war, damit man nicht zu dem drastischen Mittel einer Verhaftung schreiten müsse, die man doch aus Rücksicht auf die Ungarn und den Einfluss, den Szechenyi bei seinen Landsleuten hatte, wohl auch mit Rücksicht auf die weitausgedehnten Familienbeziehungen desselben vermeiden wollte, als unzurechnungsfähig er-

klärt und der Irrenanstalt in Döbling übergeben worden. Er erschoss sich daselbst fast gleichzeitig mit FML. Eynatten. Am 12. April endete der Präsident der Börsekammer und Director der Bank, Robert, ebenfalls durch Selbstmord, und am 22. April tödtete sich Freiherr von Bruck, nachdem der am 22. März von ihm gemachte Versuch, für den österreichischen Staat ein Anlehen von 200 Millionen Gulden aufzunehmen, ein vollständiges Fiasco gemacht hatte — trotzdem er, noch am 21. April in besonderer Audienz vom Kaiser empfangen, allen Grund hatte anzunehmen, dass er deshalb das Vertrauen seines Monarchen nicht verwirkt habe.

Weshalb Bruck dennoch freiwillig in den Tod ging, kann als bekannt vorausgesetzt und braucht nur kurz erwähnt zu werden.

Gleichzeitig mit der gegen Eynatten eingeleiteten Strafuntersuchung wurden, wie erwähnt, auch bekannte Persönlichkeiten aus dem Civilstande in gleiche Untersuchungen verwickelt, so der Director der Creditanstalt Richter; und da dieser sich zur Entkräftung der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen auf seine Unterhandlungen mit dem Finanzminister Bruck berufen hatte, fand es der Untersuchungsrichter angezeigt, sich betreffenden Ortes die Erlaubniss zu erwirken, diesen gerichtlich einvernehmen zu dürfen. Der Kaiser ertheilte die Ermächtigung, und unter Einem wurde Bruck seines Amtes als Finanzminister enthoben.

Nachdem Bruck den »blauen Bogen« gelesen, tödtete er sich unter Zurücklassung eines Schreibens, in welchem er in ausführlichster Weise seine Unterhandlungen mit der Creditanstalt und dem Director dieser Anstalt, Herrn Richter, klarlegte. Mit aller Entrüstung wies er jede Verdächtigung seiner Person wie der Persönlichkeit des genannten Directors zurück, — unter Anführung bekannter Thatsachen und unter Hinweis auf die vorhandenen Protokolle — aber er erklärte, dass sein verletztes Ehrgefühl ihm keinen anderen Ausweg lasse, als Hand an sich zu legen, da er es nicht überleben könne, das Vertrauen seines Monarchen verloren zu haben. Schliesslich stellte er es seinen Kindern anheim, das Geeignete zur Wahrung seiner Ehre zu thun, die eine makellose während seines ganzen Lebens gewesen. Es sei hier sofort erwähnt, dass die mehrmonatliche Unter-

suchung gegen Richter zweifellos festgestellt hat, dass auch nicht der leiseste Verdacht gegen die redliche Gebahrungsweise Bruck's gerechtfertigt war, dass er frei von einer solchen Schuld in der That blos aus gekränktem Ehrgefühl freiwillig in den Tod gegangen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Sieben Monate waren seither verflossen — so lange dauerte die Untersuchung gegen Franz Richter. Die Schlussverhandlung wurde für den 5. November (1860) festgesetzt. Der Chef der Staatsanwaltschaft, Herr Lienbacher, vertrat persönlich die Anklage. Er hatte die Anklageschrift ausgearbeitet; sie umfasste 32 Folioseiten, wurde ausnahmsweise in der Staatsdruckerei gedruckt und in beiläufig 40 Exemplaren aufgelegt.

Es war eine Eigenthümlichkeit unserer damaligen Strafprocessordnung, dass der Vertheidiger des Beschuldigten erst nach gänzlich abgeschlossener Untersuchung zu Worte kommen konnte. Während derselben stand ihm kein gesetzliches Mittel zu, etwas zu Gunsten seines Clienten zu thun; erst wenn der Untersuchungsrichter im Vereine mit dem Staatsanwalt die Erhebungen für abgeschlossen erklärte und die Anklageschrift fertig vorlag, trat der Vertheidiger in sein Recht.

Dr. Johann Nepomuk Berger, der Vertreter Richter's, (später Minister) nahm sich von dem Augenblicke an, als er gesetzlich dazu die Berechtigung hatte, der Sache seines Clienten nicht nur mit dem Eifer eines gewissenhaften Anwalts, sondern auch als sein wärmster Freund mit dem vollen Aufgebote aller seiner Mittel an. Ich erhielt von ihm den Auftrag, einen vollständigen Separatabdruck der stenographisch aufzunehmenden Verhandlung herauszugeben.

In einem diesbezüglichen Schreiben des Dr. Berger heisst es unter Anderem:

» . . . . . Scheuen Sie keine Kosten. Engagiren Sie so viele Stenographen, als Sie glauben bei dieser grossen Arbeit verwenden zu müssen; kein Wort von dem, was in dem Hause der Gerechtigkeit gesprochen wird, darf unter den grünen Tisch fallen. Unsere Aufgabe muss es im Interesse des armen Richter sein, die beschränkte Oeffentlichkeit nach Möglichkeit zu erweitern; wir sind das dem

Unglücklichen und seiner Familie schuldig. . . . .« Und in einem zweiten Schreiben heisst es wieder: ». . . . Ach, könnten wir doch die Schlussverhandlung auf die Schmelz*) verlegen, in Gottes freier Natur verhandeln, bei hellem, klaren Sonnenschein und in Gegenwart von tausend und tausend Bürgern, damit . . . .«

Indess die Schlussverhandlung fand in dem sogenannten grossen Verhandlungssaale des Strafgerichtes statt, dem grössten, der eben zur Verfügung stand. Er war selbstverständlich überfüllt. Hier hatten sich gleich am ersten Verhandlungstage, sowie während des ganzen weiteren Verfahrens Personen aller Stände eingefunden. Es waren da Kaufleute und Fabrikanten, Civil- und Militärbeamte, Schriftsteller und eine grosse Anzahl von Stenographen, welch' letzteren ein besonderer Tisch, diesmal ausnahmsweise innerhalb der Gerichtsschranken, zur Verfügung stand. Der Gerichtshof bestand: aus dem Vorsitzenden Vicepräsidenten A. Schwarz; aus den Votanten: Winter, Duscher, Kumpfmüller und Peitler; links vom Gerichtshofe sass der öffentliche Ankläger, Staatsanwalt Lienbacher, rechts der Anwalt Richter's, Dr. Johann Nepomuk Berger und hinter diesem der Beschuldigte.

Unter den Zuhörern sass in der ersten Bank Dr. Max Friedländer, der erste Publicist seiner Zeit, ein langjähriger Freund Richter's, der, mit Aufmerksamkeit dem Gang der Verhandlung folgend, täglich seine Glossen zu den Vorgängen des Tages schrieb, die allgemeines Aufsehen machten und viel besprochen wurden. Welchen Eindruck diese Publicationen machten, kann man aus den einleitenden Worten des Schlussantrages Lienbacher's ersehen, die an dieser Stelle, vorgreifend allen dazwischen liegenden Ereignissen, ihren Platz finden sollen.

Lienbacher sagte:

»Hoher Gerichtshof! Bevor ich zur Erfüllung der gesetzlichen Aufgabe schreite und die Ergebnisse der Schlussverhandlung zusammenfasse, glaube ich etwas über den Standpunkt sagen zu müssen, welchen die Justiz in diesem

*) Ein sehr grosser Platz in Wien, auf welchem militärische Uebungen stattfinden.

Straffalle einzuhalten und eingehalten hat. Man wird fragen: was für ein Standpunkt wird es denn sein, als der des Gesetzes und Rechtes, den die Justiz einzuhalten hat? Ich vindicire durchaus keinen andern und ich möchte eben diesen Punkt mehr betonen. Die Wichtigkeit des Falles rechtfertigt dieses, sowie die vollendete Oeffentlichkeit, mit welcher dieser Straffall behandelt wurde, so dass Tausende des In- und Auslandes zu stillen, viele aber auch zu lauten und darunter einige sogar zu vorlauten Miturtheilern in unserem Straffalle wurden. Ein paar Worte der Abwehr und der Beruhigung dürften daher angezeigt sein. Ich sage: der Abwehr.

Es fehlte nicht an solchen Stimmen, welche es nahezulegen suchten, als ob in unserem Processe auch etwas Politik mitgespielt hätte. Diese Beschuldigung muss geradezu zurückgewiesen werden. Die Justiz hat nur ein Ziel vor Augen: es ist das der Gerechtigkeit, es ist daher auch nur ein einziges politisches Axiom, das wir verfolgen, und es spricht sich aus in den Worten: Justitia regnorum fundamentum.

Man legte auch nahe, als ob in unserem Processe auch fiscalische Tendenzen sich geltend gemacht hätten. Ich glaube, dass der hohe Gerichtshof selbst den schlagendsten Beweis lieferte, dass dem nicht so ist, indem er auch jenen Straffall in die Schlussverhandlung einbezog, wo die Creditanstalt beschädigt ist, beschädigt zum Vortheile des Staates. Es ist insbesondere von Seite des Angeklagten, Herrn Richter, gleich beim Beginne unserer Verhandlung der Vorwurf der Anklage gemacht worden, als ob sie sich gegen die Creditanstalt gewendet hätte. Auch das ist unrichtig. Die Untersuchung selbst wurde nur gegen den Angeklagten, gegen den Hauptdirector der Creditanstalt geführt; nur gegen ihn, nicht gegen die Creditanstalt richtet sich die Beschuldigung. Man musste bedauern, dass man hiebei auch anderer wichtiger Institutionen gedenken musste, nachdem die Beziehungen zwischen beiden vorlagen.

Ich sagte auch, ein Wort der Beruhigung dürfte am Platze sein. Es fehlte nicht an öffentlichen Stimmen, die sich selbst in Wien in öffentlichen Blättern geltend machten, welche geradezu aussprachen, dass bei einer Justiz, wie man sie im vorliegenden Straffalle handhaben will, endlich kein Geschäftsmann sicher ist, dass er nicht auf die Anklagebank versetzt wird. Auch dies ist unrichtig. Die Justiz ist eine Schutzwehr für Handel und Gewerbe, sie schützt den Erwerbenden, den Erwerb selbst, wie das Erworbene. Es kommen fortwährend Unregelmässigkeiten vor, es liegt dies in der menschlichen Unvollkommenheit selbst. So lange es eine Elle gibt, wird unrecht mit der Elle gemessen werden. So lange es ein Mass gibt, wird es auch Nicht-Massvolles geben.

Das ist aber nicht der Gegenstand der Anklage. Wo die Bosheit thätig ist, wo mit Absicht ein kürzeres Mass gegeben wird, nur dort liegt eine Straf-

handlung vor, nur gegen diese Handlungen richtet sich die Anklage. Nur der Ungerechte in diesem Sinne hat daher Ursache, sich vor der Justiz zu fürchten. Die übrigen dürfen sich freuen, wenn die Justiz ihr Amt waltet. Sollte aber einst das Unrecht sich in Ruhe und Sicherheit befinden vor der Justiz, dann wäre dies der schlimmste Beweis, dass die Justiz nicht auf rechten Bahnen geht. Wenn aber der begründete Verdacht vorliegt, dass Jemand mit Absicht, im Sinne des § 1 des Strafgesetzbuches, mit Bosheit fremdes Eigenthum verkürzt, sei es nun um zu verkürzen oder um selbst davon Gewinn zu ziehen, dann muss die Justiz eintreten, ohne Rücksicht auf den Stand des Beschuldigten, ohne Rücksicht auf sein Vermögen, ohne Rücksicht auf Lob oder Tadel, der hieraus für die Justiz entstehen kann. Das ist der Standpunkt, den wir auch im vorliegenden Falle einzuhalten haben.«

Vorstehendes war nicht für die Richter, es war »zum Fenster hinaus« gesprochen. Die öffentliche Meinung war voll von beunruhigenden Gerüchten, die Presse hatte sich ihrer bemächtigt; die Finanzwelt war in Aufregung gerathen, die Börse deroutirt, der Kaufmannsstand von Misstrauen erfüllt und die Industriellen hätten am liebsten ihre Fabriken gesperrt; sie hatten ja keine Aussicht, für ihre Erzeugnisse den entsprechenden Absatz zu finden. Diese allgemeine Missstimmung ging aus den Thatsachen hervor, die jene oben erwähnten Auslegungen gefunden. Sie traten mit solcher Consistenz auf, dass der öffentliche Ankläger sich bemüssigt sah, vor Erörterung der Anklagepunkte die obcitirten allgemeinen Betrachtungen vorauszuschicken — die Gerüchte sollten damit von »berufener Seite« dementirt, die Beunruhigung, die sie erzeugten, beseitigt werden. Der Presse glaubte der Staatsanwalt sogar eine öffentliche Verwarnung geben zu müssen, nicht nur deshalb, weil sie sich theilweise jener Gerüchte bemächtigte, sondern auch, weil ein hervorragender Vertreter derselben (Dr. Friedländer) während der Verhandlungsdauer von Tag zu Tag die Vorgänge im Gerichtssaale in einer Weise besprach, die geeignet war, gewissermassen die Berechtigung jener beunruhigenden Gerüchte in klarer, fasslicher Art zu beleuchten, ohne dass es der Pressbehörde möglich gewesen wäre, »ihres Amtes« zu walten.

Dr. Johann Nepomuk Berger war aber nicht der Mann, der sich derartige Correcturen der öffentlichen Meinung und der Presse

ruhig gefallen liess — er erwiderte darauf ebenfalls gleich zu Anfang seines Plaidoyers:

»Die Aufmerksamkeit, die Erwartung und Spannung nicht nur unseres weiten Vaterlandes, nein, die Blicke von ganz Europa sind auf das Drama gerichtet, das in den letzten Wochen in diesem Saale sich entwickelte und nun seinem Ende zuneigt. Es ist dieses Drama der dritte Theil jener gewaltigen, erschütternden Trilogie, die mit dem sühnenden Selbstmorde des Baron Eynatten begann, mit dem tragischen Tode des Ministers Bruck ihren Höhepunkt erreichte und nun durch den Ausspruch des hohen Gerichtshofes, so hoffen wir, so hoffen Tausende mit uns ausser diesem Saale, einen menschlich versöhnenden, alle Unbill, allen Schmerz auflösenden Abschluss finden wird.

Aber nicht nur die Mitwelt und ihre Kritik, auch das Urtheil der Geschichte wird richten über die Thatsachen, die in diesem Processe erörtert wurden, über die Personen, die bei diesen Thatsachen betheiligt waren, über die Richter, die dabei zu Gericht sassen, und auch über die, die als Ankläger und Vertheidiger vor diesem Gerichte ihr Recht heischen; denn man täusche sich nicht: dieser Process gehört der Geschichte an, er fällt in einen Wendepunkt unserer vaterländischen Geschichte und ist ein Symptom derselben.

In einem so bedeutungsvollen Augenblicke nun, dessen mächtige Schwingen uns weit über die enge Zeitspanne, die unser flüchtiges Erdendasein umrahmt, hinwegtragen, müssen alle Regungen des Augenblicks, alle kleinlichen Rücksichten, alle äusserlichen Motive schweigen; nur die Wahrheit, nur das Recht, nur das Gesetz dürfen unsere Leitsterne sein. Es muss die Wahrheit siegreich gegen jede anonyme Macht, die sich zwischen sie und das Recht stellen wollte, zu ihrem Rechte kommen; es muss das Recht, siegreich gegen jede unberechtigte Tendenz, die seinen geraden Weg krümmen möchte, eine Wahrheit werden.

Aber die Mittel und Wege, um zur Wahrheit und zum Rechte zu gelangen, sind nicht für Alle gleich. Auf dem Kampfplatze des Processes sind Wind und Sonne nicht gleich vertheilt zwischen Anklage und Vertheidigung. Acht Monate lang konnte die Anklage in dem geheimen Arsenale der Voruntersuchung ihre Waffen schmieden, jeden Act der Voruntersuchung konnte sie nicht nur passiv zur Kenntniss nehmen, sie konnte massgebend, activ auf ihn einwirken, ihn leiten und für ihre Zwecke benützen. Und das hat sie auch gethan; noch im letzten Augenblicke, nachdem die Acten der Voruntersuchung bereits spruchreif erklärt waren, hat man eine neue Anklage wider den Angeklagten improvisirt und die Schlussverhandlung mit der endlosen Perspective eines unendlichen und unberechenbaren Kampfes eröffnet.

Während der langen Dauer der Voruntersuchung war die Vertheidigung gesetzlich mundtodt; sie konnte nicht ahnen, wider welche künstlich und

labyrinthisch angelegte Anklage sie den ungleichen Kampf würde aufzunehmen haben, und nun, nachdem sie endlich doch zu Worte gekommen, nachdem die Anklage bereits dreimal die Fronten ihrer Beweisführung entwickelt hat, musste die Vertheidigung in hastiger Eile von kaum halb so vielen Wochen, als der Anklage Monate zu Gebote standen, ihr Werk vorbereiten und vollenden.

Gleichwohl geht die Vertheidigung mit Muth und Vertrauen an ihre letzte Aufgabe. Sie schöpft ihre Zuversicht vor Allem aus der inneren Ohnmacht der Anklage selbst; sie schöpft ihre Zuversicht aus dem Vertrauen in den hohen Gerichtshof, der nur auf bewiesene Thatsachen hin sein Urtheil fällen und nur in solchen bewiesenen Thatsachen etwas Strafbares erkennen kann, welche das Gesetz als strafbar erklärt; sie schöpft endlich ihr Vertrauen aus der Ueberzeugung, dass sie es ist, welche für die gerechte Sache, für das Recht selbst streitet, an dessen felsenfesten Fundamenten die aufgeregten Wogen der Parteiinteressen, der Leidenschaften und der Parteitendenzen machtlos zerschellen.

Den Eindruck wiederzugeben, den die mehrstündige Rede Berger's auf die im Gerichtssaale Versammelten hervorrief, ist heute unmöglich. Was traf da nicht Alles zusammen, um diesen Eindruck zu einem mächtigen, zu einem überwältigenden zu gestalten! Zuerst die tragischen Vorgänge vor der Einleitung des Processes gegen Richter, dann dessen Verhaftung, die Verhaftung eines Mannes, der sich bis dahin des allerbesten Rufes in allen Gesellschaftskreisen erfreute und der der erste Beamte des grössten Geldinstitutes des Reiches war; dann die weitverzweigten Interessen, die in diesen Process mit hineinspielten, die Spannung, mit welcher dem Ausgang desselben entgegengesehen wurde, und endlich zu all' dem noch die Eigenart des Vertheidigers, der zu den hervorragendsten Juristen nicht nur, auch zu den gewandtesten und scharfsinnigsten Rednern des österreichischen Barreaus zählte, und der diesmal mit dem ganzen Aufgebot seines Könnens und Vermögens für die ihm anvertraute Sache eintrat, diese mehrstündige, gewaltige Rede, welche Stellen hatte, die sogar den Richtern Thränen entlockten — das Alles zusammen muss man miterlebt haben, um den Eindruck begreiflich zu finden, den das Schlusscapitel dieses seltsamen und in seiner Art merkwürdigsten aller bis dahin in Oesterreich öffentlich durchgeführten Processe auf die versammelten Zuhörer im Gerichtssaale hervorrief. Diejenigen, welche diesen bewegten Tag mitgemacht, bewahrten und

bewahren eine unauslöschliche Erinnerung daran bis zu ihrem Lebensende. — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Buch »Process Richter« sollte oder vielmehr musste laut Uebereinkommen mit dem Verleger drei Tage nach Beendigung der Schlussverhandlung fertiggestellt werden. Der Verleger hatte noch Wünsche. Er versprach sich einen besseren Absatz, wenn dem Berichte die Porträts der drei Personen beigegeben würden, denen in dem Processe die Hauptrolle zugewiesen: die Porträts des Beschuldigten Richter, des Anklägers Lienbacher und des Vertheidigers Dr. Berger. Die diesbezüglichen Bemühungen blieben ohne Erfolg. Der Verleger war dadurch in seinen grossen Hoffnungen schon sehr herabgestimmt. Er hatte aber auch noch einen anderen Wunsch. Er verlangte eine »grosse Vorrede«, in welcher eine umfassende Charakteristik der genannten Persönlichkeiten enthalten sein sollte. Das hatte schon viel für sich. Die Arbeit wurde fertiggestellt, das Manuscript jedoch nicht dem Drucker, sondern dem Vertheidiger Dr. Berger zur Begutachtung unterbreitet. Darauf erfolgte noch am selben Tage die Antwort. Unter Rücksendung des Manuscripts ward der Verfasser ersucht, die »bezeichneten Stellen« wegzulassen:

»Mögen Sie darin keinerlei Verletzung Ihrer schriftstellerischen Eitelkeit erblicken«, schrieb Dr. Berger. »Wir wünschen einen objectiven Bericht über die thatsächlichen Vorgänge im Gerichtssaale, und nichts darf in dem Buche enthalten sein, was diese Objectivität abzuschwächen geeignet sein könnte. Bitte, schneiden Sie sich in das eigene Fleisch, nehmen Sie an sich diese übrigens nicht lebensgefährliche Operation vor, thun Sie es im Interesse der guten Sache, das wir ja Alle dabei im Auge haben. . . . . Ich quittire hiemit dankend die Anerkennung, die Sie mir zollen, ich verzeihe Ihnen das überschwängliche Lob für meine Thätigkeit, der Himmel mag es lohnen, was Sie Gutes über unseren armen Richter zu sagen die Absicht hatten, und dem Teufel wird es nur angenehm sein, wenn er jene Seele, die er gewonnen zu haben glaubt, nicht in dem Lichte dargestellt sieht, in welchem Sie sie erscheinen lassen wollen. . . . . Denn bin ich auch ein Gegner jener Persönlichkeit, die wir hier nicht ausdrücklich nennen wollen, so unterschreibe ich doch all' das, was

Sie über dieselbe zu sagen wussten. Wir haben es hier wirklich mit einem ausgezeichneten Juristen, mit einem schlagfertigen Redner und mit einem pflichttreuen Beamten zu thun, der mir noch berufen zu sein scheint, in Oesterreich eine grosse Rolle zu spielen. . . . .«

So erschien denn der »Process Richter« mit einer kurzen Vorrede, ganz gegen den Wunsch des Verlegers, der sich aber der Autorität des Dr. Berger williger unterwarf, als ich das nach dem, was vorangegangen war, voraussetzen konnte. Der ersten Auflage folgte bald eine zweite; auch diese war rasch vergriffen und heute ist kaum mehr ein Exemplar des Buches im Buchhandel vorräthig.

Die bereits entworfene Charakteristik der drei obgenannten Persönlichkeiten ging jedoch nicht verloren; meine Arbeit fand ihre Verwendung in einer deutschen Monatsschrift (»Gegenwart«) unter dem Titel: »Das junge Oesterreich, Schilderungen aus der ersten Parlamentsperiode.«

October-Diplom und Februar-Patent.

Die Nachwirkungen des unglücklichen Feldzuges stellten sich mittlerweile ein. Sie brachen nicht mit elementarer Gewalt hervor und rissen nicht sofort zerstörend alles Bestehende mit sich fort, wie die gewaltigen, übermächtigen Fluten nach einem heftigen Wolkenbruch; sie machten sich aber doch fühlbar und wurden schwer empfunden in allen Gesellschaftsclassen. Die Bevölkerung hatte alles Vertrauen in die eigene Kraft verloren, der Unternehmungsgeist war verschwunden, Handel und Industrie lagen darnieder. Eine schwüle, gedrückte Stimmung hatte sich Aller bemächtigt und zu alledem kam noch die finanzielle Lage des Staates, welche die denkbar schlimmste war. Dieser sterile Zustand musste auch die Aufmerksamkeit jener Männer auf sich lenken, denen eine gewisse Sorte von Leuten stets durch falsche Berichte so eifrig den klaren Blick zu trüben sucht, entweder aus Mangel an Beurtheilungsvermögen oder aus böser Absicht, oder aber auch, was das Schlimmste, aus Wohldienerei. Zu offenkundig lagen die Verhältnisse vor, eine Täuschung darüber war hier unmöglich — es musste etwas geschehen, es musste zu einer That geschritten werden, um dem absterbenden staatlichen Organismus wieder neues Leben zuzuführen.

Da berief man — es geschah dies am 5. März 1860 — den verstärkten Reichsrath ein.

Dieser »verstärkte Reichsrath« war indes so eine Schöpfung jener Staatsmänner, die da glauben, mit halben Massregeln die öffentliche Meinung täuschen und beruhigen zu können. Es war das

ein Pseudoparlament mit ernannten Mitgliedern als Vertretern der Länder. Eine Initiative zur Vorlage von Gesetzen oder Verordnungsvorschlägen stand ihm nicht zu, ihm waren blos die Feststellung der Staatsvoranschläge, »wichtige» Entwürfe in Sachen der allgemeinen Gesetzgebung und die Vorlagen der Landesvertretungen zur »Behandlung« zugewiesen. Die Oeffentlichkeit der Verhandlungen war überdies noch ausgeschlossen, und laut einer dem verstärkten Reichsrathe bei seinem ersten Zusammentreten vorgelegten Geschäftsordnung sollten die Mitglieder dieses »Vertretungskörpers« sogar beeidet werden, sämmtliche Vorgänge in demselben als »Amtsgeheimniss« strenge zu bewahren, und war es nur dem Präsidium (Präsident war Erzherzog Rainer) vorbehalten, von Zeit zu Zeit in der amtlichen »Wiener Zeitung« einen Bericht zu veröffentlichen.

Dagegen wurde nun allgemein Einsprache erhoben. Sogar die reactionären Mitglieder des Reichsrathes schlossen sich diesem »Einspruche« an, und der Erzherzog-Präsident wurde ersucht, vom Kaiser die Ermächtigung zur Abänderung der (octroyirten) Geschäftsordnung in der Richtung hin zu erwirken, dass, wenn irgendwelche Bedenken gegen die Oeffentlichkeit der Sitzungen obwalten sollten, man diese immerhin ausschliessen könne, wogegen es doch gestattet sein solle, über die Vorgänge in den Sitzungen berichten zu dürfen. Diese Frage wurde einer langen und gründlichen Erörterung unterzogen, und die Gegner der Oeffentlichkeit hätten gewiss Recht behalten, wenn nicht der Erzherzog selbst die Berechtigung des Wunsches anerkannt hätte und dafür an competenter Stelle eingetreten wäre. Freilich bequemte man sich wieder nur zu einer halben Massregel. Es wurde nämlich nur den Mitgliedern des Reichsrathes gestattet, private Mittheilungen in »taktvoller« Weise zu machen, und es wurde ihnen zur Pflicht gemacht, stets ausdrücklich dabei diesen privaten Charakter ihrer Informationen zu betonen.

Für solche Privatmittheilungen sorgten dann vornehmlich zwei Mitglieder des verstärkten Reichsrathes; es waren dies Fürst Colloredo-Mansfeld und Freiherr von Tinti. Nach jeder Sitzung musste ich in die Wohnung des letztgenannten Cavaliers (Graben, Trattnerhof) wandern und hier den Hausherrn erwarten, der stets in Begleitung

des Fürsten Colloredo eintraf. Dort wurden mir die freilich nur sehr dürftigen Berichte dictirt. Sie mussten sofort druckfertig niedergeschrieben werden, da sie, noch bevor sie ihrer Bestimmung zugeführt werden konnten, der besonderen Censur zu unterbreiten waren. Um übrigens ja recht sicher zu gehen und damit, Gott behüte, nicht vielleicht doch etwas verlautbart werde, was Anstoss erregen könnte, wurden vorsichtsweise die Redacteure der Wiener Blätter vom Presschef der Polizeibehörde, dem braven Rath Janotta, ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, dass es verboten sei, irgend einen noch so dürftigen Bericht über die Comitéverhandlungen zu veröffentlichen. Man that noch ein Uebriges und ersuchte die Mitglieder dieser Comités, sich gegenseitig zu verpflichten, das Geheimniss strenge zu wahren. Man scheint eben schon vorher geahnt zu haben, dass es in den Comitésitzungen etwas lebhafter zugehen werde, und dass über wichtige Fragen Meinungsverschiedenheiten sich ergeben könnten, über welche man die öffentliche Meinung nicht »voreilig« sich ein Urtheil bilden lassen wollte.

In der That war es auch zu solchen, und zwar in den wichtigsten Punkten zu sehr ernsten Meinungsverschiedenheiten gekommen, die ihren Ausdruck fanden in einem Berichte der Gesammtcommission, für dessen ersten Theil alle Mitglieder stimmten, während der Schlusspassus, der eben die wichtigsten Schlussfolgerungen enthielt, ein Majoritäts- und ein Minoritätsvotum*) provocirte. Im Gegensatze zu späteren

---

*) Der strittige Passus in dem Memorandum mag an dieser Stelle reproducirt werden. Er lautete nach dem Antrag der Majorität:

» . . . . Die Kräftigung und gedeihliche Entwicklung der Monarchie erheischt die Anerkennung der historisch-politischen Individualität der einzelnen Länder, innerhalb welcher die naturgemässe Entwicklung und Förderung der verschiedenen Stammnationalitäten zur Geltung zu bringen ist, und die Verknüpfung dieser Anerkennung mit den Anforderungen und Bedingnissen des gesammtstaatlichen Verbandes, demnach bei principieller Gleichstellung aller Länder der Monarchie sowohl die Anerkennung und Begründung ihrer Autonomie in der Administration und innern Legislation, als auch die definitive Feststellung, Sicherung und Vertretung ihres gemeinsamen staatsrechtlichen Verbandes. Diese staatsrechtliche Regelung kann aber ihre Ergänzung nur durch die Wiederbelebung und Begründung lebenskräftiger municipaler Insti-

Memoranden der Majorität und der Minorität (innerhalb eines Ministeriums) hat hier die Majorität zum Föderalismus hingeneigt, während die Minorität dieses Reichsrathes an der Sicherung und Stärkung der Reichseinheit festhielt.

Der Majoritätsbericht stammte aus der Feder des Grafen Heinrich Clam-Martinitz, und dieser hat das Wort von der »Anerkennung der historisch-politischen Individualität der Länder« erfunden, jenes Wort, das in den späteren Jahren so oft gebraucht und missbraucht wurde und im Nationalitätenkampfe zum Losungsworte der czechischen Parteiführer geworden ist. Um die Anerkennung der »historisch-politischen Individualität der Länder« wurde fortan gestritten, und es hält dieser Streit heute noch leider zwei mächtige Nationalitäten auseinander, die so friedlich miteinander leben könnten. Die Einen, die Deutschen, gestützt auf ihre durch Jahrhunderte befestigte mächtige Cultur, die Anderen, die Czechen, gesegnet durch einen »goldenen« Boden und

tutionen im Sinne einer ernstgemeinten Selbstverwaltung auf dem administrativen Felde finden, und alle diese Massregeln werden ihr Ziel nur dann erreichen, wenn sie durch die möglichste Anknüpfung an die früher bestandenen Institutionen und Rechtszustände und deren Ausgleichung und Verbindung mit den Anforderungen aller zur Geltung gelangten politischen und gesellschaftlichen Factoren den Ueberzeugungen und Rechtsanschauungen der einzelnen Länder gerecht werden, und die im Interesse des Gesammtverbandes gebotenen Modificationen eben in jenen grossen politischen Nothwendigkeiten ihre unstreitbare Begründung finden, deren Anerkennung sich keines der Länder der Monarchie entziehen kann.«

Antrag der Minorität: » . . . . Wenn bei Erschaffung neuer lebenskräftiger Formen der Selbstverwaltung alle Kronländer gleichmässig mit jener ausgedehnten Autonomie in der Administration und inneren Legislation ausgestattet würden, welche durch den von uns bekämpften Majoritätsantrag angestrebt wird, so kann dies nur auf Kosten der Reichseinheit und auf Kosten einer starken einheitlichen Reichsgewalt geschehen. Wir vermissen nämlich in dem Schlussantrag der Majorität bei dem so allgemein hingestellten Anspruch auf »Autonomie in der Administration und inneren Legislation« jene nothwendigen Begrenzungen, welche festgehalten werden müssen — um zwar einerseits den Gemeinden und Kronländern die möglichst freie Selbstbestimmung in ihren eigenen Angelegenheiten zu sichern — anderseits aber dem Gesammtstaat und der Reichsregierung die Rechte vorzubehalten,

durch eine grosse Industrie, wie könnten sie bei gemeinschaftlichem Zusammenwirken im eigenen wie im Reichsinteresse den österreichischen Staat stark und mächtig gestalten!! . . . .

Das Capitel über den »verstärkten Reichsrath« darf indes nicht beendet werden, ohne einer wichtigen Episode aus einer der Sitzungen desselben zu gedenken. Die spärlichen Berichte aus diesen Sitzungen vermochten das Interesse der Bevölkerung nicht wachzurufen. Man überschlug sie zumeist, da sie ja nichts Besonderes enthielten, zumal nichts von dem, was man so gerne gelesen hätte und was die Herzen mit mächtigem Drange erfüllte, ohne dass es Jemand gewagt hätte, seine geheimsten Gedanken und Wünsche auszusprechen. Aber einmal wurde doch die öffentliche Meinung durch einen solchen Bericht gefangen genommen und das Interesse derselben lebhaft wachgerufen. Und das hatte ein Mann, ein bis dahin ganz unbekannter Mann mit einem Worte zu Stande gebracht!

---

ohne welche eine reale Reichseinheit nicht gedacht und des österreichischen Staates Grossmachtstellung nicht gewahrt werden kann. . . Se. Majestät wolle aus eigener Machtvollkommenheit allergnädigst geruhen, jene Institutionen ins Leben zu rufen, durch welche bei möglichster Entwicklung freien Selbstverwaltungsrechtes in allen Kronländern und bei vollständiger Wahrung der Einheit des Reiches und der Legislation, sowie der Executivgewalt der Regierung, dann bei wirksamer und unabhängiger Controle des Staatshaushaltes, alle Interessen der Bevölkerung in der Commune, im Landtag und im Reichsrath ihre geeignete Vertretung finden.«

Graf Hartig, der umsonst wiederholt eine Vermittlung zwischen beiden Parteien zu erzielen versucht hatte, urtheilt über die Schlussanträge beider:

»Er wäre, wenn er sich in der von ihm nicht gewünschten Stellung eines Ministers befände, in der peinlichsten Verlegenheit, wenn ihm nach etwaiger Annahme des Majoritäts- oder des Minoritätsantrages die Ausführung des einen oder des andern übertragen würde. Ueber dasjenige, was darin wirklich enthalten sei, hege jeder eine verschiedene Meinung. Unbestimmter und unklarer als diese beiden Gutachten sei ihm nicht leicht etwas vorgekommen.«

Für den Majoritätsantrag stimmten 34, eine Stimme mit Vorbehalt, zusammen 35; für den Minoritätsantrag 14 und 2 Stimmen mit Vorbehalt, zusammen 16.

Der Mann ist Maager und das Wort, das er muthig aussprach, lautete: »Verfassung«. Als moderner Marquis Posa wurde er gepriesen, und sein Name war in Aller Munde, weil er unerschrocken in einer Rede es aussprach, dass alle die Fragen, mit welchen sich die Versammlung beschäftigte, nur in zweiter Linie stünden, dass zur Beruhigung der Bevölkerung nur das Eine dienen könnte, wenn Oesterreich endlich in die Reihe der constitutionellen Staaten treten würde, und er rief zum Schlusse seiner interessanten Rede aus: »Geben Sie dem Volke eine liberale Verfassung!« Als wäre in den stillen Räumen, wo jedes Wort, bevor es dem Gehege der Zähne entflog, erst reiflich erwogen wurde, ob es nur ja nicht »zu scharf« sei und zu schrill töne und etwa gar als »taktlos« aufgefasst werden könnte — plötzlich eine Bombe geplatzt, so wirkte das kleine Wörtchen »Verfassung«, und obschon Manche der gleichen Ueberzeugung wie Maager gewesen sein mögen, es wagte doch Niemand ein Zeichen des Beifalls. Wie ein Augenzeuge meldet, waren Aller Blicke auf den erzherzoglichen Präsidenten gerichtet, da man von dieser Seite irgendwelche Bemerkung erwartete. Es erfolgte jedoch keine. Dass übrigens der Eindruck kein gar so schlimmer gewesen sein musste, ging aus einer anderen Thatsache hervor. Als Stenograph zur Aufnahme der Sitzungsberichte wurde Prof. Conn zugezogen. Er hatte auch die Berichte für die »Wiener Zeitung«, die »selbstverständlich« vor der Veröffentlichung erst dem Präsidenten vorgelegt werden mussten, zusammenzustellen. Herr Conn hatte sich eine kleine Aenderung zu machen erlaubt. In seinem Manuscripte stand nämlich statt Verfassung: Vertretung. Vom Erzherzog aufmerksam gemacht, dass ja das Wort »Verfassung« gebraucht worden sei, bemerkte er, (wie Herr Conn mir seinerzeit selbst erzählte) er habe in seinen stenographischen Aufzeichnungen das Wort in Ver . . . ung abgekürzt und das könne so gut Verfassung wie Vertretung gelesen werden. Erzherzog Rainer soll darauf erwidert haben: »Ich erinnere mich genau, Herr Maager gebrauchte das Wort Verfassung, und ich möchte nicht, dass sich die Meinung bilde, dass wir die Berichte fälschen wollen. . . . Aendern Sie also das Wort »Vertretung« in »Verfassung« um.«

So stand denn wirklich das furchtbare, revolutionäre Wort »Verfassung« in der amtlichen »Wiener Zeitung«. Sie ging auch deshalb an jenem Tage von Hand zu Hand. Jeder wollte sich selbst von der Richtigkeit überzeugen und sehen, in welchem Zusammenhange es mit alldem gebracht wurde, was man sich sonst noch von der Rede Maager's erzählte. So trat denn nach langer Zeit wieder einmal ein freudiges Ereigniss ein, von dem man gerne sprach, und das die öffentliche Meinung angenehm aufregte und bewegte. Maager war der Held des Tages geworden; seine Collegen im »verstärkten Reichsrath« wären ihm eigentlich zu vielem Dank verpflichtet gewesen, da er es war, der dieser Körperschaft zu einiger Beachtung verhalf, deren sie sich bis dahin nicht sonderlich erfreuen konnte.

Die Presse wagte nun nach langer Zeit wieder eine etwas freiere Sprache zu führen, freilich erst, nachdem die »Wiener Zeitung« die Hauptstellen der Rede Maager's wiedergegeben hatte. Vorher begnügte man sich blos mit einer Schilderung des Eindrucks der Rede des Genannten und wagte nur durch sorgfältig erwogene Phrasen anzudeuten, was er eigentlich gesagt hatte. Ja sogar meine getreuen Berichterstatter aus dem »verstärkten Reichsrath«, Fürst Colloredo-Mansfeld und Baron Tinti, deliberirten lange, ob man denn die Worte Maager's wirklich so getreu, wie sie gesprochen waren, geben solle, ob es nicht »taktvoller« wäre, darüber »hinwegzugehen« und nur anzudeuten, was Maager so »schroff« herausgesagt. Sie entschlossen sich denn auch für das letztere und begnügten sich, mir im Vertrauen mitzutheilen, um was es sich eigentlich handle, und dass »man« Anstand nehme, das Wort »Verfassung«, das gefallen, so — unvermittelt wiederzugeben.

Hiebei muss aber mit voller Anerkennung ausgesprochen werden, dass sowohl Baron Tinti wie nicht minder Fürst Colloredo-Mansfeld vollkommen einverstanden mit alledem waren, was Maager vorgebracht, und dass auch sie der Ansicht waren, »Oesterreich könne sich nur durch einen radicalen Systemwechsel, durch eine »vernünftige« Verfassung jene Achtung und Beachtung im Völkerconcerte erringen, auf die es als Grossmacht gerechten Anspruch erheben dürfe, die es aber eingebüsst durch eine unvernünftige

Politik, durch unkluge Führung der Staatsgeschäfte im Innern wie nach Aussen hin; und es könne nur dann wieder das Vertrauen in der Bevölkerung erwecken, wenn es diese mit heranziehe zur Lösung der wichtigsten Fragen. . . .« In dieser Weise gab Freiherr von Tinti gelegentlich der Berichterstattung über die denkwürdige Sitzung, in welcher Maager das »erlösende« Wort Verfassung ausgesprochen, seinen Ansichten unumwunden Ausdruck; ja er fügte sogar, offenbar auf Grund von Informationen, die ihm von massgebender Seite geworden sein mochten, hinzu, »es sei sehr wahrscheinlich, dass »über kurz oder lang« »etwas geschehen« werde, freilich, fügte er gleichzeitig hinzu, »wollen wir nur hoffen, dass es etwas Vernünftiges sein werde, ein verfehltes Experiment könnte in seinen Consequenzen gefahrvoll für den Staat werden«. Die wahre Bedeutung dieser letzten Worte wurde mir freilich erst später klar, als ich erfuhr, dass Freiherr von Tinti einer der eifrigsten Vertreter des Minoritätsvotums war, dass er für ein »Centralparlament« eingetreten, und dass er damals schon die Befürchtung hegte, man werde im Sinne der Majorität der Mitglieder des »verstärkten Reichsrathes« sich wieder zu einem »verfehlten Experiment« verleiten lassen. . . .«

Diese Befürchtung hat sich nun, wie man weiss, als nicht unbegründet erwiesen. Am 29. September 1860 wurde der »verstärkte Reichsrath« aufgelöst, die Mitglieder desselben wurden vom Kaiser verabschiedet, und kaum einen Monat darauf, schon am 20. October, erschien in der amtlichen »Wiener Zeitung« ein kaiserliches Diplom, durch welches »die staatsrechtlichen Verhältnisse der Monarchie geregelt« werden sollten.

Die gleichzeitig veröffentlichten »Staatsgrundgesetze« gipfelten in der Hauptbestimmung, dass das Recht, Gesetze zu geben und bestehende abzuändern, nur unter Mitwirkung der Landtage, beziehungsweise des Reichsrathes ausgeübt werden könne. Das October-Diplom — wie man es seither kurzweg nennt — war also ganz dem Majoritätsvotum des »verstärkten Reichsrathes« angepasst; es ist aus demselben hervorgegangen. Die Fiction, dass der »verstärkte Reichsrath« wie eine wirkliche und wahrhaftige Reichsvertretung nun den Willen der Majorität des Volkes zum

Ausdruck gebracht, wurde da beibehalten. Man glaubte mit dem »Diplom« schon einen Act constitutioneller Gepflogenheit eingeführt und somit das Richtige getroffen zu haben.

Nicht unerwähnt darf hier bleiben, dass einige Tage nach dem Erscheinen des October-Diploms der politischen Behörde das Recht, den Zeitungen Verwarnungen zu ertheilen, entzogen wurde, und dass man sich »um Missverständnissen vorzubeugen« veranlasst sah, dies durch einen besonderen, in der »Wiener Zeitung« veröffentlichten Act bekanntzugeben.

Den Eindruck, den das kaiserliche Manifest auf die Wiener Bevölkerung gemacht, habe ich seinerzeit in meinem Tagebuch fixirt. Ich lese nun darin:

»Schon am frühen Morgen bildeten sich an jenen Strassenecken, an denen das Manifest: »An meine Völker« in Plakatform kundgemacht war, grössere Gruppen, in deren Reihen die vordersten das Amt des Vorlesers übernahmen. Vielen genügte jedoch diese flüchtige Vorlesung nicht, und sie eilten in die Verschleisslocale der Zeitungen. Seitens der Regierung war Vorsorge getroffen worden, dass das genannte amtliche Organ, welches sämmtliche Publicationen, also das Diplom, sowie alle anderen damit in Verbindung stehenden Verfügungen enthielt, in etwa 60.000 Exemplaren (einer damals ungeheuren Zahl) schon von Anbruch des Tages an verbreitet und bei allen jenen Zeitungsverkaufsstellen zu haben war. Diese Orte waren mehrere Stunden hindurch von Käufern völlig belagert, und es wurden für einzelne Exemplare drei- bis vierfache Preise bezahlt. Die Staatsdruckerei, in deren Verlag die »Wiener Zeitung« erscheint, musste noch am folgenden Tage eine zweite Auflage veranstalten. Die Finanzkreise wurden von dem politischen Ereignisse am lebhaftesten berührt. Obschon wegen des Sonntags, an welchem Tage die Veröffentlichung des Manifestes erfolgt war, die öffentliche Börse geschlossen war, fand die erhöhte Stimmung doch in einem lebhaften Privatverkehr ihren Ausdruck, so dass um die Mittagszeit die sogenannte Passage bei Römer, Stierböck und Fetzer ungewöhnlich stark besucht war. Der Theilnahme der Bürgerschaft an dem Ereignisse des Tages war nur wenig Gelegenheit zu öffentlichen Kundgebungen gegönnt; wo sich aber

der Anlass dazu bot, waren die Aeusserungen in höchstem Grade lebhaft und aufrichtig. Auf dem weiten Wege von Schönbrunn bis zum Nordbahnhofe hatten sich um die Abendstunden Tausende von Zuschauern versammelt, um für den Kaiser, der Abends die Reise nach Warschau (zum Congress) antrat, ein ehrerbietiges Geleite zu bilden. Die Feier dieses Abends war eine spontane und rasch improvisirte, zu glänzenden Vorbereitungen fehlte es ebensosehr an Zeit wie an Materiale, das bei dem besten Willen am Sonntag nicht herbeizuschaffen gewesen war. Nur wenige Gebäude, darunter das Theater am Franz Josefs-Quai, sowie das Carltheater, erschienen mit Lampen und Lichtern illuminirt.«

Vorstehendes ist mit allem Vorbedacht reproducirt. Ich kann wohl annehmen, dass man die Absicht leicht erräth. Ist es nicht von Interesse, heute zu lesen, welche Aufnahme das October-Diplom unmittelbar nach seinem Erscheinen beim Wiener Publicum gefunden?

Andere Zeiten, andere Lieder. Heute schüttelt man wohl bedenklich den Kopf über diese enthusiastische Begeisterung, die sich damals in allerlei Ovationen zu Gunsten dieser von den Deutschen im Reiche später so viel bekrittelten Regierungsacte kundgegeben? Und dennoch ist dies Alles psychologisch sehr erklärlich. Wer zehn Jahre in einer finsteren Zelle eingekerkert verlebt, athmet frei und frohen Herzens auf, wenn ein noch so dünner Lichtstrahl sich durch die schmale Fensterspalte Bahn bricht. Er denkt in einem solchen Augenblicke nicht daran, wie spärlich doch das Licht ist, das ihm da beschieden, und dass draussen die goldene Sonne glänzt und ihre Strahlen sich weithin verbreiten, Alles belebend und erhebend. Die Entbehrung lehrt genügsam sein!

Länger als zehn Jahre war der Geist der österreichischen Bevölkerung eingekerkert, länger als zehn Jahre sehnte sich diese nach einem Lichtstrahl der Freiheit. Nun zeigte sich plötzlich am politischen Firmament eine lichte Morgenröthe. Ist die Freude darüber in einem solchen Augenblicke nicht ganz erklärlich? Die Hoffnung schimmerte auf. Man sah sich plötzlich von einer lästigen Zwangsjacke befreit, eine liberalere Bewegung stand in Sicht, und man gab somit der Freude darüber in der zügellosesten Weise

Ausdruck. Die kritischen Erwägungen blieben der späteren Zeit vorbehalten. Sie stellten sich ein, als der erste Freudentaumel verrauscht war. Da kamen die politisch-geschulten Elemente zu Worte. Während die Einen die Schwächen und Gebrechen des October-Diploms bloslegten und auf die Gefahren, die es für das Reich in sich trage, hinwiesen, hielten freilich die Vertreter der Länderautonomie fest und starr zu der kaiserlichen Manifestation; die Entscheidung in diesem Nationalitätenkampfe blieb der Krone vorbehalten. — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Bald nach Veröffentlichung des October-Diploms (23. December) wurde Ritter von Schmerling zum Staatsminister ernannt. Sein Name war populär. Er galt für fortschrittlich-liberal. Dafür sprach seine politische Vergangenheit, sein öffentliches Wirken in den Jahren 1848 und 1849. Von ihm erwartete die Bevölkerung, die ihm volles Vertrauen entgegenbrachte, dass er das in so bedenkliches Schwanken gerathene Staatsschiff in den sicheren Hafen der Verfassung einlenken werde. Mit seiner Ernennung wurden gleichzeitig viele Gerüchte verbreitet, welche geeignet waren, das in ihn gesetzte Vertrauen zu befestigen. Es hiess unter Anderem, dass er nur unter gewissen Cautelen das Staatsministerium übernommen habe, und zwar erst, nachdem er die volle Ueberzeugung gewonnen, dass man höchsten Ortes aufrichtigst gewillt sei, mit dem alten und veralteten System für immer zu brechen, die neuen Grundlagen für den Staatsbau auf festen Boden zu verlegen. In dieser Richtung soll Schmerling, so erzählte man sich, den Wunsch ausgesprochen haben, dass ein radicaler Wechsel in der Leitung selbst hoher Militärstellen stattfinde, und darin sei er sogar vom Erzherzog Rainer sehr wesentlich unterstützt worden. In der That gingen der Ernennung Schmerling's vielfache Entlassungen und Ernennungen voraus, welche als Bekräftigung der angeführten Gerüchte angesehen werden konnten. Nun begannen auch ernste Unterhandlungen mit Deak und Eötvös, deren Partei in Ungarn eine zuwartende Stellung eingenommen. Ein bewegtes politisches Leben machte sich überall geltend. Wahlversammlungen fanden endlich wieder statt und in der politischen

Arena tauchten plötzlich Männer auf, die durch ihre Reden weithin Aufsehen machten und deren Namen man vorher nicht gekannt hatte.

Die Persönlichkeit des erst vor Kurzem verstorbenen Schmerling harrt noch ihrer vollständigen objectiven Charakterisirung. Als Beitrag zu derselben mögen hier einige kleine Züge ihren Platz finden.

Ich war schon früher einmal mit Herrn von Schmerling in Berührung gekommen. Ich war zum Dolmetsch ernannt, und er hatte mir den Eid abzunehmen. Ich wurde hievon durch ein Decret verständigt, in welchem auch angegeben war, wann ich mich vorzustellen hätte. Selbstverständlich kam ich der Aufforderung pünktlich nach und fand mich im Sitzungssaale des Oberlandesgerichtes ein, hier das Erscheinen des Herrn von Schmerling abwartend. Er kam bald, begleitet von einem Protokollführer. Letzterer schickte sich bereits an, mir die Eidesformel vorzulesen, als Herr von Schmerling, mich vom Kopf bis zum Fuss messend, in einem Tone, der mir unvergesslich bleiben wird, sagte: »Gehen Sie nach Hause und holen Sie sich einen schwarzen Frack!« In demselben Augenblicke war er auch schon hinter der Thür des anstossenden Saales verschwunden, mich mit dem Protokollführer, der nicht minder erstaunt war als ich, zurücklassend. Tags darauf machte ich dem Präsidenten des Landesgerichtes in Strafsachen, der die Initiative zu meiner Ernennung als Dolmetsch ergriffen hatte, von dem Vorfall Meldung und sprach die bestimmte Absicht aus, auf die mir zugedachte Ehrenstelle gänzlich zu verzichten.

»Das werden Sie nicht«, erwiderte der Präsident in freundlichem Tone. »Ist es Ihnen doch nicht so schlimm ergangen, wie einem meiner ältesten Räthe, dem alten Kainzmaier, der, weil er, eine Verhandlung leitend, aus Bequemlichkeit es unterlassen hatte, den Uniformrock vorschriftsmässig zugeknöpft zu tragen, wovon sich Herr von Schmerling gelegentlich einer Inspection persönlich überzeugt hatte, sofort pensionirt wurde.« Nun, so schlimm hätte es mir freilich nicht ergehen können, da ich ja noch gar nicht einmal beeidet, mit dem »wichtigen« Amt also noch gar nicht betraut war und somit auch noch nicht pensionirt werden konnte. Zwei Tage

hierauf wurde ich indes, dank dem schwarzen Frack, den ich »vorschriftsmässig« angelegt hatte, anstandslos beeidet.

Ich erwähne diese kleine Episode zur Charakteristik des Staatsmannes, der in der wichtigsten Periode der österreichischen Geschichte der neuesten Zeit zu dem wichtigsten Amt berufen wurde, ohne deshalb die hohe Bedeutung dieser ausgezeichneten Persönlichkeit etwa in Abrede stellen zu wollen.*)

Herr von Schmerling hat gleich in der ersten Zeit seiner Amtswirksamkeit mit fester Hand die Zügel der Regierung ergriffen; seine Ansprache an die Beamten machte es diesen sofort klar, dass sie es hier mit einem Vorgesetzten zu thun bekommen, der sehr ernst zu nehmen sei, und welcher der durch den häufigen Wechsel in der obersten Leitung der Staatsgeschäfte gelockerten Disciplin wieder eine festere Gestalt zu geben bemüht sein werde. Sich nach dieser Richtung hin bemerkbar zu machen, verstand Herr von Schmerling besser als irgend Einer. In nicht geringem Masse kam ihm hiebei seine persönliche Erscheinung zu statten. Sein aussergewöhnlich hoher Wuchs, seine stramme Haltung, sein stolzer Blick und seine kurz angebundene Art im persönlichen Verkehr liessen ihn wie einen strengen Obersten erscheinen, der keinerlei Rücksicht kennt, als einen Mann, der nur zu herrschen und zu befehlen ge-

---

*) Leopold von Hasner erzählt in seinen von seinem Bruder herausgegebenen »Denkwürdigkeiten«: »Auch bei Schmerling, dem Staatsminister, und bei Lasser, dem Minister des Innern, musste ich mich als Vicepräsident des Abgeordnetenhauses vorstellen. . . . . Auch dem Minister gebührte von meiner Seite Höflichkeit, aber ihre Erwiderung verlangte ich ebenso unbedingt. Und nun sah ich mich gehalten, in Schmerling's Vorsaal eine Stunde auf Einlass zu warten, da er eben, wie es hiess, mit einem seiner Beamten beschäftigt war, um dann in kurzer, formeller Weise entlassen zu werden. Meine derzeitige Stellung schien mir aber zu fordern, dass ein Beamter für einen Augenblick entlassen und der Vicepräsident des Abgeordnetenhauses nicht eine Stunde warten gelassen werde. Vielleicht hat der mir nachmals so befreundete Mann nicht einmal geahnt, dass er mich verstimmt habe. Ich aber, ob mit Recht oder Unrecht, fühlte mich verletzt. Ich wendete mich ab und liess von da ab die Minister sämmtlich links liegen. . . . .« Es ist also, wie man sieht, dem Vicepräsidenten des Abgeordnetenhauses auch nicht viel besser ergangen als mir.

wohnt war und auf dessen Stirne gleichsam für Jeden zu lesen stand: »Gehorchen!«

Das war ein Standpunkt freilich nur den Untergebenen gegenüber. Im politischen Leben spielen ganz andere Factoren mit, und mit diesen hatte auch Herr von Schmerling zu rechnen. Der Commandoton hätte da wohl keine, oder gar noch eine schlechte Wirkung gethan. Dies musste dem Minister nach dem Erscheinen des Februar-Patentes (kais. Patent vom 26. Februar 1861) klar geworden sein. Es erhob sich dagegen eine gewaltige Opposition, zumal bei den Czechen in Prag und bei den Ungarn in Pest, die sich bereits anlässlich der Wahlen für die Landtage geltend machte. Czechen und Ungarn nahmen dabei ganz verschiedene Standpunkte ein. Erstere knüpften an das Octoberdiplom an, hielten fest daran und verlangten, dass dieses Diplom als die einzige Grundlage für den Ausbau des neu zu gründenden Verfassungsstaates acceptirt werde. Ein grosser Theil der Ungarn wollte jedoch auch von dem Octoberdiplom nichts wissen, obschon es dem Nationalitätsprincipe Rechnung trug; sie verlangten ein Zurückgreifen auf das ihnen im Jahre 1848 Gebotene, die freiheitlichen Errungenschaften dieses Jahres sollten vorweg anerkannt werden. Da wie dort, in Prag wie in Pest ging also der Sturm gegen das Februar-Patent in gleich heftiger Weise los, zuerst bei den Wahlen für den Landtag, und er erreichte seinen Höhepunkt in den Landtagen selbst.

Deutlicher übrigens als seine Situation gegenüber den Czechen musste Herr von Schmerling schon vor dem Erscheinen des Februar-Patentes seine Stellung gegenüber den Ungarn erkennen. Volle Klarheit darüber musste er ja erlangt haben aus den Ergebnissen der ungefähr ein halbes Jahr vorher abgegebenen Erklärungen Deak's, der Ende December vom Kaiser nach Wien berufen worden war und in einer besonderen Audienz die Wünsche der Ungarn in loyalster Weise dem Monarchen kundgegeben hatte.

Franz Deak's Berufung an das Wiener Hoflager wurde zwar so geheim als möglich gehalten, aber doch wieder nicht geheim genug vor den politischen Kreisen Wiens. Mir selbst ward der Auf-

trag, Deak zu interviewen. Der Auftrag war leicht gegeben, aber wie ihn ausführen? Ich hatte Deak nur ein einzigesmal vorher in Pest gesehen. Vorgestellt war ich ihm nicht worden, und ich hatte damals auch keinerlei Veranlassung, dem ungarischen Patrioten näherzutreten, der zwar im Lande schon eine populäre Persönlichkeit war, für die Nichtungarn aber lange noch nicht die Bedeutung hatte, die ihm später durch sein ebenso patriotisches wie staatsmännisches Wirken allgemein zugesprochen werden musste. Um dem Auftrage nachkommen zu können, suchte ich darum nach einer Persönlichkeit, von der ich vermuthen konnte, dass sie mich an Deak empfehlen könne. Als eine solche Persönlichkeit erschien mir ein hoher militärischer Würdenträger, der sich damals zufällig in Wien in Garnison befand, mir freundschaftlich zugethan war und als geborener Ungar, der lange Zeit in Pest gelebt, auch in freundschaftlichen Beziehungen zu Deak stand. Mein Ersuchen um ein Empfehlungsschreiben an Deak wurde gerne erfüllt, und mit dem Briefe ausgerüstet, begab ich mich sofort auf die Suche nach dem Manne, von welchem ich Aufschlüsse über seine wichtige Mission erhalten sollte. Wohin mich aber zuerst wenden? Sein Aufenthaltsort war nicht bekannt, in dem Verzeichniss der angekommenen Fremden war sein Name nicht enthalten. Ich glaubte im Gebäude der ungarischen Hofkanzlei die nöthige Auskunft erhalten zu können. Als ich auf dem Wege dahin durch die Herrengasse schritt, sah ich den Gesuchten unter dem Hausthore des ministeriellen Palais, daselbst mit dem Portier sprechend.

Ich habe vorhin bemerkt, dass ich Deak nur ein einzigesmal in Pest flüchtig gesehen hatte. Dies genügte aber, um diese Persönlichkeit nie zu vergessen. Mit seiner kleinen, etwas gedrungenen Gestalt, das ungarische Hütchen auf dem massigen Haupte, mit einer ungarisch verschnürten Jacke bekleidet, erschien Deak wie ein reicher ungarischer Bauer im Sonntagsstaate. So hatte ich ihn damals zum erstenmale in Pest gesehen, und so sah ich ihn nun zum zweitenmale, nicht anders und nicht moderner gekleidet. Ich trat auf ihn zu, mich selbstverständlich vorweg entschuldigend, dass ich ihn so ohne Weiteres auf der Strasse überfalle, und überreichte ihm das Em-

pfehlungsschreiben. Nachdem er es gelesen, lud er mich freundlich ein, ihn zu begleiten.

»Belieben mich auszufragen«, sagte er mit stark ungarischem Accent, jovial lächelnd, »weiss ich aber selber nicht viel und was ich weiss, kann ich nicht sagen.« Dann hielt er einen Moment inne und setzte hierauf das Gespräch in folgender Weise fort:

»Belieben aufzupassen. Denken Sie sich, Sie hätten einen Schuldschein oder ein ähnliches Document auf Einen, der ganz zahlungsfähig ist, und Sie kämen zu ihm in freundschaftlichster Weise, Ihre Forderung einzucassiren. Wenn nun der Schuldner sagen würde: ich gebe Ihnen vorläufig eine Abschlagszahlung, warten Sie mir gefälligst mit dem Rest, nun, das würde sich allenfalls hören lassen, und man könnte darüber reden. Wenn Ihnen aber der Schuldner sagt: Das, was Sie da in der Hand haben, das erkenne ich nicht an, damit kommen Sie mir nicht; ich will Ihnen aber doch etwas geben, weil wir gute Freunde bleiben wollen, nun, da werden Sie, wenn Sie sich im Rechte glauben, das wichtige Document wieder in die Tasche stecken und denken: kann warten, Zahltag wird schon kommen. . . . . Sehen Sie, lieber Freund, das ist Alles, was ich Ihnen sagen kann, mehr weiss ich selber nicht.«

Es war dies Alles in so liebenswürdiger, in so einfach schlichter Weise gesagt worden, dass die Befangenheit, die sich meiner bei Ueberreichung des Empfehlungsbriefes bemächtigt hatte, allmälig ganz verschwand. Ich hätte nun Muth gehabt, einige weitere Fragen zu stellen. Mittlerweile war jedoch ein Fremder herangekommen, das interessante Zwiegespräch war unterbrochen, Deak reichte mir freundlichst zum Abschiede die Hand und fügte nur noch mit einem leisen Anflug von Lächeln hinzu: »Ich glaube, Sie wissen genug.«

Vor dem Thore des Regierungsgebäudes war ein hoher Beamter des Pressbureaus gestanden, der mitangesehen hatte, wie ich mit Deak sprach. Er folgte uns Beiden auf dem Fusse, und als Deak mich verliess, war er auch schon an meiner Seite.

»Sie haben ja recht lange mit Deak gesprochen, er hat Ihnen wohl viel gesagt; nun, was gibts denn Neues?« Es war dies Alles mit unverkennbarer Ironie gesagt. »Nun, was gibts Neues?«

»Nichts.«

»Was werden Sie also berichten?«

»Alles.«

»Bin sehr begierig, werde auch Alles lesen.«

Was sich der Herr wohl gedacht haben mag, als er Tags darauf die Wechselgeschichte in der Zeitung las?

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das von Deak gewählte Gleichniss gab volle Klarheit über die Situation; es ging daraus bis zur Evidenz hervor, dass der Versuch einer Verständigung misslungen war. Noch klarer als durch jenes Gleichniss mussten die Verhältnisse, wie sie in Ungarn lagen, Herrn von Schmerling dargelegt worden sein, und er konnte sich gewiss keinen Augenblick einer Täuschung darüber hingeben, dass die Februarverfassung in Pest auf eine noch heftigere Opposition stossen werde als in Prag. Entmuthigt war der Staatsminister übrigens deshalb nicht. Im Gegentheil, je heftiger der Widerstand sich zeigte, je mächtiger die Parteileidenschaften aufbrausten, desto energischer ging Herr von Schmerling an die Verwirklichung seines Staatsactes.

Am 6. April 1861 trat der ungarische Landtag zusammen. Er wurde mit einer königlichen Botschaft eröffnet und Franz Deak war es, der mit einer von ihm verfassten Adresse vor das Haus trat, die als Antwort auf die königliche Botschaft beantragt wurde. In dieser Adresse wurde die volle Herstellung der 1848er Gesetze gefordert; sie protestirte gegen den Versuch, durch ein Centralparlament die »Aufsaugung Ungarns« fortzusetzen, und sie lehnte jede meritorische Berathung ab, ehe nicht der volle gesetzliche Zustand, wie er im Jahre 1848 bestanden habe, wieder hergestellt sei.

Die Adresse wurde vom Kaiser abgelehnt, und am 21. October wurde der ungarische Landtag aufgelöst. In Ungarn begann nun die Zeit des passiven Widerstandes.

Die czechische Partei im böhmischen Landtage hatte einen solchen drastischen Erfolg zwar nicht zu verzeichnen. Die Deutschen hatten da die Majorität; sie nahmen die Wahlen für den Reichsrath vor, allein die Gegner des Februar-Patentes gingen doch auch nur mit »stillem Vorbehalt« nach Wien. Sie erkannten für ihren Theil den Reichsrath nicht als den gesetzlichen Boden an, erschienen aber zum Unterschied von den Ungarn daselbst.

Und nun begann hier die Zeit des Verfassungskampfes.

Der engere und weitere Reichsrath.

Wir leben jetzt wirklich in einer aufgeregten Zeit. Vergleicht man die letzten Jahrgänge einer Zeitung mit jenen der Sechzigerjahre, so zeigt sich dies am klarsten. Irgend ein locales Ereigniss, und wenn es auch nach keiner Richtung hin, nicht vom socialen und nicht vom psychologischen Standpunkte aus, ein besonderes Interesse zu erregen vermag, füllt heute doch die Spalten einer Zeitung, und derjenige Reporter gilt als der vorzüglichste, der die Details jedes Ereignisses in der breitesten Ausdehnung zu schildern vermag. Die gleiche Wahrnehmung kann man bezüglich politischer Vorkommnisse machen; sie erzeugen in den politischen Kreisen und in den Parteiblättern eine Nervosität, die zu der Wichtigkeit des Gegenstandes oft im auffälligsten Missverhältniss steht.

Wie war das noch vor fünfundzwanzig Jahren ganz anders! In ruhigster Weise wurden da die Ereignisse — welcher Art immer — in der Zeitung registrirt und überall mit nüchterner Besonnenheit erwogen und beurtheilt. Nur das Erscheinen des October-Diploms hatte einigermassen, wie dies im Vorhergehenden schon mitgetheilt wurde, eine Bewegung in der Bevölkerung hervorgerufen, eine freudige Bewegung, und das kann als keine auffällige Erscheinung gelten und kann nicht Wunder nehmen, wenn man bedenkt, welche Hoffnungen man an die feierliche Verheissung knüpfen musste, die in den officiösen und sogar auch in den officiellen Commentaren zum October-Diplom ausdrücklich hervorgehoben wurde. Aber auch diese freudige Bewegung verrauschte und an deren Stelle trat gar bald die nüchterne Erwägung,

die später, selbst anlässlich der Wahlen, nicht das in den thatsächlichen Verhältnissen begründete Mass ausser Acht liess und keineswegs die »breiten Schichten« der Gesellschaft in aussergewöhnlicher Weise gefangen nahm.

Es soll nun damit nicht etwa ein Tadel ausgesprochen sein, dass jetzt in wichtigen und minder wichtigen Fällen die öffentliche Meinung sich in lebhafterer und drastischerer Weise kundgibt; im Gegentheil muss als erfreulich constatirt werden, dass das politische Bewusstsein in der Bevölkerung seither viel reifer geworden ist; ich glaubte aber hier diesen Unterschied von Einst und Jetzt hervorheben zu sollen, und zwar gerade mit Bezug auf ein Vorkommniss, dem eine grosse und bedeutende Wichtigkeit gewiss Niemand absprechen wird, und das merkwürdigerweise ganz stille verlief. Es ist dies die Eröffnung des Reichsrathes am 29. April 1861, des ersten, bei welchem die Mitglieder des Abgeordnetenhauses nicht ernannt, sondern wieder vom Volke gewählt wurden.

Die Galerien in dem für die Volksvertreter provisorisch errichteten Holzbau vor dem Schottenthore waren zwar dicht besetzt, allein die Stadt zeigte an jenem für die Gesammtmonarchie so denkwürdigen historischen Tage das alltägliche Gesicht; nichts deutete darauf hin, dass das Langersehnte endlich zur Wahrheit geworden, dass Oesterreich factisch in die Reihe der constitutionellen Staaten eingetreten, und dass nach zehnjährigem erzwungenem Schweigen endlich auch das Volk zu Worte kommen könne. Ja selbst im Hause ging alles so ruhig und »geschäftsordnungsmässig« vor sich, als bestünde das Parlament schon seit Jahren und als wäre dies nicht die allererste Sitzung!

Der ernannte Präsident Dr. Hein eröffnete die Sitzung mit einer kurzen Ansprache, die in ein Hoch auf den Kaiser ausklang und allgemeine Zustimmung fand. Der Staatsminister Herr von Schmerling überreichte hierauf dem Präsidenten die Geschäftsordnung, dann wurde die Beeidigung der einzelnen Mitglieder des Hauses vorgenommen, und schliesslich kündete der Staatsminister an, dass der Kaiser die Volksvertretung im Ceremoniensaale der Hofburg am 1. Mai Vormittags empfangen und die Thronrede verlesen werde.

— damit war die Tagesordnung der ersten Sitzung des österreichischen Abgeordnetenhauses erschöpft. — — — — — — — — —

Von den Mitgliedern des Abgeordnetenhauses waren mir bereits einige persönlich bekannt. Mit den Herren Mühlfeld, Giskra, Schindler, Hoffer, Herbst, Berger, Smolka und Baron Tinti war ich schon von früher her in Rapport. Dr. Mühlfeld hatte mir schon Jahre vorher mancherlei Beweise seines Vertrauens gegeben. Als Vertheidiger in Strafsachen nahm er oft Gelegenheit, mich über so manche im Zuge befindlichen interessanten Processe vor der öffentlichen Verhandlung zu informiren; ich besuchte auch oft seine Kanzlei, in welcher ich nacheinander seine Concipienten, die Doctoren Giskra, Jeanné und Dostal — die beiden letzteren sind derzeit Hof- und Gerichtsadvocaten in Wien — kennen lernte.

Mühlfeld stand von dem Tage an, als das öffentliche und mündliche Verfahren in Strafsachen eingeführt wurde, als Vertheidiger obenan. Er war der meistbeschäftigte; er wurde nicht nur in grossen Processen zu Rathe gezogen und als Anwalt gewählt, er fungirte als solcher auch bei kleinen, geringfügigen Verhandlungen, zumeist in Cridafällen. Dabei hatte man Gelegenheit, nicht nur seinen juridischen Scharfsinn, seine ausgezeichnete Beredsamkeit, sondern auch sein Gedächtniss zu bewundern. Ohne sich eine Notiz gemacht zu haben, kannte er den ganzen Untersuchungsact, den er sich, da seine Augen geschwächt waren (es war dies namentlich in den letzten Jahren seiner Thätigkeit vor Gericht der Fall), stets nur vorlesen liess; er citirte aus dem Gedächtniss oft wortgetreu, was der Angeklagte im Verhör gesagt, was die Zeugen deponirt hatten, und wenn es sich — wie in Cridafällen — um Ziffern handelte, so hatte er auch diese genau im Kopfe, besser zumeist als der Vorsitzende selbst, und wenn dieser den Act Wochen hindurch studirt hatte. Im Plaidoyer überraschte er sehr häufig durch seine Kenntniss der Cassationshof-Entscheidungen, die er mit Datum und Zahl der Verlautbarungen wieder wörtlich zu citiren wusste. Es war wohl nur scherzweise gemeint, wenn ihm nachgesagt wurde, dass er sich hie und da auch auf eine Entscheidung berief, die gar nicht existirte, und dass er nur, um zu »verblüffen«, auch das Datum der Verlautbarung und die Protokollsnummer an-

gegeben habe. Zu solchen Mitteln der Täuschung brauchte ein Mühlfeld nicht zu greifen, der übrigens in späteren Jahren auch als Redner oder Berichterstatter in Budgetangelegenheiten sein immenses Gedächtniss zu bethätigen Gelegenheit genug hatte. Eine Eigenart dieses Redners bestand darin, dass er in langen Sätzen sprach. Zwischensatz reihte sich an Zwischensatz, und das Zeitwort des Hauptsatzes kam zum Schlusse. Man musste der Rede mit grosser Aufmerksamkeit folgen, um jeden einzelnen Satz ganz zu verstehen.

Im Gegensatze zu Dr. Mühlfeld sprach Dr. Berger, der neben ihm der meistgesuchte und meistbeschäftigte Vertheidiger in Strafsachen, übrigens auch als juristischer Schriftsteller thätig war, in kurzen Sätzen und mit scharfer Betonung jener Worte, auf welche er einen besonderen Werth legte; auch sprach Berger viel temperamentvoller und wusste seinen Reden oft einen eigenen Reiz durch sarkastische Bemerkungen zu verleihen, die, in einem eigenartigen scharfen Tone vorgebracht, den, auf den sie gemünzt waren, oft schwer und empfindlich trafen.

Dr. Mühlfeld wie Dr. Berger waren beide Redner im grossen Style; so verschieden auch die Art war wie sie sprachen, so erzielten sie doch immer bei den Zuhörern die gleiche Wirkung; man lauschte mit grossem Interesse ihrem Vortrage, man folgte ihren Argumentationen mit gespannter Aufmerksamkeit; dem ganzen jungen Nachwuchs von Juristen konnten sie als nachahmungswürdige Vorbilder dienen.

Ich selbst hatte zu Beiden gute Beziehungen, die schon aus den Fünfzigerjahren her datirten und mir in meinem journalistischen Berufe während der späteren Parlamentsperiode sehr zu statten kamen.

In aussergewöhnlich freundlicher Weise kam mir schon in den ersten Tagen der ersten Parlamentssession Dr. Giskra entgegen. Auch ihn hatte ich als »Vertheidiger in Strafsachen« kennen gelernt, obschon es ihm nicht gegönnt war, sich in dieser Eigenschaft die gleichen Lorbeeren zu holen, wie seine beiden erstgenannten Collegen. Nicht etwa, dass es ihm an Beredsamkeit fehlte. Im Gegentheil, seine Art zu sprechen blendete, begeisterte und war stets von

fascinirender Wirkung. Ihm standen äussere Mittel zu Gebote, über welche weder Dr. Mühlfeld, noch Dr. Berger verfügten. Dr. Giskra machte vor Allem schon durch seine Erscheinung einen sympathischen Eindruck. Er war von grosser, männlich kräftiger Statur; seine hellen Augen belebten das schöne Gesicht und wurden immer leuchtender und feuriger, je mehr er sich in die Sache vertiefte, die den Gegenstand seines Vortrages bildete. Seine Hauptstärke bestand in blitzenden, überraschenden Gedankensprüngen, die ihre Wirkung nie verfehlen konnten, da sie im Vortrag unterstützt wurden von einem wohlklingenden Organ, von einer Stimme, um welche ihn mancher Tenor hätte beneiden können.

Zu den vielbeschäftigten Vertheidigern in Strafsachen konnte, wie gesagt, Giskra trotz der vielen vortheilhaften Eigenschaften, die er für diesen Beruf mitbrachte, dennoch nicht gezählt werden. Die Schuld lag an ihm selbst. Er liess sich oft zu sehr von seinem Temperamente hinreissen und nahm keinerlei Rücksicht auf die eigengearteten Verhältnisse unseres öffentlichen Verfahrens im Gerichtssaale, das sich in den Fünfzigerjahren bei den »älteren Herren«, welche diesem Verfahren keineswegs ihre Sympathien entgegenbrachten, noch nicht eingelebt hatte. So ein »alter Herr« als Vorsitzender bei einer Gerichtsverhandlung sah in dem Eingreifen des Vertheidigers, wenn dieser sich auch auf dem gesetzlichen Boden befand und davon nicht um eines Haares Breite abwich, doch eine Beschränkung der discretionären Gewalt des Richters, und öfters spielte auch die Eitelkeit eines solchen Richters mit, der im Stillen sehr ungehalten war, dass ihm so ein »grüner Jurist« Belehrungen geben wolle und sich wohl einbilde, er verstünde Alles besser, als ein im Dienste ergrauter Beamter.

Von einem Mühlfeld liess man sich noch eher Manches gefallen. Der war ja auch ein älterer Herr, dann eine anerkannte juristische Autorität und ein berühmter Vertheidiger. Und selbst er hatte oft genug gegen das angeführte Vorurtheil anzukämpfen. Ja mancher Richter sah schon in dem Umstande, dass sich der Angeklagte »einen Dr. Mühlfeld als Vertheidiger gewählt«, wenn schon nicht einen durchaus processordnungsmässigen Beweis der Schuld, so doch einen

starken Verdachtsgrund; »denn — so wurde vielfach argumentirt — wer einen Mühlfeld zum Vertheidiger wählt und die damit verbundenen Kosten nicht scheut, muss sich in seinem Innern gewiss schuldig wissen«. Ihm gegenüber wagte »man« sich nun freilich zu einer offenen Opposition nicht heraus, während der junge Giskra in dieser Beziehung Erfahrungen machte, die bei ihm oft eine leidenschaftliche Erregung erzeugten und sein feuriges Temperament noch mehr in Wallung brachten. Bei solchen Anlässen kam es dann zuweilen zu harten Zusammenstössen zwischen ihm und dem Vorsitzenden, und schliesslich hatte hie und da der Angeklagte darunter zu leiden.

Einmal riss bei solchem Anlasse dem jungen Vertheidiger Dr. Giskra die Geduld. Er hatte es im Laufe des Beweisverfahrens für nothwendig befunden, den Antrag auf Vernehmung eines Zeugen zu stellen, der in der Voruntersuchung nicht gehört worden war. Der Vorsitzende wies rundweg, ohne hierüber einen Gerichtsbeschluss einzuholen, den Antrag zurück. Darüber entrüstet, ergriff Giskra seine Actentasche und verliess mitten in der Verhandlung den Gerichtssaal. Etwas Aehnliches war vorher noch nie geschehen; man kann sich also den Effect denken. Es entstand eine peinliche Pause. Die Beisitzer tauschten leise lispelnd ihre Meinungen aus; dann wurde rasch ein Vertheidiger herbeigeholt, der eben auf dem Gange zu finden war und im schnellen Tempo wurde hierauf das Beweisverfahren geschlossen. Diesmal gestaltete sich die Situation für den Angeklagten günstig; er wurde freigesprochen, vielleicht weil man befürchtete, es könnte gegen ein auf »Schuldig« lautendes Urtheil die Berufung ergriffen werden, und es könnte auf diese Weise das Obergericht zur Kenntniss des unliebsamen Vorfalles kommen; und das wollte man verhüten.

Ueber dieses »Ereigniss« im Gerichtssaale berichtete ich seinerzeit sehr ausführlich in der »Morgenpost«, und Giskra's Vorgehen wurde da als vollkommen gerechtfertigt dargestellt. Der diesbezügliche Artikel trug mir die Freundschaft Giskra's ein, die er mir bis an sein Lebensende ungeschmälert bewahrte; »den Artikel«, so sagte er mir nachher oft, »habe ich mir unter Glas und Rahmen aufbewahrt.«

Indess wurde doch jene Action Giskra's diesem sehr übel genommen, und in Verbindung mit anderen Handlungen, die von ihm

ausgingen und ebenfalls übel vermerkt wurden, erschien Giskra als »Revolutionär« schwarz angeschrieben. Dies behinderte ihn in seiner Carriere; er wurde, so oft er um die Erlangung eines Advocatenpostens für Wien einschritt, immer zurückgewiesen; schliesslich wurde ihm ausdrücklich nahegelegt, von Wien fortzugehen, und ihm die Ernennung als Advocat in Brünn in Aussicht gestellt, die auch thatsächlich bald erfolgte.

Durch eine Reihe von Jahren trat dann eine Unterbrechung der — ich kann wohl mit vollem Rechte sagen — freundschaftlichen Beziehungen zwischen Giskra und mir ein. Er lebte als Advocat in Brünn, hatte dort viel Glück, verschaffte sich nach und nach eine grosse Clientel. Seine Kanzlei war die gesuchteste, und er vertrat die grössten Industriellen, unter anderen auch Alfred Skene. Es erschien selbstverständlich, dass von einflussreichen Männern der mährischen Hauptstadt, als man nach geeigneten Persönlichkeiten für den Reichsrath Umschau hielt, sofort und in erster Linie an Giskra gedacht wurde. Er wurde auch einstimmig zum Deputirten gewählt.

Noch während der ersten Sitzung des Abgeordnetenhauses überraschte mich Dr. Giskra mit seinem Besuche in der Journalistenloge. »Wir wollen unsere alte Freundschaft wieder auffrischen,« so leitete er die Begrüssung ein. Sie blieb mir in der That bis zu seinem Lebensende ungetrübt erhalten.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das junge Parlament konnte sich wahrlich sehen lassen. Mit vollem Verständniss hatte die Bevölkerung ihre Wahl getroffen und Männer mit ihrem Vertrauen ausgezeichnet, die gleich in der ersten Zeit ihrer parlamentarischen Thätigkeit sich der ihnen zugetheilten Aufgabe vollkommen gewachsen zeigten. Das erste Mitgliederverzeichniss wies u. a. folgende Namen auf: Berger, Brestl, Brinz, Giskra, Hasner, Herbst, Mühlfeld, Kaiserfeld, Kuranda, Rechbauer und Schindler. Sie waren die Vertreter der liberalen Ideen und zugleich jene, welche für den Reichsgedanken, für die Reichseinheit eintraten; man nannte sie die Verfassungspartei oder die Centralisten, im Gegensatz zu den Vertretern der Länderautonomie, die den Staat nach einem Föderativ-System gebildet wissen wollten und deshalb

Föderalisten genannt wurden. Der Kampf dieser beiden grossen Parteien begann schon nach den ersten Sitzungen des Reichsrathes, gelegentlich der Wahlen für die Ausschüsse, und flammte noch heftiger auf bei der Debatte über die als Anwort auf die am 1. Mai (1861) gehaltene Thronrede abzufassende Adresse des Hauses.

Eine Durchsicht der Berichte aus jener bewegten Parlamentsperiode muss, sieht man von der traurigen Parteispaltung ab, jeden Oesterreicher mit Stolz erfüllen. Welche Fülle von Geist und Scharfsinn ist da in den einzelnen Reden enthalten! Die parlamentarische Gewandtheit der Redner muss umsomehr auffallen, als ja noch kurz vorher jedes öffentliche Auftreten fast gänzlich ausgeschlossen und somit zu einer Schulung keine Gelegenheit geboten war.

Wie im »verstärkten Reichsrathe«, handelte es sich auch hier bei der Abfassung der Adresse an die Krone um die Competenzen des Reichsrathes und jene der Landtage. Die Föderalisten kämpften für die Anerkennung der »historisch-politischen Individualität der Länder« und versuchten ihren Standpunkt durch die Aufnahme diesbezüglicher Stellen in der Adresse zum Ausdruck zu bringen; die Centralisten, den Reichsgedanken vertretend, wehrten sich mit aller Entschiedenheit dagegen und blieben schliesslich Sieger im Kampfe. Natürlich nur im Kampfe über Form und Inhalt der an die Krone zu richtenden Adresse. Der Kampf selbst begann immer aufs Neue, sobald sich die Gelegenheit ergab, die Nationalitätenfrage aufzuwerfen und sie ergab sich leider immer. Bezeichnend in dieser Richtung ist ein Brief Giskra's. Ich kann nicht mehr feststellen, was dieses Schreiben veranlasst hat, und bin leider auch nicht in der Lage zu sagen, wann es geschrieben wurde, da es kein Datum trägt. So viel steht fest, dass der Brief in der Zeit vor dem 16. October 1862 geschrieben worden sein muss, an welchem Tage die erste ausführliche Interpellationsbeantwortung Schmerling's in Angelegenheit Ungarns erfolgte. Das Schreiben ist insoferne interessant, als daraus ersichtlich ist, welcher Täuschung man sich bezüglich der Wirkung des Nationalitätenstreites hingab, indem selbst Männer wie Giskra in der Meinung lebten, mit den Polen und Czechen werde man »leicht fertig« werden; deren Wünsche zu befriedigen sei gar nicht

schwer, man müsse nur mit den Ungarn »unterhandeln« und die Formen feststellen, unter welchen sie doch schliesslich den Reichsrath zu beschicken sich verstehen würden.

Das Schreiben lautet:

»Das Spiel mit dem engeren und weiteren Reichsrath muss bald ein Ende nehmen, sollen wir nicht von vorneweg der Autorität verlustig werden, die wir doch Alle anstreben. Ein Theaterstück mit fortwährenden Verwandlungen erzeugt Langeweile, es stört die Aufmerksamkeit der Zuhörer und zerreisst den Faden der Verbindung. Heute sind wir der engere, morgen der weitere Reichsrath. Wohin soll das führen? Herr von Schmerling hat bis zur Stunde die an ihn gestellte Interpellation bezüglich der Ungarn nicht beantwortet; wahrscheinlich weiss er selbst hierüber noch nichts Bestimmtes oder es wird noch unterhandelt und man hat Aussicht, dass die Ungarn unter gewissen Voraussetzungen den Reichsrath doch beschicken werden. Ich glaube selbst daran. Die Ungarn sind praktische Politiker, und sie haben Staatsmänner, mit denen sich reden lässt. Wenn sie nur kämen, die Herren Ungarn; sie würden uns gar gute Dienste leisten können, zumal den Polen und Czechen gegenüber, die . . . . Die Ungarn wissen was sie wollen, die Czechen nicht. Weiss ich aber einmal, was man von mir verlangt, dann kann ich mich schon in Unterhandlungen einlassen, ich kann Anbote machen, kann Einzelnes gewähren und übermässige Forderungen mit ruhiger Begründung zurückweisen, die, wenn sie vernünftig ist, von Vernünftigen nicht unberücksichtigt bleiben kann. Die Czechen aber wissen selbst nicht was sie wollen, und sind wir einmal der Unterstützung der Ungarn gewiss, dann werden wir mit der Rechten leicht fertig werden. Ich hatte gestern eine diesbezügliche interessante Unterredung mit Herrn von Schmerling. Ich kann aber darüber nichts mittheilen — Discretion legt mir Schweigen auf . . . .«

Welche frohe Zuversicht spricht aus diesen Zeilen! In seiner Schaffensfreudigkeit, getragen von patriotischer Empfindung, voll innerster Ueberzeugung, dass die künftige Gestaltung der österreichischen Monarchie nur so sein könne, wie er sie sich in seiner überaus lebhaften Phantasie vorgezeichnet, sah Giskra die Zukunft im rosigsten Lichte. Er träumte von einem gemeinschaftlichen Zusammenwirken aller Völker der Monarchie auf dem verfassungsmässigen Boden, und je stärker sich dagegen der Widerstand der Föderalisten zeigte, desto temperamentvoller, gewaltiger und leidenschaftlicher trat er gegen sie auf. Er war der verkörperte Fanatismus. Palacky und Rieger, die beiden Fahnenträger der föderalisti-

schen Partei, verhielten sich zu Dr. Giskra wie ein herber österreichischer Wein zum schäumenden Champagner!

Das mag denn auch der Grund gewesen sein, dass sich Schmerling zu ihm so hingezogen fühlte. Einen eifrigeren Verfechter seiner Politik hätte er wohl gar nicht finden können.

Freilich musste Giskra oft, selbst von Männern der eigenen Partei, den Vorwurf hören, dass er »zu weit gehe«, dass er die Gegner durch seine Angriffsart allzusehr reize; der ruhigere und bedächtigere Dr. Mühlfeld stand aber immer auf seiner Seite. »Solche Heisssporne, wie Giskra einer ist, brauchen wir im Parlamente,« äusserte sich einmal dieser Heros unter den Wiener Parlamentariern vor einer Gruppe von Abgeordneten im Corridor des Hauses, als nach einer Rede Giskra's diese von Einzelnen als zu »heftig« bezeichnet wurde. »Gegenüber einer so grossen Löschmannschaft, wie wir sie hier im Hause haben, kann ein solcher Feuerbrand keinen Schaden anstiften.«

Als derselbe Heisssporn wie in nationalen Fragen zeigte sich Giskra auch in politischen Angelegenheiten. Lebhaft in Erinnerung ist mir noch heute sein temperamentvolles Auftreten gegen das sogenannte »schwarze Cabinet«, das auch anno Verfassung fortbestand, und für dessen Aufhebung Rieger die Initiative ergriffen hatte; der Staatsminister sah sich gezwungen, dem Hause die formelle Erklärung abzugeben, dass diese Institution aufgehoben sei (26. Juni 1861).

Die Erklärung wurde im Corridor des Hauses sowie im Buffet vielfach besprochen. Manche hätten gewünscht, sie wäre in einer anderen Form erfolgt, nicht so officiell und nicht in öffentlicher Sitzung. Ja sogar liberale Abgeordnete, wie beispielsweise Kuranda, vertraten die gleiche Ansicht. »Ein Staat, der Unzucht getrieben, muss ja dies nicht ohne Weiteres zugestehen; will er sich bessern, kann er dies in aller Stille, und ohne viel Aufsehen damit zu machen.« So beiläufig äusserte sich Kuranda einem Mitgliede der damaligen Regierung gegenüber, dem Minister Lasser, der übrigens das Zugeständniss machte, dass auch er für eine andere Form der Mittheilung gewesen wäre.

So viel ich mich erinnere, betheiligten sich damals an der Discussion hierüber mehrere Abgeordnete der verschiedenen Parteirichtungen und auch einige journalistische Collegen, die gleichfalls im Buffet ihr Frühstück eingenommen hatten. Nicht überflüssig scheint es, hier zu erwähnen, dass damals — in den ersten Sessionen des Reichsrathes — der Verkehr der Abgeordneten mit den Journalisten ein gesellschaftlich sehr angenehmer war, und dass der Drang nach Absonderung und Abgeschlossenheit der Volksvertreter von den Vertretern der öffentlichen Meinung erst weit später zum Ausbruche kam. Im Buffet des Hauses versammelten sich alltäglich während der Sitzung die Reporter und Redacteure der Zeitungen. Sie sassen zwar zumeist an einem besonderen Tisch, nicht aber weil dies von den Deputirten etwa so gewünscht wurde, sondern weil es die Journalisten so für schicklich erachteten. Sie blieben auch selten »unter sich«. Immer gesellten sich zu ihnen Abgeordnete und zuweilen auch Mitglieder der Regierung, und unter diesen am häufigsten der Minister des Innern, Herr von Lasser. Dieser wollte immer etwas Neues wissen, »was nicht gedruckt werden darf«, und da er ein Freund des Theaters und Theaterlebens war, interessirten ihn auch alle Neuigkeiten aus der Künstlerwelt. Da sass er denn oft in unserer Mitte und unterhielt sich mit uns Journalisten in ungezwungenster Weise. So auch diesmal.

Die Angelegenheit des »schwarzen Cabinets« liess gelegentlich der damaligen Discussion die Frage aufwerfen, ob es überhaupt richtig sei, was Rieger zum Anlass seiner diesbezüglichen Interpellation genommen, dass nämlich das Briefgeheimniss verletzt wird. Seitens der Regierung wollte ein diesbezügliches Zugeständniss nicht gemacht werden, wogegen Abgeordnete versicherten, dass auch ihnen gegenüber das Briefgeheimniss schon verletzt worden sei. Professor Conn, der Director des reichsräthlichen Stenographenbureau's, dessen ich schon früher Erwähnung gethan, bezweifelte die Richtigkeit jener Behauptungen und fügte noch hinzu, er könne sich gar nicht denken, wie es möglich wäre, Briefe derart zu eröffnen, dass der Empfänger nicht auch sofort an dem Couvert erkennen müsste, dasselbe sei von unberufener Hand

eröffnet worden. Und da war es just wieder Herr von Lasser, der diese Möglichkeit nicht nur zugab, sondern decidirt erklärte, er selbst wolle sich anheischig machen, Couverts, und wenn sie noch so sorgfältig versiegelt wären, »anstandslos« zu eröffnen. Die Unterhaltung nahm damit einen heiteren Verlauf. Einige Abgeordnete gaben ihre Erfahrungen zum Besten und besprachen die verschiedenen Manipulationen, mit deren Hilfe eine unkenntliche Eröffnung von Couverts möglich sei.

Am folgenden Tage erhielt ich eine Einladung zu einem Nachtmahle im Buffet des Abgeordnetenhauses für den zweitnächsten Tag. Die Einladung ging vom »Präsidium des Hauses« aus. Obschon, wie erwähnt, der Verkehr zwischen Abgeordneten und Journalisten ein solcher war, wie ihn letztere nicht besser wünschen konnten, überraschte mich doch die Einladung, über deren Zweck ich nun Erkundigungen einzog. Ich wandte mich mit meiner Anfrage zuerst an Conn. Auch dieser war bereits im Besitze einer solchen Einladung und auch er, überrascht wie ich, wusste keine Auskunft zu geben, versprach jedoch, nach der Sitzung die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Bald darauf sassen wir wieder an unserem Tisch im Buffet. Zu uns gesellten sich wieder Herr von Lasser und jene zwei anderen Abgeordneten, welche Tags vorher unsere Tischgenossen waren, als wir uns über die Art der Verletzung des Briefgeheimnisses unterhielten. Auch sie hatten ähnliche Einladungen wie wir erhalten, doch erkannten sie sofort, dass sich da Jemand mit uns einen Scherz erlaubt habe. Nur darüber waren auch sie sich nicht klar, welchen Zweck denn der Absender mit dem scheinbar ungeziemenden Spass verfolgt haben mochte.

Da gab denn Herr von Lasser lächelnd die gewünschte Auskunft. »Haben die Herren noch alle die Briefcouverts«, sagte er beiläufig. »Nun denn, dann schauen Sie sich sie doch einmal genauer an. Sie werden sehen, dass sie geöffnet wurden, bevor die Briefe noch in Ihre Hände gelangt sind. Den Spass habe ich mir mit Ihnen erlaubt und ich habe, um Ihnen die Kunstfertigkeit meines Brieferöffnens klar vor Augen zu führen, jedes Couvert in einer anderen Weise zugeklebt. Keiner von Ihnen hat

die vorangegangene Eröffnung der Enveloppe bemerkt. Sie sehen, wenn das schwarze Cabinet gewollt hätte, hätte es auch das Briefgeheimniss verletzen können; ich kann Ihnen aber gleichzeitig versichern, dass so etwas nie geschehen ist!« Wir holten nun alle unsere Briefe mit den Couverts aus den Taschen, und jetzt wurde uns auch ad oculos demonstrirt, wie die Eröffnung geschehen, und wir konnten uns ebenfalls durch Augenschein überzeugen, dass diese Eröffnung ohne merkliche Verletzung der Couverts vorgenommen worden war. Und auch noch auf etwas Anderes, was uns beim Lesen der Einladung entgangen, wurden wir hierbei aufmerksam gemacht, dass nämlich besagte Einladung auf ein Jahr zurückdatirt war; da gab es noch kein Abgeordnetenhaus, kein Präsidium und kein Reichsrathsbuffet. . . .

Man entschuldige diese Abschweifung. Die kleine heitere Episode sollte hier nur zur Illustration des, wie gesagt, angenehmen Verhältnisses dienen, welches in der ersten Reichsrathsperiode zwischen Mitgliedern der Regierung und des Abgeordnetenhauses einerseits und den Journalisten andererseits bestand. Es ist, wie so Vieles, auch dies anders geworden im Laufe der Zeit. Wer trägt die Schuld daran? Meine Berufsgenossen gewiss nicht. Ein gemeinschaftliches Zusammenwirken dieser mit den Abgeordneten liegt wohl im beiderseitigen Interesse, zuvörderst aber gewiss im Interesse der Berichterstatter, denen durch ein gutes Einvernehmen mit allen betheiligten Kreisen ihre mühevolle Aufgabe um Vieles erleichtert wird. Wie schwierig hätte sich in der ersten reichsräthlichen Periode die Berichterstattung aus dem Hause gestaltet, wenn der gute Wille der Abgeordneten nicht vorhanden gewesen wäre, die Vertreter der Presse nach jeder Richtung hin zu unterstützen?! Die Kunst des Stenographirens war noch nicht verbreitet, und die Herausgeber der reichsräthlichen Correspondenz hatten die nöthigen Erfahrungen noch nicht gesammelt, um ihre Aufgabe, die Berichterstattung zu unterstützen, befriedigend zu lösen.

Da zeigte sich nun, wie gesagt, der Verkehr mit den Abgeordneten als sehr wohlthätig, woraus, was eigentlich selbstverständlich ist, auch diesen mancherlei Vortheile erwuchsen. Ihre Reden, insoferne sie vor-

bereitet waren, wurden mit grosser Bereitwilligkeit im Concept den Journalisten zur Verfügung gestellt, und wo es sich um Repliken handelte, halfen sie gewöhnlich durch persönliche Intervention den Berichterstattern nach. Ich selbst besitze noch in meiner Sammlung manche interessante Rede Giskra's und Schindler's, jetzt sehr werthvolle Autogramme.

Der Wahrheit gemäss muss jedoch hier gleich gesagt werden, dass Giskra seine Reden wohl concipirte, doch nicht einstudirte; er hielt sich stets nur an den Gedankengang, während Schindler seine Reden, die zumeist mit schönen, poetischen Bildern ausgestattet waren, wortgetreu zum Vortrage brachte. Er schrieb sie gewöhnlich auf einzelne Octavblätter, die er, wenn er sprach, vor sich auf dem Pulte liegen hatte und umwendete, sobald der Inhalt eines Blattes erschöpft war. Herbst, Mühlfeld und Berger dagegen sprachen immer nur »aus dem Stegreif«, die beiden Erstgenannten notirten sich nicht einmal »Schlagworte«. Eine Unterstützung ihrerseits in angedeuteter Weise war daher nie zu erlangen. Gerade sie griffen aber am häufigsten in die Debatte ein, und da die Redner der Rechten den deutschen Journalisten gegenüber sich immer ablehnend verhielten, so war die Arbeit der Berichterstatter trotz der angedeuteten theilweisen Beihilfe noch immer eine ausserordentlich anstrengende.

Sie war es umsomehr, als die erste Session des Reichsrathes, welche eigentlich eine Doppelsession war — sie dauerte bis in den Sommer des nächstfolgenden Jahres (1862) — eine ganz aussergewöhnliche parlamentarische Erscheinung zu Tage förderte: es wurden nämlich in kurz aufeinanderfolgenden Perioden — innerhalb weniger Wochen — zwei Adressen an die Krone berathen, die eine als Antwort auf die Thronrede, die andere hervorgerufen durch die vom Staatsminister Schmerling dem Hause Namens der Krone gemachte Mittheilung von der Auflösung des ungarischen Landtages (23. Juli 1862).

Der Entschiedensten einer unter den Centralisten, welcher die Massnahmen der Regierung Ungarn gegenüber als vollkommen gerechtfertigt hinnahm, war Dr. Mühlfeld. Er stellte schon damals die

bekannte »Rechtsverwirkungs« - Theorie auf. Seine scharfsinnige juristische Motivirung fand bei den Gesinnungsgenossen vielen Beifall, während die Führer der Rechten des Hauses in ihren Entgegnungen und ihrer Parteinahme zu Gunsten der Ungarn — gleichviel aus welchen Motiven — mehr von staatsmännischen Gesichtspunkten die heikle Frage zu beleuchten suchten. Zumal war es da Dr. Smolka, der, leidenschaftslos und gründlich zugleich, den von den Ungarn in ihrer Vorstellung an die Krone eingenommenen Standpunkt acceptirte und von einer schroffen Haltung gegen die Ungarn entschieden abrieth. Die erste im grossen Styl gehaltene Rede Smolka's verfehlte nicht, eine tiefe Wirkung zu machen, und die Aufmerksamkeit der hervorragenden Parlamentarier auf den Mann zu lenken, der übrigens schon — wie bekannt — im 1848er Reichsrath eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hatte, und später durch viele Jahre Präsident des Abgeordnetenhauses war. Diese erste Rede Smolka's rief die ersten Kräfte des Hauses in den Kampf und die Debatten wurden von beiden Seiten mit grösster Lebhaftigkeit, ausserordentlicher Gründlichkeit und mit einem Aufwand bewunderungswürdiger Dialektik geführt. Die Gegensätze zwischen Centralisten und Föderalisten traten nun noch schärfer hervor, schärfer selbst als in den wenige Wochen vorher geführten Debatten anlässlich der Adresse an die Krone als Antwort auf die erste Thronrede.

Noch während dieser Debatte hatte ich Gelegenheit, Dr. Herbst zu sprechen. Auch er war gleich Giskra voll Zuversicht bezüglich der Entschlüsse der Ungarn und war der Ansicht: der Eintritt derselben in den Reichsrath sei doch nur eine Frage der Zeit, er werde vielleicht nicht erfolgen, ohne dass man sich zu gewissen Zugeständnissen werde bequemen müssen — die Reichseinheit werde man aber dabei gewiss nicht gefährden müssen. So waren sie Alle für eine Politik des Zuwartens, d. h. Alle auf der Linken. Sie bildeten im Vereine mit dem Centrum und dem verfassungstreuen Grossgrundbesitz die Majorität, und diese entschied also wieder zu Gunsten der Regierung.

Presszustände.

Die Flitterwochen des Ministeriums Schmerling hielten nicht lange an. War schon der Widerstand der Ungarn geeignet, die Illusionen des Herrn von Schmerling bedeutend herabzustimmen, so konnte er sich doch immer noch mit dem Gedanken trösten, dass im Abgeordnetenhause ihm eine »compacte Majorität« zur Seite stehe, welche die nationale Minorität gewaltig überwog und somit als Hauptsäule des von ihm aufgerichteten staatlichen Neubaues sich wenigstens in den wichtigsten Fragen bewährte. Indes auch innerhalb dieser anfänglich festgegliederten Majorität functionirte der Apparat nicht immer nach dem Wunsche des Vaters der Verfassung.

Manche Regierungsvorlage fand nicht die erwartete volle Zustimmung der Partei, und andererseits gingen aus der Mitte derselben Initiativ-Anträge hervor, die keineswegs nach dem Geschmacke des Staatsministers waren. Das zeigte sich bei der ersten Budgetvorlage, wie insbesondere bei der Vorlage der neuen Bankacte (31. Jänner 1862), welch' letzterer Entwurf bei der Majorität des Hauses in vielen wichtigen Punkten auf eine heftige Opposition stiess und Abänderungen erfuhr, gegen welche der Finanzminister, Herr von Plener, seine Redekunst vergeblich aufbot — er musste sich schliesslich bequemen, einigen der beantragten Abänderungen zuzustimmen. Ebenso ungerne fand sich Herr von Schmerling bereit, das vom Hause verlangte Ministerverantwortlichkeits-Gesetz und eine Vorlage zur Einführung von Geschwornengerichten ausarbeiten zu lassen. Da man es sich aber mit der Majorität Angesichts der ohnehin genug verwickelten Situation, die einen noch bedenklicheren Charakter angenommen

durch den Austritt der Czechen, welche vergeblich gegen das Eingehen in die Budgetdebatte protestirt hatten, nicht gern verderben wollte, gab die Regierung nach.

Im Herzen des Herrn von Schmerling blieb aber eine Missstimmung zurück, welche, da er sie im Hause selbst nicht zum Ausdrucke bringen wollte und konnte, sich gegen die Opponenten ausserhalb des Hauses in umso heftigerer Weise geltend machte. Es waren dies die Vertreter jenes Theiles der Presse, welche, wenn auch in vollster Anerkennung der Verfassung, sich doch theilweise der nationalen Opposition zuneigten und die Massnahmen der Regierung, insoferne es sich eben um Nationalitätsfragen handelte, scharf kritisirten. Diesen gegenüber zeigte sich Herr von Schmerling als ein energischer Gegner, und je unzufriedener er mit der Opposition im Hause war, desto heftiger trat er gegen die oppositionelle Presse auf — einen Widerspruch von dieser Seite wollte er durchaus nicht ertragen, die öffentliche Meinung sollte ihm ganz und gar zu Willen sein, und damit einen Einfluss ausüben auf jene Volksvertreter, welche ihm im Hause Opposition zu machen geneigt schienen; mit einem Wort, die Presse sollte nur für ihn Stimmung machen.

Niemals sind in Oesterreich so viele Pressprocesse eingeleitet worden, wie unter der Regierung des »liberalen« Staatsministers Herrn von Schmerling. Und die Processe häuften sich, je mehr die Opposition innerhalb der Verfassungspartei sich verschärfte und je höher die nationalen Wogen gingen; und die Straferkenntnisse wurden immer strenger, je verwickelter sich die inneren politischen Verhältnisse gestalteten. In der Person des Herrn Lienbacher fand der Verfassungsminister das geeignete Organ zur Verfolgung der Presse. Lienbacher als Vertreter und Verfechter der Verfassung! Der Eifer, den er bei den Pressprocessen bethätigte, die Ausführlichkeit, mit welcher er sie behandelte, die Strenge, mit welcher er die Angeklagten inquirirte, zeigten, dass er mit einer gewissen Herzensneigung die Verfolgungen einleitete, wobei es ihm doch, wie seine spätere politische Haltung beweist, gewiss nicht so sehr um die Sache zu thun war, deren Vertretung er übernommen, als nur darum, dass

er sich so recht nach Herzenslust gegen die Presse im Allgemeinen und gegen Einzelne ihrer Vertreter auslassen konnte.

Die Journalistenzelle im Landesgerichte beherbergte unter Anderen »Verbrecher« wie: Grass, Naschelsky, Krawani. Sie wurden Alle zu den strengsten Strafen verurtheilt, weil sie sich nach der Ansicht des Staatsanwalts Lienbacher gegen die Verfassung vergangen hatten, und die Berufungen wurden alle bei den Obergerichten zurückgewiesen, die Urtheile der ersten Instanz immer vollinhaltlich bestätigt.

Indes für jedes Gift findet sich ein Gegengift. Die Strafrichter waren streng, milde dagegen der Executor. Sein Name verdient der Vergessenheit entrissen zu werden. Er hiess Povolny und war in den Sechzigerjahren Verwalter des Landesgerichtes in Strafsachen in Wien. Nicht nur, dass er für die verurtheilten Journalisten eine Zelle, die grösste im Landesgerichte, deren Fenster in den geräumigeren Theil des Lichthofes gingen, mit besseren Möbelstücken versehen liess, sie auch sonst wohnlicher gestaltete und reinlicher ausstattete; er gestattete auch den inhaftirten Journalisten Spaziergänge in dem ihm zur Verfügung gestellten Privatgärtchen, und ausserdem zeigte er sich nicht als strenger Wächter der Hausregeln. Er ermöglichte den Sträflingen einen regeren Verkehr mit ihren Freunden, er stellte den Besuchern sein eigenes Bureau zur Verfügung, entfernte sich unter verschiedentlichen Vorwänden aus dem Zimmer, um die Conversation ungestört vor sich gehen zu lassen, bemerkte gar nicht, wenn den Häftlingen Cigarren zugesteckt wurden, oder wenn sie Packete in die Zelle zurückbrachten, in welchen sich gute Weine und kalte Speisen befanden, und dass sie ihrem journalistischen Berufe auch in der Zelle folgen konnten, dazu holte er sich die besondere Erlaubniss des Präsidenten des Hauses.

Daraus ergaben sich nun manche heitere Episoden. So wurden Artikel, welche von der Kerkerzelle aus in die Druckerei wanderten, Tags darauf confiscirt oder gar strafrechtlich verfolgt — ein sicherer Beweis für die Nichtigkeit der Abschreckungstheorie! Ein Landesgerichtsrath, der gerne zur Feder griff, doch selten in die Lage kam, seine meist feuilletonistischen Arbeiten auch gedruckt zu sehen, erbat sich die Unterstützung so manches journalistischen Sträflings,

und was er auf geradem Wege nicht zu erreichen vermocht hatte, ward ihm aus Gnade und Barmherzigkeit gewährt, er fand für die meisten seiner Feuilletons in den verschiedensten Blättern Verwendung, ja er wurde sogar — wovon er in seinem Leben nicht einmal geträumt — honorirt dafür. Selbstverständlicher Weise hatte er für seine Arbeiten ein Pseudonym gewählt. Allein die Eitelkeit löste seine Zunge und im ganzen »Hause« wanderten die Aufsätze des L.-G.-R. Sch. von Hand zu Hand.

Da geschah einmal etwas, was für den Herrn Untersuchungsrichter von den schlimmsten Folgen hätte begleitet sein können. Ein Feuilleton, dessen Verfasser er war, wurde confiscirt und gerichtlich verfolgt. Hatte ihn nun schon die Confiscation peinlich berührt, so wurde er durch die Meldung, dass der Staatsanwalt in dem Feuilleton das Verbrechen der Religionsstörung erblicke, in nicht zu schildernde Angst versetzt, und obschon ihm von dem Chefredacteur die Versicherung gegeben wurde, dass sein Name unter keinen Umständen genannt werden dürfe, so konnte er doch keine Beruhigung finden, da er befürchtete, es werde gegen ihn eine Disciplinaruntersuchung eingeleitet werden; hatte er ja selbst durch seine Redseligkeit, die das Geheimniss der Anonymität gelüftet hatte, Veranlassung genug dazu gegeben. Bis zum Tage der Verhandlung hatte Herr Sch. keine ruhige Stunde, und als gar der verantwortliche Redacteur wegen »Vernachlässigung der pflichtmässigen Obsorge«, womit implicite die Straffälligkeit des beanständeten Artikels ausgesprochen war, verurtheilt wurde, da war der in effigie mit dem Makel eines Verbrechens gebrandmarkte Strafrichter schon nahe daran, seine Pensionirung zu erbitten, um dadurch einer Disciplinaruntersuchung aus dem Wege zu gehen. Gewiss hätte er seinen Vorsatz auch ausgeführt, wenn ihm nicht vom Präsidium aus die beruhigende Versicherung gegeben worden wäre, dass er nichts zu befürchten habe, wenn er sich mit Ehrenwort verpflichte, in Hinkunft auf journalistische Lorbeeren Verzicht zu leisten. In diesem Falle hat sich die Abschreckungstheorie freilich bewährt. Herr Sch. gab sein Wort, nie mehr für eine Zeitung zu schreiben; er hat auch wirklich redlich Wort gehalten.

Auch mir winkte die freudige Aussicht, im »fidelen Gefängniss« einige Wochen in stiller Zurückgezogenheit leben zu müssen. Der vortreffliche Herr Lienbacher hatte mir diese Freude des dolce far niente zugedacht. Dass er mir nicht »grün« sei, wusste ich und ich wusste auch den Grund.

Da die Sache mir den Mann zu charakterisiren scheint, der damals und später eine Rolle im öffentlichen Leben spielte, mag sie erzählt werden. Bei der Wiener Staatsanwaltschaft prakticirte zur Zeit ein junger Jurist. Seinen Namen zu nennen unterlasse ich, da er gegenwärtig an einer Universität lehrt, seither auch seine Anschauungen geläutert, seine Ansichten mit den Fortschritten der Zeit in Einklang gesetzt und — was ihm zum Lobe gereicht — die Lienbacher'schen Lehren längst über Bord geworfen hat. Zu Anfang seiner Carrière zeigte er sich jedoch als gelehriger Schüler des allgefürchteten Staatsanwaltes, der ihm insbesondere über die Anwendung des Pressgesetzes ein Privatissimum ertheilte. Insolange nun der Conceptspraktikant zwischen den vier Wänden seines Bureaus nach Lienbacher'scher Theorie prakticirte, konnte dagegen nichts gesagt werden; da er nicht öffentlich wirkte, entzog er sich dem öffentlichen Urtheil. Eines Tages erschien er aber an der Seite Lienbacher's im Gerichtssaale als Ankläger gegen einen Journalisten. Der »Meister« sass neben ihm und sprach während der Verhandlung kein Wort, liess ganz und gar seinen »Schüler« gewähren, dessen Benehmen ihm sichtlich Freude bereitete. In der That musste man nach der Art, wie der junge Substitut des Staatsanwaltes in die Verhandlung eingriff, Zeugen wie Angeklagten inquirirte, nach den Bemerkungen, die er hie und da einstreute, zumal aber nach dem Plaidoyer, das an Schneidigkeit, bald hätte ich gesagt Verbissenheit, der Lienbacher'schen Art fast gleich kam, voraussetzen, dass sich da ein Specialist für Pressverfolgungen heranbilde.

Da erschien es mir als eine Berufspflicht, dem Berichte über die Verhandlung einige einleitende Worte vorauszuschicken, den jungen Mann und sein Wesen zu schildern. Vor Allem berichtete ich über den geradezu komischen Eindruck, den die beiden Vertreter der Staatsanwaltschaft gleich bei ihrem Erscheinen im Verhandlungs-

saale auf die Zuhörer hervorriefen — die lange, hagere Gestalt Lienbacher's mit dem gekrümmten Rücken und dem nach vorwärts hängenden Kopf, ernst und finster, und hinter ihr her der mit einem riesigen Actenfascikel und dem Gesetzbuche beladene kleine Praktikant, schüchtern und verlegen um sich blickend wie ein Prüfungscandidat, der sehr unsicher ist. Einer scharfen Kritik wurde dann sein Benehmen vor Gericht unterzogen, sein Benehmen den Zeugen wie dem Angeklagten gegenüber; er selbst wurde von mir nicht anders als der staatsanwaltliche »Lehrling« genannt, und es wurde schliesslich unumwunden herausgesagt, dass es zur Erhöhung der Würde der Staatsanwaltschaft nicht beitrage, wenn man aus dem Gerichtssaale eine Art Schule zur Heranbildung von Pressverfolgern nach Art Lienbacher's mache.

Dass diese wenig schmeichelhaften Bemerkungen nicht unbeachtet blieben, kann man sich denken. Die Beamten des Landesgerichtes, die mit Herrn Lienbacher wenig sympathisirten, da er sie seine Sonderstellung als unabhängiger öffentlicher Ankläger oft genug in sehr drastischer Weise fühlen liess, freuten sich im Stillen über den Angriff. Der Oberstaatsanwalt liess sich über den Vorgang in jener Verhandlung einen besonderen Bericht erstatten, und je mehr sich Herr Lienbacher von der Wirkung der wenigen Worte, die sich mit seinem Jünger beschäftigten, überzeugt hatte, desto gereizter wurde er. Und da er dem Artikel selbst nichts anzuhaben vermochte, wandte sich sein Zorn gegen den Verfasser. Es wurde mir zu jener Zeit oft genug gesagt, vertraulich und auch nicht vertraulich: »Sie, seien Sie auf Ihrer Hut, Ihnen kann's einmal sehr schlimm gehen, der Löwe lauert auf eine gute Gelegenheit.« Sie ergab sich. Ich erhielt eines Tages eine Vorladung zum Strafgerichte wegen Ehrenbeleidigung. Als ich bei Gericht erfuhr, um was es sich handle, konnte ich vor Allem mein Erstaunen nicht unterdrücken. Ein Bericht über eine Schlussverhandlung, die sich beim Bezirksgericht Landstrasse abgespielt hatte, gab der Geklagten, einem jungen Mädchen, Anlass zur Erhebung der bezeichneten Anklage.

Das Mädchen stand seinem Bräutigam gegenüber. Die Verlobung hatte sich aufgelöst. Der Bräutigam schilderte wie der Act der Ver-

lobung vor sich gegangen, und dass er aus purer Freude darüber gleich am nächsten Tage die Verlobungsanzeige in den Zeitungen veröffentlichte. Die »Braut« dagegen leugnete entschieden, dass je eine officielle Verlobung stattgefunden, und als der »Entbrautete« einige nähere Details angab, die auf jeden Unbefangenen den Eindruck machten, dass zwischen den beiden jungen Leuten intime Beziehungen vorhanden gewesen sein mussten, da gab ihm das junge Mädchen durch eine in den niedrigen Volksschichten nicht ungewöhnliche Geberde ihre Missachtung zu erkennen: sie streckte die Zunge heraus.

Das war erzählt. Ich glaubte nun die Anklage leicht entkräften zu können. Ich erklärte mit aller Bestimmtheit, dass jedes Wort in dem Berichte auf volle Wahrheit Anspruch machen könnte, und ich berief mich da auf den Verhandlungsrichter Herrn Baron Raule, der die Richtigkeit in allen Punkten bestätigen werde. Baron Raule wurde vernommen und, obschon er ganz zu meinen Gunsten ausgesagt, wurde doch die Schlussverhandlung gegen mich ausgeschrieben. Man rieth mir, die Klägerin aufzusuchen und ihr nahezulegen, dass eine öffentliche Verhandlung über eine solche delicate Angelegenheit den Ruf eines Mädchens eher noch schädigen als ihm förderlich sein könne, ich sollte ihr eine Ehrenerklärung in Aussicht stellen und dann werde wohl die Anklage zurückgezogen werden. Ich befolgte den Rath; mein Weg blieb erfolglos; die Klägerin zeigte sich vielmehr sehr erbittert und erklärte, der Schreiber werde schon gezüchtigt werden; der Herr Staatsanwalt Lienbacher habe ihr dies versprochen, er habe sich der Sache angenommen, werde die Anklage vertreten und der Erfolg sei daher ganz ausser Zweifel. Ich traute meinen Ohren kaum. Wie? In einer privaten Ehrenbeleidigungssache sollte Herr Lienbacher als Ankläger erscheinen? Das Recht dazu stand ihm wohl nach der Strafprocessordnung zu. Von diesem Rechte hatte aber noch nie vorher ein Staatsanwalt Gebrauch gemacht, weshalb Herr Lienbacher also? Die Frage war leicht zu beantworten. Dem Staatsanwalt schien da der geeignete Moment gekommen zu sein, um sich einen lange genug verhaltenen Groll endlich vom Herzen reden zu können.

Mein Anwalt war Dr. Bach, der Vorgänger im Amte Lienbacher's. Er hatte sich, weil er bei einer Ernennung übergangen

wurde, schmollend pensioniren lassen und eine Advocaturskanzlei eröffnet. Er glaubte, meine Vermuthung, die Einmengung Lienbacher's auf persönliche Momente zurückzuführen, sei eine vollständig unbegründete und im Plaidoyer darauf zu reagiren deshalb auch unmöglich.

Nun kam der Verhandlungstag. Man erwies mir eine grosse Ehre. Der Präsident des Landesgerichtes führte selbst den Vorsitz, zwei der ältesten Richter waren die Votanten, als Kläger war wirklich Lienbacher »persönlich« erschienen und mein Vertheidiger war — wie gesagt — ein ehemaliger Staatsanwalt. Bei einem Process von internationaler Bedeutung kann die Wahl der Functionäre nicht eine rigorosere und vorsichtigere sein!

Das »Beweisverfahren« ging rasch vor sich. Es war ja nichts zu beweisen. Als Verfasser hatte ich mich von vorneherein genannt, und bezüglich des Berichtes hatte ich mich auf eine competente Persönlichkeit berufen, die den ganzen Bericht als wahrheitsgetreu bezeichnete. Nun meinte es der Präsident sehr gut mit mir. Nach der Sachlage sei, resumirte er gleichsam in Kürze die Ergebnisse der Verhandlung, ein dolus so gut wie ausgeschlossen, schon deshalb, weil auch festgestellt sei, dass der Herr Angeklagte die Klägerin zur Zeit, als er den Bericht schrieb, gar nicht persönlich kannte; es dränge sich ihm deshalb die Frage auf, ob die Klägerin nach all' dem, was sie gehört, es nicht in ihrem eigenen Interesse für zweckentsprechender hielte, von der Anklage gegen eine zu vereinbarende Ehrenerklärung zurückzutreten.

Die Klägerin erklärte hierauf: Dies sei unmöglich, sie habe dem Herrn Staatsanwalt das Wort geben müssen, von der Verfolgung nicht abzustehen. Dr. Bach wollte nun durch weitere Fragen feststellen lassen, weshalb denn sich der Herr Staatsanwalt das Wort geben liess, wurde aber vom Präsidenten daran verhindert mit Hinweis darauf, dass dies nicht Gegenstand des »Beweisverfahrens« sei.

Nun kam aber noch ein interessantes Moment. Herr Lienbacher erhob sich und spendete mir am Eingange seines Anklageantrages ein so überschwängliches Lob als Berichterstatter, dass alle, die berufenen wie die freiwilligen Zuhörer sich ganz verdutzt ansahen

und gespannt darauf waren, wie denn der Schlussrefrain des Lobliedes lauten werde. Die Neugierigen wurden bald befriedigt. Herr Lienbacher wies auf einen vor ihm liegenden dickleibigen Act hin und sagte beiläufig, dass er den Inhalt desselben nur zur Beleuchtung des Angeklagten summarisch angeben wolle. Er habe sich nämlich mit der interessanten Lectüre der meisten in der »Morgenpost« erschienenen Bezirksgerichtsverhandlungen beschäftigt, habe als Staatsanwalt amtlich erheben lassen, bei welchen Bezirksgerichten dieselben verhandelt worden seien, und die eingelangten Berichte hätten fast übereinstimmend dahin gelautet, dass bei keinem Gerichte jemals ähnliche Verhandlungen stattgefunden hätten. Mit leichtfasslicher Ironie fügte Herr Lienbacher hinzu, dass er aus dem vorliegenden Materiale, obzwar nur im Interesse des Angeklagten, hervorheben wolle, dass ein geschickter Reporter sich nicht nur zeige in der Darstellung wirklicher Vorkommnisse, sondern auch in der Erfindung und der Art derselben.

Nach Beendigung des staatsanwaltlichen Plaidoyers, das damit ausklang, der Gerichtshof wolle den Angeklagten zu einer dreiwöchentlichen Arreststrafe verurtheilen, erbat ich mir das Wort, um dem Herrn Staatsanwalt erstens für sein Lob zu danken, das, so schmeichelhaft es gelautet, doch für mich minder werthvoll als die Anerkennung meines Chefs sei, der in Sachen der Journalistik ein weit competenteres und richtigeres Urtheil als Herr Lienbacher habe, was ja schon daraus hervorgehe, dass letzterer sich über die Provenienz einzelner Berichte aus dem Gerichtssaale nicht einmal klar werden könne, ja sogar falsche Wege eingeschlagen habe, um die richtige Thatsache festzustellen. Auf eine einfache Anfrage hin hätte man in der Redaction dem Herrn Staatsanwalt sofort die — französischen Blätter zur Verfügung gestellt, aus welchen die beanständeten Verhandlungen entnommen wurden, wobei noch zu bemerken sei, dass es auf eine Täuschung des Publicums gewiss nicht abgesehen sein konnte, da nirgends in den Berichten auch nur die geringste Andeutung dafür vorhanden sei, dass die Uebersetzer die Absicht gehabt, bei dem Leser den Glauben zu erwecken, dass sich die Thatsachen etwa auf dem Wiener Boden vollzogen hätten.

Damit war Herr Lienbacher um den ganzen Effect seiner Rede gebracht. Aber auch der Erfolg seiner Bemühungen fiel nicht nach Wunsch aus. Der Gerichtshof sprach wohl ein Schuldig aus, verurtheilte mich jedoch nur zu einer geringen Geldstrafe.

Das »fidele« Gefängniss, das mir der Staatsanwalt in seiner Güte zugedacht, blieb für mich ein »geschlossenes Paradies«.

Der famose Ehrenbeleidigungsprocess hatte übrigens noch ein Nachspiel. Es hätte für mich sehr schlimm enden können; zum Glück geschah das Gegentheil, es nahm einen mehr heiteren Verlauf. Auch würde ich der Sache kaum Erwähnung thun, wäre sie nicht charakteristisch, und, so geringfügig an und für sich, doch bezeichnend genug für die Beurtheilung der eigenthümlichen Anschauungen, die man zu gewissen Zeiten von der Stellung der Vertreter der Presse hatte, und wie stark und mächtig man sich diesen gegenüber fühlte, indem man sogar ungescheut — ein anderes Wort wäre vielleicht richtiger — Eingriffe in Privatrechte wagte.

Der in Rede stehende Process war längst abgethan. Die von beiden Parteien ergriffenen Berufungen waren zurückgewiesen, der Strafbetrag war bereits erlegt; da erhielt der Eigenthümer der »Morgenpost«, Herr Landsteiner, ein Einladungsschreiben von Herrn Lienbacher, ihn »in einigen Tagen« zu besuchen. In leicht begreiflicher Neugierde verfügte sich Landsteiner gleich am nächsten Tage nach Eintreffen der Zuschrift zu dem allgefürchteten Staatsanwalt. Die Unterredung drehte sich um meine Person. Was Alles Herr Lienbacher über mich zu sagen wusste, weiss ich nicht. Mein Chef hat mir über die Details keinen Bericht erstattet. Nur von der Hauptsache sprach er. Herr Lienbacher verlangte nicht mehr und nicht weniger als meine — Entlassung. Die Antwort lautete einfach und entschieden ablehnend. Das war nun freilich sehr ehrenvoll und erfreulich für mich, wenn auch der Hauptgrund für die Ablehnung ein mehr sachlicher als persönlicher gewesen sein mag, nämlich der, dass Landsteiner in dem staatsanwaltlichen Verlangen einen geradezu beleidigenden Eingriff in sein Privatrecht erblicken musste, was Herrn Lienbacher auch thatsächlich in ganz ungeschminkter Form gesagt wurde. — — — — — — — — — — — — — — —

Das Erzählte umfasst die Zeit von 1862 bis 1864 — die ganze Periode der Pressverfolgungen, wie sie unter dem »liberalen« Staatsminister von Schmerling an der Tagesordnung waren. Ich wollte ein Bild geben von den Presszuständen der damaligen Zeit und ich musste somit ein paar Jahre zusammenfassen. . . . Nun aber nehme ich wieder den Faden der politischen Ereignisse dort auf, wo er in Folge der mir als wesentlich erschienenen Einschiebung abgerissen wurde. . . .

Gegen Ende des Monats Jänner 1862 circulirten in Wien zwei höchst sensationelle Gerüchte. Ein Mitglied des kaiserlichen Hauses, Erzherzog Max, hiess es, candidire für den zu besetzenden Thron in Mexiko, und ein zweites Gerücht wollte von der Abtretung Venedigs an Italien wissen. Beide Gerüchte fanden eine sehr rasche Verbreitung, wurden allenthalben geglaubt und in der Presse ausführlich besprochen. Massgebenden Ortes sah man sich veranlasst, das letztere Gerücht, bezüglich der beabsichtigten Abtretung Venetiens, durch die »Wiener Zeitung« amtlich zu dementiren, während des ersteren Gerüchtes in diesem Dementi keinerlei Erwähnung geschah, die Richtigkeit desselben also, wenn auch nicht zugestanden, doch auch nicht in Abrede gestellt wurde. Selbstverständlich herrschte in den Zeitungsbureaux grosse Aufregung und man war begreiflicherweise bestrebt, nach Quellen zu forschen, um den wahren Sachverhalt festzustellen oder zum mindesten Aufschlüsse darüber zu erhalten, ob denn thatsächlich nach der angedeuteten Richtung hin Unterhandlungen mit dem Erzherzog gepflogen werden, von welcher Seite sie allenfalls ausgehen und wie man hohen Ortes darüber denke.

An wen aber sich wenden, um da Näheres und Wahres zu erfahren? Das war die Frage. Das officielle »Auskunftsbureau« des Ministeriums des Aeussern — die Pressleitung — war verschlossen, die »gut unterrichteten« Herren zuckten mit den Achseln, wenn sie gefragt wurden, und thaten, als wenn sie Alles wüssten, aber ausser Stande wären, etwas über die Sache zu sagen. Dieses ihr Benehmen regte die Neugierde noch mehr an und reizte noch mehr zur Feststellung der Thatsache, die ja schliesslich journalistische Pflicht war. Wo aber sonst etwas erfahren, wenn die Berufenen jede Auskunft verweigern?

Landsteiner rieth, den Minister des Aeussern, den Grafen Rechberg, persönlich zu intervieven, und erklärte sofort, dass er den Genannten aufsuchen wolle. Ich erlaubte mir die Bemerkung, dass ich wohl einen Weg zum Minister des Aeussern wüsste, doch müsste ich erst die Voreinleitungen treffen und hiezu brauchte ich mindestens zweimal 24 Stunden Zeit. »So gehen wir auf das gleiche Ziel getrennt vor, — bemerkte mein Chef — ich werde es versuchen, den Minister heute noch zu sprechen und Sie thun Ihre Schritte; wir wollen doch sehen, wer von uns Beiden einen Erfolg zu verzeichnen haben wird.« Noch an demselben Abend traf ich mit Landsteiner im Café Fetzer zusammen. Ich kam vom Carl-Theater, um über die geschehenen Voreinleitungen meinem Chef zu berichten. Er erklärte mir sofort mit lächelnder Miene, dass er »abgeblitzt« sei. Der Minister habe ihn zwar empfangen, aber nichts gesagt. Ich für meinen Theil konnte nur berichten, dass ich am nächsten Tage, und zwar in den Abendstunden, mit dem Minister »irgendwo« zusammentreffe, doch sei es immerhin noch zweifelhaft, ob ich etwas Näheres über die fragliche Angelegenheit erfahren werde.

»Irgendwo?« Ich wusste natürlich schon den Zusammenkunftsort, er sollte nur für jeden Anderen ein Geheimniss bleiben.

Graf Rechberg war ein ausgesprochener Theaterfreund. Er unterhielt auch gerne Beziehungen zu den Künstlern, auch zu den Künstlerinnen. Eine junge Soubrette des Carl-Theaters schien ihn ganz besonders zu interessiren. Es war dies eine talentvolle Anfängerin, jung — erst 16 Jahre alt — und äusserst sympathisch in der Erscheinung. Das kleine Stumpfnäschen passte ganz gut zu dem Capricengesichtchen und den hellen, freundlich und listig dreinschauenden Augen. Alles an diesem niedlichen Wesen war zart und das ganze nette Figürchen von einem seltenen Liebreiz umflossen. Obschon, wie erwähnt, ganz Anfängerin — sie war damals kaum einige Monate beim Theater — zeigte sie doch schon eine solche Gewandtheit im Spiel und Gesang, als hätte sie sich bereits seit Jahren auf den weltbedeutenden Brettern bewegt. Ihre Stimme, von kleinem Umfange, war gut geschult — Frau Czillag war ihre Meisterin — und von reinstem Wohlklang. Die Kritik prognosticirte ihr eine grosse

Zukunft. Ich würde ohne weiters ihren Namen nennen, wenn sie nicht noch heute, freilich nicht mehr in dem gleichen Rollenfache, an einem Wiener Theater wirkte. Diese hatte ich auf der Bühne des Carl-Theaters aufgesucht und ihr mein Anliegen vorgebracht. Ich bat sie, es möglich zu machen, dass ich bei ihr, in ihrer Wohnung, den Grafen spreche. Sie sagte sofort zu. »Den Grafen sehe ich vielleicht noch heute Abends,« erwiderte sie, »und ist dies der Fall, dann sind Sie morgen mit ihm bei mir zum Thee.«

Am nächsten Abend fand ich mich auf der Bühne des Carl-Theaters ein. Die kleine Soubrette hatte bereits die Sache abgemacht. Das Stelldichein in ihrer Wohnung war für den Abend vereinbart.

Als ich mit meiner Freundin ihre Wohnung betrat, fanden wir daselbst schon den Grafen, der unser Erscheinen bereits erwartet hatte. Auf einen Langstuhl halb hingestreckt liegend, las er ein dickleibiges Actenstück. Er legte es bei unserem Eintritt auf ein kleines Tischchen, erhob sich, trat mir sofort mit grosser Freundlichkeit entgegen und reichte mir wie einem alten Bekannten die Hand.

Ueber die staatsmännische und diplomatische Befähigung des kleinen Ministers (er war auffällig im Wachsthum zurückgeblieben und äusserst zart und schmächtig) waren damals die Acten noch nicht geschlossen. Mir imponirte er durch seine schlauen Blicke, seine feine Geschmeidigkeit und die, ich kann wohl sagen, fascinirende Liebenswürdigkeit, mit der er mir entgegentrat. Ich sagte mir im Stillen, dass ein solcher Mann im diplomatischen Verkehr mit Seinesgleichen wohl einen angenehmen Eindruck machen, und dass die erwähnten Eigenschaften ihm in seinem Berufe wohl zu statten kommen müssen. Dass er sofort wusste, weshalb ich eine Zusammenkunft mit ihm mir erbeten hätte, konnte mich nicht überraschen. Tags vorher war ja, wie erwähnt, Landsteiner bei ihm gewesen, um über die wichtigen und interessanten Gerüchte Auskunft zu verlangen. Graf Rechberg konnte sich also leicht denken, weshalb ich eine Unterredung mit ihm wünschte.

Die liebenswürdige Soubrette war discret genug, sofort nach den ersten Begrüssungsworten sich unter dem Vorwande ins Neben-

gemach zu begeben, dass sie ihre Haustoilette anlegen wolle, und ich befand mich so mit dem ersten Beamten der Monarchie, den ich vorher nie gesprochen hatte, allein. Wir sassen an einem kleinen Tischchen einander gegenüber und Graf Rechberg eröffnete sofort die Unterhaltung.

»Sie haben entschieden Glück, Herr Redacteur. Gestern war Herr Dr. Landsteiner bei mir, er wollte wissen, was an den Gerüchten sei, bezüglich der Candidatur des Erzherzogs Max und der angeblichen Abtretung Venedigs. Ich konnte ihm keine Auskunft geben, weil ich bezüglich des ersterwähnten Gerüchtes noch selbst nicht genau unterrichtet war. Nun liegt mir der Bericht hierüber vor. Mein Referent bezeichnet die Sache ganz richtig als ein »höchst abenteuerliches Unternehmen«, und als solches muss es auch von jedem Besonnenen aufgefasst werden. Die Anregung hiezu geht von Paris aus, das veranlasst zu ganz besonderer Vorsicht. Indes, von welcher Seite immer so eine abstruse Idee angeregt würde, ich würde immer abrathen, ernstlich darauf einzugehen. Das ist natürlich mein Standpunkt, der des Berathers der Krone, ein diplomatischer Standpunkt. Es ist aber das auch gleichzeitig eine Familienangelegenheit des kaiserlichen Hauses und speciell eine Angelegenheit, über welche unser allergnädigster Herr und Kaiser als Familienoberhaupt in erster und einziger Linie zu entscheiden hat — wie man allerhöchsten Ortes darüber denkt, das kann ich selbstverständlicher Weise nicht sagen!«

So lauteten beiläufig die Informationen des Grafen Rechberg bezüglich der Candidatur des Erzherzogs Max, und auf meine Frage, ob denn das Gerücht in Betreff der Abtretung Venedigs in der That ein gänzlich aus der Luft gegriffenes sei, gab mir in gleich rückhaltsloser Weise der Minister Bescheid, dass ein durchaus nicht ernst zu nehmender Unterhändler, ein Pole, so eine Art diplomatischer Agent die Sache angeregt habe, dass er ihm aber auch sofort die gebührende Antwort darauf habe zu Theil werden lassen.

»Nur ein polnischer Schwindler kann einen derartigen Schritt wagen, ein Mann, der nichts zu verlieren hat und der sich zu jeder

Dienstleistung hergibt, von der er sich irgendwelchen Vortheil verspricht!« Graf Rechberg sprach dies mit sichtbarer Entrüstung.

Ich erlaubte mir hierauf die Bemerkung, dass ja doch eine solche Person mit achtbaren Legitimationen versehen sein müsse, mit Empfehlungsbriefen von hohen Würdenträgern, sonst könnte er sich ja doch wohl kaum Eingang verschaffen in die Ministerhôtels und erwirken, dass er angehört werde.

»Gewiss. Das war auch der Fall. Sein Erscheinen war mir schon Wochen vorher von unserem Vertreter am italienischen Hofe angezeigt, und ich erhielt auch über diesen Mann einen ausführlichen Bericht, der ihn als den schilderte, als den ich ihn Ihnen bezeichnete. Er musste aber empfangen werden. Nur hatte ich die Absicht, ihn für den Fall, als er in weniger vorsichtiger Weise sich seiner Mission entledigt hätte, von meinem Hôtel direct ins »graue Haus« (Landesgerichtsgebäude) zu expediren; das ging aber leider nicht und so wurde er kurz abgefertigt.«

»Und wer war sein Auftraggeber? In wessen Namen erschien er?« erlaubte ich mir zu fragen?

»Nun, so direct nannte er keine Namen. So ungeschult war er nicht: er sprach auch von der ganzen Sache nur so nebenher und meinte, die Stimmung in hohen Kreisen Italiens sei eben eine derartige, dass, wenn Oesterreich wollte, gegenwärtig an massgebender Stelle die Neigung vorhanden wäre, unter für unseren Staat höchst günstigen Bedingungen wegen Venedigs in Unterhandlung zu treten. Ich brach das Gespräch sofort ab, und zwar in einer Weise, dass der gute Mann über meine Absichten nicht einen Augenblick im Zweifel sein konnte.«

Der »polnische Schwindler«, wie ihn Graf Rechberg kurzweg bezeichnete — sein Name wurde dann im Laufe des Gespräches genannt — lebte nachher längere Zeit in Wien, wo er durch glückliche Börsespeculationen ein wohlhabender Mann geworden, auf grossem Fusse; er unterhielt Beziehungen zu einer ebenfalls im Carl-Theater engagirt gewesenen Schauspielerin, die immer durch ihre grossartigen und luxuriösen Toiletten Aufsehen zu machen wusste und auch sonst eine höchst interessante Erscheinung war. Später übersiedelte der

»polnische Gutsbesitzer«, als welcher er hier auftrat, nach Paris, wo er durch Entrirung allerlei grosser und kleiner Geschäfte und Geschäftchen wieder einen Theil seines Vermögens hereinzubringen wusste, das er zuletzt an der Wiener Börse wieder verloren hatte.

Der Unterredung mit dem Grafen Rechberg folgte eine zwanglose Unterhaltung beim Thee. Erst gegen 1 Uhr Nachts verliessen wir, der Minister und ich, das gemüthliche Plauderstübchen der Soubrette. — — — — — — — — — — — — — — —

»Ein abenteuerliches Unternehmen« nannte der Minister des Aeussern die Candidatur des Erzherzogs Max auf den mexikanischen Thron, und er sprach davon wie von einer Sache, die gar nicht ernst zu nehmen, auch nicht wichtig genug sei, um sich von seinem diplomatischen Standpunkte aus damit eingehend zu beschäftigen. In gleichem Sinne behandelten auch anfänglich die Journale das Gerücht, d. h. die inländischen Journale; die auswärtigen, zumal die französischen, rückten schon näher der Sache an den Leib. Sie besprachen die Candidatur in spaltenlangen Artikeln, und gut unterrichtete Blätter, von denen es bekannt war, dass sie Fühlung mit der Regierung hatten, wussten sogar nähere Details über die Unterhandlungen, die diesbezüglich mit Wien, d. h. mit dem Wiener Hofe gepflogen wurden, zu erzählen, ja, es wurde sogar behauptet, dass daselbst die volle Geneigtheit vorhanden sei, auf den Plan einzugehen.

Es stellte sich demnach gar bald die Nothwendigkeit heraus, ein zweitesmal beim Grafen Rechberg vorzusprechen und ihn unter Hinweis auf die aus Paris kommenden Telegramme neuerdings über den Stand des »abenteuerlichen Unternehmens« zu interpelliren. Diesmal war der Minister zwar auch sehr freundlich und entgegenkommend, aber in der Sache selbst schon sehr »zugeknöpft«. Er gab nur ausweichende Antworten. Die Angelegenheit sei wohl »mittlerweile« von verschiedenen Höfen »angeregt« worden, es lasse sich aber über diese »delicate« Sache nichts sagen, und am besten wäre es — nach der Ansicht des Ministers — wenn sich die Presse mit dieser Angelegenheit gar nicht beschäftigen würde; denn — und das war die einzige bedeutungsvolle Bemerkung — man könne ja nie wissen, »was in der Zeiten Hintergrunde schlummert«.

So war denn nach dieser Schlussbemerkung die zweite Unterredung mit dem Grafen Rechberg wenigstens nicht ganz erfolglos, zum mindesten geeignet, beiläufig richtunggebend den Gang der politischen Intrigue anzudeuten. Deutlichere Informationen gab mir jedoch jener militärische hohe Würdenträger, dem ich schon das Empfehlungsschreiben an Deak zu verdanken hatte. Bei einem Hofdiner, dem er beigezogen war, hatte dieser mein Gewährsmann Gelegenheit, sich mit einem Mitgliede des Kaiserhauses über die Alle beschäftigende Angelegenheit zu unterhalten, und was er da gehört, liess keinen Zweifel mehr zu, dass an »massgebender Stelle« die Sache wirklich sehr ernst behandelt werde.

Er wusste mir als ganz zuverlässig zu berichten, dass Napoleon persönlich an Erzherzog Max geschrieben, dass der lebhafte Briefwechsel zwischen Paris und Miramare durch besondere directe Couriere stattfinde, dass die Wiener Regierung dagegen an massgebendster Stelle Vorstellungen erhoben, da doch die geheime Correspondenz jede diplomatische Intervention in dieser Angelegenheit unmöglich mache. Man wusste mir ferner zu melden, dass von Wien nach Miramare die stricte Weisung erging, keinerlei Zusagen zu machen, ehe nicht im »ordnungsmässigen Wege« die Sache geregelt sei . . . , und dass, weil sich der Erzherzog all' dem nicht fügen wolle, ein förmlicher »Bruderzwist im Hause Habsburg« auszubrechen drohe; ja noch mehr, man erzählte sich, und zwar erzählten es Personen aus der nächsten Umgebung des Erzherzogs, dass dieser sich bereits eine ganze Bibliothek über Amerika, über den Krieg der Nord- und Südstaaten und über Mexiko aus Wien verschrieben, und was gewiss noch symptomatischer war, dass er schwungvolle Gedichte verfasste, — ein Theil derselben ist seither veröffentlicht worden — in welchen er in begeisterten Worten die hehre Mission eines Souveräns, Mexiko und seine Bevölkerung besang, sowie dass er sich eifrigst mit Zeichnungen der Orden für das neu zu gründende Kaiserreich Mexiko beschäftige, um diese in Wien anfertigen zu lassen, sobald seine Wahl zum Kaiser erfolgen sollte.

Das Alles wurde erzählt, von glaubwürdiger Seite erzählt, und man konnte somit als bestimmt annehmen, dass die Kaiserfahrt des

Erzherzogs nach Mexiko — wenn nicht etwas Unvorhergesehenes eintreten sollte — nur mehr eine Frage der Zeit sei. Nur nebenher sei noch bemerkt, dass mittlerweile auch schon die Pressleitung Directiven erhalten hatte. Was kurz vorher rundweg als ein »abenteuerliches Unternehmen« bezeichnet war, wurde plötzlich officiöserseits für eine echt »ritterliche Idee« gehalten und angepriesen.

Nach ungefähr anderthalb Jahren war das Gerücht von der Candidatur des Erzherzogs Max auf dem mexikanischen Thron zur Wahrheit geworden. Eine Versammlung von 180 Notabeln der Hauptstadt Mexikos beschloss am 11. Juli 1863, dem Erzherzog Maximilian die Krone des Reiches Montezumas anzutragen. Eine Deputation schiffte sich nach Europa ein und empfing am 3. October von dem Erwählten in seinem herrlichen, feenhaften Schloss zu Miramare die Zusicherung: »dass er die hohe Aufgabe, die man ihm übertrage, zu übernehmen bereit sei, sobald das mexikanische Volk in freier Abstimmung die Wahl der Notabeln bestätigt, und er selbst die Bürgschaft gefunden habe, die das zu errichtende Kaiserreich vor den ihm drohenden Gefahren sichern könnte.«

Wieder vergingen beinahe sechs Monate. Am 10. April 1864 endlich erschien neuerdings eine Deputation im Schlosse zu Miramare und Erzherzog Max nahm nun endgiltig die ihm dargebrachte Krone von Mexiko an.

Ehe sich der neue Kaiser mit seiner Gemalin Charlotte einschiffte, um Europa für immer den Rücken zu kehren, liess er noch nach einer photographischen Aufnahme zum ewigen Gedächtniss der feierlichen Ceremonie der Uebernahme der Krone mit den Insignien der Kaiserwürde von künstlerischer Hand ein Oelgemälde anfertigen. Dasselbe ziert gegenwärtig eine Wand im Märchenschlosse zu Miramare — die Geschichte hat dem Grafen Rechberg Recht gegeben. Es war doch ein »abenteuerliches Unternehmen«. — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der arme Graf Rechberg! Er hat als Lenker der äusseren Politik der österreichischen Monarchie, wie bekannt, wenig Glück gehabt und musste manche schwere Vorwürfe über sich ergehen

lassen. Er ertrug sie mit aller Ruhe und oft mit einem gewissen stoischen Gleichmuth, der mehrfach auffiel und zu einer — rund herausgesagt — falschen Auffassung der Eigenschaften dieses ersten Beamten des Staates verleitete.

Graf Rechberg war vor allem ein äusserst pflichttreuer, streng rechtlicher und gewissenhafter Beamter. Ueber seine diplomatische Befähigung schrieb mir einst Herbst:

»... Er ist nicht der Mann der Intrigue, die Gegner bis in ihre Schlupfwinkel zu verfolgen und sie unschädlich zu machen. B. versteht das viel besser. Der ist gewandt, verschlagen, herausfordernd; wenn es diesem zweckdienlich erscheint, versteht er es, sein Ziel zu verheimlichen; er ist geneigter, Umwege einzuschlagen, als gerade darauf loszugehen, auch nicht verlegen, nöthigenfalls seine Meinung sofort zu ändern. Schon das Aeussere Rechberg's, seine ganze Erscheinung, seine kleine schmächtige Gestalt ist ihm nachtheilig — er imponirt nicht und man ist da leicht geneigt, ihn mehr als ein Spielzeug, denn als einen ernsten Diplomaten erscheinen zu lassen. . . . .«

Das schrieb ein Mann, der kein Diplomat, auch kein Staatsmann war, und der krumme und Schleichwege gewiss verdammte, freilich sein Urtheil über Rechberg doch dahin zuspitzte, dass er — indem ihm doch alle diese Eigenschaften abgehen — nicht der Diplomat sei, dem man die Leitung der äusseren Politik des Staates mit aller Ruhe anvertrauen dürfe.

Nun unterliegt es ja keinem Zweifel, dass während der Regierungsepoche des »kleinen Grafen« schwerwiegende Fehler begangen wurden, die Oesterreich von einer schlimmen Situation in die andere brachten und in eine folgenschwere Krisis hineindrängten. Für all' diese Fehler — oder wenn man ein strengeres Wort gebrauchen will — für alle diese Ungeschicklichkeiten den Grafen Rechberg verantwortlich zu machen, ist, gerade heraus gesagt, eine grosse Ungerechtigkeit und zeugt von einer mangelhaften Kenntniss der Verhältnisse, unter welchen der Minister des Aeussern, Graf Rechberg, seine Amtswirksamkeit auszuüben hatte.

Der Beweis dafür lässt sich leicht erbringen. Man braucht nur ein offenes Auge zu haben für die Vorgänge im Parlament, die sich doch öffentlich abspielten, und die Thatsachen ohne Voreingenommen-

heit zu beurtheilen, namentlich aber die Persönlichkeit Schmerling's in Rechnung zu ziehen.

An der Seite Schmerling's wirkte als Minister des Aeussern Graf Rechberg. Schmerling führte den Titel: Staatsminister. Er gab sich der frohen Hoffnung hin, dass alle Völker der Monarchie die Verfassung anerkennen würden, dass also der Gesammtstaat durch eine Regierung würde verwaltet werden können — das sollte schon in dem Titel ausgedrückt sein: Minister des Staates oder Staatsminister. Da aber die inneren Verhältnisse der Monarchie, zumal die Verhältnisse aller zur österreichischen Krone gehörigen Länder untereinander und in ihren Beziehungen zum Gesammtstaate durch die hiezu berufenen Vertretungskörper geregelt werden mussten, fand es der Monarch im Einverständnisse mit seinen Räthen für angemessen, zur Leitung der Sitzungen im Ministerrath eine neutrale Persönlichkeit zu berufen, die, ausserhalb des eigentlich politischen Getriebes stehend, eine gewisse Bürgschaft dafür geben sollte, dass die Wünsche und Beschwerden der einzelnen Kronländer eine streng objective, sachliche Beurtheilung finden werden. Die Wahl fiel auf den Erzherzog Rainer, der schon als Präsident des verstärkten Reichsrathes nicht nur den Befähigungsnachweis für die Leitung einer Körperschaft geliefert, sondern auch durch seine ruhige und objective Behandlung der Verhandlungsgegenstände das volle Vertrauen aller Parteien zu erwerben verstanden hatte. Neben dieser sachlichen Erwägung mag bei der Ernennung des Erzherzogs Rainer wohl auch noch ein persönliches Motiv, wenn auch nicht geradezu ausschlaggebend, mit in die Berechnung gezogen worden sein. Der Minister des Aeussern ist eigentlich der erste Beamte des Staates. Als solchen hätte man also den Grafen Rechberg mit dem Vorsitz im Ministerrath betrauen müssen; dagegen sprach aber wieder die Sonderstellung, die Herr von Schmerling im Ministerium einnahm, er war ja der Träger einer Idee — der Schöpfer der Verfassung, die er vor allen anderen seiner Collegen zu vertreten berufen war; ihm gebührte also schon aus diesem Grunde eine Sonderstellung im Cabinete. Mit der Ernennung des Herrn Erzherzogs zum Leiter der Geschäfte im Ministerrath fiel somit auch jeder persönliche

Conflict, der vielleicht unter anderen Umständen hätte entstehen können, weg.

Aeusserlich war die delicate Sache so am besten geregelt — jedoch nur äusserlich. In der That war Herr von Schmerling, wenn er auch nicht direct diesen Titel führte, eigentlich doch Ministerpräsident des gesammten Cabinets; er vereinigte die Agenden eines solchen in sich, und wachte mit einer pedantischen Rigorosität, die in vielen Fällen grösser war, als selbst die einem Ministerpräsidenten sonst zustehende Machtsphäre rechtfertigen konnte, darüber, dass in keinem Ressort Etwas geschehe, was nicht den Stempel seiner Individualität trug. Den einzelnen Ministern hätte er am liebsten, wäre es nach seinem Willen gegangen, nur die Amtswirksamkeit unselbstständiger Sectionschefs zugewiesen. Handelte es sich um eine Finanzangelegenheit, etwa um die Vorlage des Budgets, so erhob sich gewiss Herr von Schmerling, legte den Act auf den Tisch des Hauses nieder und erst in zweiter Linie begründete der Finanzminister die Vorlage. Verlangte das Haus die Einführung der Geschwornengerichte, so sprach vor allem der Staatsminister und überliess erst in zweiter Linie das Wort dem Justizminister. Und den ganz gleichen Vorgang beobachtete Herr von Schmerling in allen wichtigen Fragen, die ausschliesslich in das Gebiet des Ministers des Aeussern gehörten. Durchblättert man die dickleibigen Protokolle des Reichsrathes, so wird man immer wieder auf dieselbe Manier stossen; ja manche später eingetretene Ereignisse lassen den bestimmten Schluss zu, dass auch im Schosse des Ministerrathes selbst Herr von Schmerling nicht nur in der inneren, sondern auch in der äusseren Politik den Ton angab, und dass er auch auf diesem Gebiete stets seine Anschauungen durchzusetzen wusste.

Für alles aber wurde der arme Graf Rechberg verantwortlich gemacht. Man unterzog im Abgeordnetenhause seine Politik der schärfsten Kritik, immer nur den Minister des Aeussern apostrophirend, immer nur ihm persönlich die Spitze bietend.

Und wahrlich, zum Angriff bot ja die äussere Politik unter der Regierung Schmerling's Anhaltspunkte genug! War das ein immerwährendes Hin- und Herschwanken zwischen Preussen und dem

deutschen Bund! In den ersten Tagen des Jänner 1862 spricht sich eine österreichische Depesche sehr entschieden gegen die Gründung eines engeren Bundesstaates im deutschen Bundesstaate aus, und man verhandelt thatsächlich mit den Regierungen der Mittelstaaten über einen gemeinsamen Schritt gegen diese Idee. Einen Monat später schliessen sich die Mittelstaaten dem bezüglichen österreichischen Proteste in einer besonderen Note an Preussen an. In einer vom 5. April 1862 datirten Depesche protestirt Oesterreich sehr lebhaft gegen den Handelsvertrag, den Preussen mit Frankreich abgeschlossen. Am 10. Juli begehrt Oesterreich von Preussen sein Einverständniss zum Eintritt seines Gesammtstaates in den Zollverein mit seinem bisherigen Tarife. In einer vom 26. Juli datirten Depesche verhehlt Oesterreich »seinen Aerger« nicht, dass die preussische Regierung das Königreich Italien anerkannte. Später geht trotz der Abstinenz Preussens Rechberg nach Frankfurt zum Fürstentag. Und plötzlich sehen wir nun die beiden Grossstaaten wieder in einer gemeinschaftlichen Action gegen Dänemark, und zwar gegen die Beschlüsse des Bundes, trotz der Vorstellungen der Mittelstaaten! . . . .

Diese Inconsequenzen und Widersprüche in der Führung der äusseren Angelegenheiten waren ganz darnach angethan, den officiellen Leiter des Ministeriums des Aeussern, Grafen Rechberg, nach und nach in Misscredit zu bringen und seine Befähigung als Diplomat und Staatsmann in Frage zu stellen. Die erwähnten Thatsachen standen freilich ausser Zweifel. Allein nicht Alles, was in den Jahren seiner Wirksamkeit in der äusseren Politik geschah oder was hätte geschehen sollen und nur durch Ungeschick unterlassen worden war, kann dem Grafen Rechberg zur Last gelegt werden. Vieles mag er verschuldet haben, für Vieles hatte er gewiss auch seine »Mitschuldigen«, und Manches mag wohl im Ministerrathe gegen seinen Antrag und gegen seine bessere Ueberzeugung beschlossen worden sein, und zwar auf Anregung und durch den mächtigen Einfluss des Staatsministers Herrn von Schmerling. Dieser war ja, wie ich wohl als bekannt voraussetzen kann, zu den heftigsten und entschiedensten Gegnern seines Collegen vom Ballplatz zu zählen, und brachte Vieles gerne zu Fall, was jener als zweckmässig zur Durchführung beantragt hatte. Damit

soll freilich nicht gesagt sein, dass der Staatsminister dem Minister des Aeussern nur aus persönlichen Motiven allein Opposition gemacht; er glaubte wohl in erster Linie sachliche Gründe für eine solche Opposition zu haben.

Nun lag freilich damals und liegt noch heute nicht alles nöthige Material vor, das ein klares und richtiges Urtheil ermöglichte. Volle Aufklärung über all' die eigenartigen Verhältnisse, wie sie sich zu jener Zeit im Schoosse des Cabinets abspielten, wird man wohl erst dann erlangen können, wenn die Geschichtsforscher im Stande sein werden, mit Zuhilfenahme documentarischer Beweisstücke die einzelnen hochwichtigen politischen Ereignisse der Sechzigerjahre nach allen Richtungen hin zu prüfen. Dann erst wird sich mit Sicherheit feststellen lassen, welche Staatsmänner daran den grössten Antheil genommen, und welchen von ihnen also auch die Hauptverantwortung trifft.

Eine diesbezügliche Arbeit, der freilich nur der Werth einer persönlichen Vertheidigungsschrift beigemessen werden kann, ist vorhanden, konnte aber bislang aus leicht begreiflichen Gründen der Oeffentlichkeit nicht übergeben werden. Es ist dies das Tagebuch des Grafen Rechberg. Ich höre aus bester Quelle, dass Graf Rechberg seine Memoiren niedergeschrieben hat, und dass darin, wie mir weiters versichert wurde, die schleswig-holsteinische Frage, sowie die Vorkommnisse vor dem Fürstencongress und während desselben eingehendste Behandlung finden.

Indes, vorläufig ist auf Grund der bekannten Thatsachen das Urtheil gegen ihn und nicht gegen Schmerling ausgefallen; die öffentliche Meinung hat eben nach den ihr bekannt gewordenen Thatsachen geurtheilt und gerichtet. Es hätte dieses Urtheil vielleicht doch anders gelautet, wenn man die Persönlichkeit Schmerling's mehr in Betracht gezogen, und wenn Graf Rechberg nach der misslungenen Action in Frankfurt seine Entlassung genommen hätte. Er that das nicht, obschon er mit nüchternem Blick hätte voraussehen können, dass seine Tage als Minister bereits gezählt seien. Er harrte lieber aus, bis er seinen »Abschied« bekam. Das diesbezügliche Decret war vom 27. October 1863 datirt. — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Er hatte gesiegt, der Riese gegen den Zwerg. Der grosse Schmerling gegen den kleinen Rechberg. Der Mächtige gegen den Ohnmächtigen! Froh darüber konnte übrigens der Sieger nicht werden. Den einen verhältnissmässig schwachen Gegner hatte er wohl aus dem Felde gejagt; ganz andere, mächtigere standen ihm aber gegenüber, die nicht so leicht zu besiegen waren — die Gegner im Parlamente. Und es gab deren Viele. Denn unzufrieden waren ja so ziemlich Alle im Hause, welcher Parteischattirung sie auch immer angehören mochten. Die Linke wie die Rechte, die Liberalen wie die Conservativen, Centralisten wie Föderalisten, sie alle begegneten sich jetzt in einem Punkte, in der Opposition gegen das Cabinet, zumal gegen den Führer desselben, gegen den Staatsminister Schmerling. Und hatten sie nicht auch allen Grund zur vollen Unzufriedenheit? Gewiss.

Die Czechen verhielten sich gleich von vorneherein sehr misstrauisch dem Schöpfer der Verfassung gegenüber; sie nannten spottweise das hölzerne Gebäude vor dem Schottenthore, das provisorische Parlamentsgebäude, »Schmerlingtheater«, um damit anzudeuten, dass sie sich den Verhandlungen gegenüber nur als Zuschauer betrachten und nur dann mitthun wollen, wenn ihnen eben die Rollen zugetheilt würden, die ihnen zusagten. Die Deutschen, verdriesslich darüber, dass sich das Cabinet nun gegen jede liberale Forderung ablehnend verhielt, und dass sie sich jeden Schritt nach vorwärts erkämpfen mussten, traten allmälig auch in die Opposition, und einer der hervorragendsten Vertreter der liberalen Principien, Dr. Berger, sprach einmal offen im Parlamente das Verdammungsurtheil über den »Scheinconstitutionalismus« aus und gebrauchte das Wort vom »Constitutionalismus mit dem Feigenblatt«. Den Liberalen gab Schmerling also zu wenig, den Conservativen zu viel, den Nationalen gar nichts. So hatte er schliesslich keine Majorität mehr hinter sich, der Boden unter seinen Füssen begann bedenklich zu wanken, und lange schon, bevor er sich seiner Lage bewusst war, besprach man in den Couloirs des Abgeordnetenhauses den bevorstehenden Rücktritt des Staatsministers und erörterte bereits die zu erwartende Situation.

Man bekam da mitunter manches freiere Wort zu hören, als in den öffentlichen Sitzungen des Hauses. Ich erinnere mich, wie

eines Tages, Anfangs Juni 1865, Abgeordneter Freiherr von Tinti einer Gruppe die Lage auseinandersetzte. Dieser Abgeordnete, der zur centralistischen Partei gezählt wurde, äusserte sich beiläufig so: Es werde wohl nach der Sachlage dem Kaiser nichts Anderes zu thun übrig bleiben, als ein »gemischtes« Cabinet aus den verschiedenen Parteien des Hauses zusammenzusetzen, ein Cabinet, dessen Mitglieder freilich nicht zu den »Extremen« gehören dürften. Er hatte auch schon die Bezeichnung für das Cabinet gefunden; er nannte es ein Nationalitäten-Ministerium. Schindler (als Dichter unter dem Namen Julius v. d. Traun bekannt) entgegnete hierauf in scharf sarkastischem Tone: »Herr Baron meinen wohl ein Raritätencabinet«, und in der gleichen Tonart fügte ein Dritter aus der kleinen Gruppe hinzu: »ich möchte es ein Narritätencabinet nennen, wenn diese Wortbildung nicht allzu gewagt wäre«.

Wer übrigens aus diesen Aeusserungen den Schluss ziehen wollte, dass die Stimmung unter den Liberalen eine behagliche gewesen, der würde sich einer Täuschung hingeben. Nichts weniger als das; die Stimmung war eine geradezu düstere, und nur die Gegner der Verfassung, die Föderalisten, Conservativen und Clericalen lachten sich schadenfroh ins Fäustchen, dass das liberale (?) Regime so rasch abgewirthschaftet — sie sahen schon ihre Früchte reifen.

Für die Stimmung unter den Liberalen ist wohl Folgendes bezeichnend. In einer vertraulichen Sitzung der Verfassungspartei gab wenige Tage nach jenem Gespräch in den Couloirs ein hervorragendes Mitglied derselben, das damals noch ein einfacher Abgeordneter war, heute jedoch an der Spitze einer Behörde steht, nicht ohne Widerspruch seitens seiner Collegen, seiner Meinung dahin Ausdruck: es sei ein taktischer Fehler gewesen, dass man die Regierung nicht zu einem Ausgleich mit Ungarn gedrängt; selbst unter grossen materiellen Opfern hätte man diesen Ausgleich anstreben und darauf hinwirken müssen, die Ungarn zu den Berathungen im Hause heranzuziehen, da mit dem Eintritt derselben alle sonstigen separatistischen Alluren zum Schweigen gebracht worden wären.

Freilich war da die Prämisse und somit auch die Schlussfolgerung falsch. Standen doch gleich von allem Anfang, als Schmerling

mit den Ungarn Unterhandlungen anbahnte, die Führer derselben auf dem Standpunkte, dass man in Wien vorweg ihre 1848er Gesetze anerkennen müsse, und lag doch darin die Hauptforderung, ihnen ihren eigenen Reichstag zuzugestehen. Von einem Eintritt der Ungarn in das Haus vor dem Schottenthore konnte somit nie und nimmer die Rede sein. Dazu wären sie ja selbst gegen die grössten materiellen Opfer nicht zu bewegen gewesen.

Dagegen ist wohl der Fehler begangen worden, — und da trifft die Schuld nicht die Regierung allein, sondern wie der oben citirte Abgeordnete ganz richtig bemerkte, auch die Verfassungspartei — dass man einen Ausgleich mit den Ungarn nicht gleich in der ersten Periode des Verfassungslebens ernstlicher und nachdrücklicher angestrebt und auf die Durchführung desselben gedrungen hat. Unter ganz anderen Bedingungen hätte aller Wahrscheinlichkeit nach damals der Ausgleich mit Ungarn durchgeführt werden können, als die waren, die man ihnen nachträglich zugestehen musste.

Was nützten übrigens damals alle diese Recriminationen; das Rad war bereits im Rollen und konnte nicht mehr aufgehalten werden.

Zwar hat Schmerling noch eine ganze Reihe von Versuchen gemacht, um das Vertrauen seiner Partei wieder zu erringen, das gelockerte Band zwischen ihm und ihr wieder zu befestigen; es war aber Alles vergeblich. Den letzten Rest des Vertrauens hatte Schmerling bei seiner Majorität verloren, als er ihre Forderung ablehnte, eine kaiserliche Verordnung vorzulegen, welche während der Zeit erlassen worden war, als das Abgeordnetenhaus nicht tagte. Es war das die Verordnung, durch welche Galizien in Folge des polnischen Aufstandes in Belagerungszustand versetzt worden war. Die Publication dieser Verordnung geschah freilich unter Berufung auf einen Paragraphen der Verfassung, der dem Kaiser das Recht einräumte, in ausserordentlichen Fällen, wo es sich um die Sicherheit des Staates handle, Verfügungen treffen zu dürfen, ohne erst den Zusammentritt des Reichsrathes abzuwarten. Die Liberalen waren jedoch einstimmig der Ansicht, dass eine solche Verordnung von der Regierung dem Hause nachträglich zur Begutachtung vorgelegt

werden müsste. Schmerling bestritt dies mit aller Entschiedenheit, worauf sich ein Sturm erhob, indem Seitens der Verfassungspartei mit Recht darauf hingewiesen wurde, dass nach dieser Auslegung des Staatsministers während der Vertagung des Reichsrathes »im Wege einer Verordnung« selbst die Verfassung beseitigt werden könnte.

Schmerling versicherte und betheuerte nun freilich in einer am 16. Juni 1865 gehaltenen Rede, dass er nie und nimmer zugeben würde, dass die »Mutter das eigene Kind verschlinge«. Er, der Schöpfer der Verfassung, werde doch nicht die Hand dazu bieten, dieselbe aus dem Leben zu schaffen u. s. w. u. s. w. Die Partei war aber nicht mehr zu beruhigen; Herr von Schmerling hatte durch seine vorangegangene Erklärung alles Vertrauen vollends verwirkt.

Er machte trotzdem noch einen letzten Versuch. Er lud ungefähr 80 bis 100 hervorragende Deputirte zu einer vertraulichen Besprechung in sein Hôtel, legte ihnen die politische Situation dar und versicherte noch einmal, dass er bestrebt sein werde, den Wünschen der liberalen Partei Rechnung zu tragen; er malte ihnen die Zukunft aus, wie sich die Verhältnisse gestalten würden, wenn er zum Rücktritte gezwungen wäre, und er wies diesbezüglich darauf hin, dass in keinem Falle die liberale Partei auf bessere Verhältnisse rechnen könne. Es war aber Alles vergeblich. Der stolze Schmerling musste in dieser vertraulichen Besprechung erleben, dass sich die Partei rücksichtslos von ihm lossagte. —

Die Oeffentlichkeit erfuhr nichts von den Vorgängen in dieser geheimen Besprechung. Die Theilnehmer berichteten blos über das Resultat. Ein freiwilliger Berichterstatter, der zu jeder Zeit gerne bereit war, den Journalisten Mittheilungen zu machen, zumal wenn es sich um wichtige Dinge handelte, äusserte sich, über die Details jener Besprechung befragt: es sei ganz überflüssig zu sagen, wer gesprochen und was gesprochen wurde; das könne sich Jeder, welcher die Sitzungen des Abgeordnetenhauses mit Aufmerksamkeit verfolgt habe, selbst zusammenstellen. Das ganze »Anklageregister« liege da Jedem zur Einsicht vor. Eine Entkräftung der Anklage sei dem »Beschuldigten« selbst nicht mehr möglich. Mehr war nicht zu erfahren.

So musste denn der stolze, unbeugsame, von seiner Unfehlbarkeit stets durchdrungene Schmerling nach jener geheimen Besprechung sich endlich selbst sagen, dass er die Partei verloren, dass seine Amtswirksamkeit wohl nur mehr von kurzer Dauer sein werde. Nun wäre es wohl, wie seinerzeit für Rechberg, auch jetzt das Klügste gewesen, wenn das Cabinet unmittelbar nach dem letzten misslungenen Versuch zur Wiedererlangung des Vertrauens und Bildung einer festgegliederten Majorität den Kaiser um die Entlassung gebeten hätte. Man hatte dies auch im Hause erwartet. Es geschah aber nicht . . . .

Den Halt im Parlamente hatte der Staatsminister verloren. Wie stand er zum Kaiser? Auch das Vertrauen des Monarchen zu ihm war gänzlich erschüttert. Konnte doch der Monarch zu einem Ministerium kein Vertrauen mehr haben, das im Hause keine Majorität hatte und voraussichtlich keine wichtige Vorlage mehr durchzubringen im Stande sein würde. So reifte denn beim Kaiser der Entschluss, es mit anderen Männern zu versuchen, zumal da die Altconservativen in Ungarn politischen Persönlichkeiten gegenüber sich offen dahin ausgesprochen hatten, dass sie mit einem anderen Manne als mit Schmerling zu Ausgleichsunterhandlungen bereit sein würden.

Ueber den Kopf der Minister hinweg entliess aus diesem Grunde der Kaiser — aus eigenem Antriebe (am 26. Juni 1865) — die Hofkanzler für Ungarn und Siebenbürgen, Zichy und Nadasdy, und ersetzte den ersteren durch den Grafen Majlath, der zu den erbittertsten Gegnern Schmerling's gehörte. Das war nun freilich ein nicht misszuverstehender Wink für die Mitglieder des Cabinets. Endlich nahm es seine Entlassung — nur der Minister des Aeussern, Graf Mensdorff und der Kriegsminister Frank waren bereit, auch in einem anderen Ministerium ihre Portefeuilles zu behalten.

Wochenlang zog sich jetzt die Mittheilung der Entscheidung hinaus. Eine schwüle Atmosphäre herrschte im Hause. Kein Mensch ahnte, wie sich die Verhältnisse gestalten würden und welche Männer ausersehen wären, in den Rath der Krone berufen zu werden. Der Kaiser hatte aber bereits die Wahl getroffen. Der künftige Cabinets-

chef sass im Hause oder schritt ganz unbefangen in den Couloirs umher, durch kein Wort und durch keine Miene verrathend, dass er berufen sei, in Hinkunft als erster Capitän das Staatsschiff zu lenken, und als (am 27. Juli 1865) die Mitglieder des Reichsrathes sich im Ceremoniensaale der Hofburg versammelten, um aus dem Munde des kaiserlichen Bruders, des Erzherzogs Ludwig Victor, die im Namen und in Vertretung des Kaisers gesprochenen Abschiedsworte zu vernehmen, da stand Schmerling noch hoch oben, nahe dem Throne, der künftige Cabinetschef dagegen bescheiden unter den Mitgliedern des Abgeordnetenhauses — der erlöschende Stern noch neben der Sonne, der neu aufleuchtende noch ziemlich entfernt davon. Doch schon am selben Tage (27. Juli) erhielt das Cabinet seine Entlassung. Sic transit gloria.

Graf Belcredi.

Schmerling ging, Graf Belcredi kam. Da im neuen Cabinet noch zwei Grafen sassen, nannte man es das »Grafen-Ministerium«. Diese Bezeichnung behielt es nicht lange. Nach zwei Monaten legte man ihm schon einen viel berechtigteren Titel bei. Es hiess von da an das »Sistirungs-Ministerium«, im Gegensatz zum »Verfassungs-Ministerium« Schmerling's. Nach zwei Monaten! So lange brauchten nämlich die neuen Lenker des Staates, um der neugierigen Welt bekanntzugeben, welche Aufgaben sie sich gestellt, und was man von ihnen zu erwarten habe. Es geschah dies aber nicht, wie in constitutionellen Staaten üblich, durch ein ministerielles Programm, es geschah durch ein kaiserliches Manifest. Das war bedeutsam genug und es wurde noch bedeutsamer durch den Inhalt des Manifestes, der an Deutlichkeit und Klarheit nichts zu wünschen übrig liess.

In dem Manifeste, welches am 20. September erschien, also, wie erwähnt, zwei Monate nach Ernennung des neuen Cabinets, gab der Kaiser bekannt, dass er die Verfassung sistire. Die Motive, mit welchen dieser hochwichtige politische Act gerechtfertigt wurde, erweckten gemischte Gefühle. Die Ungarn freuten sich im Stillen, die Czechen jubelten, und die verfassungstreuen liberalen Deutschen gaben ihre Missbilligung darüber in rückhaltsloser Weise kund; in diesem Lager wurde die kaiserliche Kundgebung mitunter sogar als — Staatsstreich bezeichnet.

Obschon ich keine Geschichte schreibe, muss ich doch zum leichteren Verständnisse des Folgenden das allen Politikern, zuvörderst aber den österreichischen Politikern bekannte Manifest auszugsweise

hier mittheilen. In diesem Manifeste wird vor Allem erklärt, dass am Diplome vom 20. October 1860 auch weiter festgehalten werden solle. Die Form der Ausführung, welche dasselbe durch die Februarverfassung erhalten, bedürfe jedoch der Aenderung, da sie in der östlichen Reichshälfte auf unwiderstehliche Rechtsbedenken gestossen sei. Die Verfassung der einzelnen Länder solle auch fernerhin in Kraft bleiben. Allein das Band, welches der engere Reichsrath um die deutsch-slavischen Provinzen geschlungen, müsse für so lange beseitigt bleiben, bis der weitere Reichsrath von Allen anerkannt worden sei. Sobald mit Ungarn eine Verständigung darüber erzielt sei, werde der Kaiser dieselbe der gleichgewichtigen Entscheidung der übrigen Kronländer unterbreiten; bis dahin aber müsse er die Wirksamkeit des Reichsrathes sistiren.

Die Verfassung als solche hatte damit thatsächlich aufgehört zu sein; das Parlament war aufgelöst und das parlamentarische Leben einzig und allein auf die Landtage beschränkt. (Die Landtage wurden nämlich für Ende November einberufen.)

Für eine journalistische Behandlung gab nun zwar das Sistirungspatent Stoff genug und er wurde auch reichlich aufgebraucht. Ein politisches Journal hat aber nicht allein die Aufgabe, bekannt gewordene politische Tagesfragen zu erörtern; es muss auch dafür sorgen, etwas über die hinter den Coulissen stattfindenden Vorgänge zu erfahren, und diesen Theil der Aufgabe haben die zum politischen Informationsdienst berufenen Journalisten zu lösen. Ich musste mir also einen Weg zu dem neuen Cabinetschef suchen, der mir zwar als Abgeordneter bekannt war, dessen Wirkungskreis im Hause aber immer ein nur sehr bescheidener gewesen war, und der also nie einen Anlass zur Annäherung gegeben hatte. Jetzt sollte es aber doch geschehen. Wie aber an einen Minister herantreten, ohne ihm empfohlen zu sein, herantreten mit der Absicht, dass er einem Journalisten für ein Blatt Mittheilungen mache, das sich, wie damals die »Morgenpost«, in heftigster Opposition dem Sistirungs-Ministerium gegenüber befand?! Nun war zwar vom neuen Cabinetschef Grafen Belcredi bekannt, dass er, sehr im Gegensatze zu seinem Vorgänger Schmerling, leidenschaftslos das Recht der Kritik anerkenne und selbst seinen

politischen Gegner gegenüber ein gewisses Wohlwollen zeige. Allein räthlicher schien es mir doch, erst durch eine dem Minister näher stehende Persönlichkeit anfragen zu lassen, ob er überhaupt geneigt sei, sich interviewen zu lassen. Diese Persönlichkeit war leicht ausfindig gemacht.

Mit dem Wechsel im Cabinet hatte auch ein Wechsel in der Leitung des Pressbureau stattgefunden. Auf diesen wichtigen Posten wurde ein Herr von Grünner berufen, der bis dahin Generalconsul in Leipzig war.

Mir war der neue Presschef nicht persönlich bekannt, und wenn auch nicht daran zu zweifeln war, dass ich von ihm ohne alle Umstände empfangen werden würde, so vermochte ich ja doch nicht, wenigstens nicht mit Bestimmtheit vorauszusetzen, dass er meiner Bitte, mir eine Audienz beim Grafen Belcredi zu verschaffen, zu willfahren bereit sein werde. Ich musste also, um ganz sicher zu gehen, erst an ihn empfohlen werden. Eine solche Empfehlung erhielt ich auch alsbald. Herr von Grünner verkehrte, wie mir aus früheren Jahren bekannt war, in Leipzig unter Andern auch viel im Hause eines dortigen hochangesehenen intelligenten Kaufmannes Namens Moriz Wolf, der auch zu meinen besten Freunden zählte. Von diesem erhielt ich auf mein Ansuchen eine warme Empfehlung an den neuen Presschef; der Erfolg war, wie erwartet.

Wenige Tage, nachdem ich meinen Empfehlungsbrief bei Grünner abgegeben hatte, erhielt ich die gewünschte Audienz beim Grafen Belcredi.

Wäre ich ein guter alter Bekannter des Premierministers gewesen, er hätte mir nicht freundlicher entgegen kommen können.

Vor Allem entschuldigte er sich, dass er mit mir stehend plaudere. »Es spricht sich besser so«, meinte er, lud mich aber ein, auf einem neben dem Schreibtisch stehenden Fauteuil Platz zu nehmen. Ich lehnte selbstverständlich ab. »Nun, so stehen wir beide.« Und ohne ein Wort meinerseits abzuwarten, begann er sofort: »Sie wollen von mir Informationen, ich gebe sie recht gerne, ich verlange nicht einmal von Ihnen, dass Sie sie in meinem Sinne, im gouvernementalen Sinne verwerthen. Ich erwarte auch nicht eine Aenderung der Haltung

Ihres Blattes. Ein Blatt muss sich consequent bleiben, wie ein Mann von Charakter, dann hat es Anspruch auf Beachtung und Anerkennung. Von diesem Grundsatze ausgehend, habe ich auch den Staatsanwalt verständigen lassen, dass er die freie Discussion weder durch Confiscationen, noch viel weniger durch Einleitungen von Strafverhandlungen einschränke. Die Presse hat von mir nichts zu befürchten, selbstverständlich insolange nicht, als sie die Massnahmen der Regierung bekrittelt; da mag sie sich auch Ausschreitungen zu Schulden kommen lassen, sie werden nicht beachtet werden. Wenn aber auch, wie dies schon in einzelnen öffentlichen Verhandlungen geschehen ist, die Kritik auf die Person Sr. Majestät unseres allergnädigsten Kaisers ausgedehnt werden sollte, dann hat die Staatsanwaltschaft ihres Amtes zu walten.«

Auf meine Bemerkung, dass damit doch wohl nur jene Politiker gemeint seien, welche das kaiserliche Manifest als . . . . Ich zögerte das Wort auszusprechen, der Graf ergänzte aber sofort den Satz . . . . »Als Staatsstreich auffassen. — Ja wohl, diese meine ich. Wenn meine politischen Gegner mir zumuthen, dass ich einen Staatsstreich beabsichtige, so mögen sie ruhig bei diesen Glauben bleiben. Die Zeit wird lehren, dass ich die constitutionellen Principien eben so hoch stelle wie irgend Einer der hervorragendsten Vertreter der sogenannten Verfassungspartei. In dieser Richtung acceptire ich das Wort meines Vorgängers: »Wir können warten«. Später werden schon die Herren sehen, wie irrig ihre Voraussetzung gewesen. Diejenigen wieder, die mit Bewusstsein verdächtigen, mögen es ungescheut thun; sie werden schon rechtzeitig als Verläumder gebrandmarkt werden. Aber Sr. Majestät dem Kaiser zuzumuthen, dass er je zu einem Staatsstreich die Hand bieten würde, das ist die eclatanteste Majestätsbeleidigung und verdient die strengste Züchtigung!«

»Ich bitte, Excellenz, der Umstand, dass die Verfassung sistirt . . . .« Der Minister fiel mir wieder ins Wort. »Heisst sistiren aufheben; und dann, ist die Verfassung, deren Schöpfer mein Vorgänger war, von allen Völkern Oesterreichs acceptirt worden? Das werden doch die Herren von der Verfassungspartei selbst nicht behaupten wollen. Die Verfassung sollte Allen octroyirt, aufgedrungen werden.«

»Und das October-Diplom?« erlaubte ich mir einzuwenden.

»Ich bitte, eine Basis für das öffentliche Leben musste doch nach dem Absolutismus geschaffen werden,« entgegnete hierauf eifrig der Minister. »Das Schmerling'sche Verfassungssystem lehnte sich ja auch an das October-Diplom an; nur zeigte es sich, dass die Form der Ausdehnung, welche man dadurch dem October-Diplom geben wollte, eine verfehlte war. Die Ungarn wollten gar nichts davon wissen, und die slavischen Provinzen wurden dadurch in die heftigste Opposition gedrängt. Nun ist aber einmal unser Oesterreich aus verschiedenen Nationalitäten zusammengesetzt, und die Eigenarten derselben verdienen doch einigermassen Berücksichtigung. Sie Alle tragen zur Erhaltung des Staatswesens bei, ihre Bürger erfüllen die Pflichten, die der Staat ihnen auferlegt, sie zahlen ihre Steuern, sie stellen ihre Kinder in den Dienst des Staates; und vergisst man denn da ganz, dass der Kaiser als der Vater der Gesammtmonarchie darauf bedacht sein muss, alle seine Kinder, denen er mit gleicher Liebe zugethan, in gleich liebevoller Weise zu behandeln?!«

Ich erlaubte mir hierauf die Bemerkung, »dass es im Familienleben wohl auch manchem Vater unmöglich sei, die Wünsche aller seiner Kinder zu befriedigen, und dass die einzelnen Kinder, sobald sie nur zur Vernunft gekommen, dem Familienleben, oder richtiger gesagt der Familie, als Ganzes auch oft Opfer bringen müssen. Bei uns handelt es sich um den Gesammtstaat — der darf doch in seinem Bestand nicht etwa gefährdet werden durch Sonderwünsche einzelner Theile desselben. . . . .«

»Gefährdet werden!! Wer wird den Gesammtstaat gefährden wollen? Nur ein Hochverräther! Sind die Wünsche der einzelnen Länder derart, dass sie den Gesammtstaat gefährden könnten, so werde ich und es wird kein österreichischer Patriot die Hand dazu bieten, solche Wünsche zu befriedigen. Aber kennen lernen muss man sie vor allem, diese Wünsche; die zu weit gehenden zurückzuweisen hat man immer noch Zeit, und glauben Sie mir, im Wege des Ausgleiches*) wird sich schon eine Verständigung erzielen lassen.

*) Wahrlich, die Geschichte wiederholt sich! Fünfundzwanzig Jahre nachher stand wieder die Ausgleichsfrage auf der Tagesordnung.

Mit dem »wir können warten« ist da nichts gethan. Der Staat kann nicht warten; es muss fort regiert werden. Was würden Sie von einem Capellmeister halten, der ein ganzes Orchester dirigiren soll und auch dann noch fortdirigiren würde, wenn ein grosser Theil der Hauptmusikanten die Instrumente entweder hinlegt und nicht mitspielt, oder den Orchesterraum gänzlich verlässt? Nur bei einem harmonischen Zusammenwirken Aller kann der Dirigent seine Aufgabe erfüllen.«

»Excellenz sprechen von einem Ausgleich der Parteien; ein solcher wurde ja auf dem Boden der Verfassung auch von der früheren Regierung angestrebt. Das Parlament wäre der berufene Ort, wo sich alle Nationalitäten und alle Parteien zusammenfinden sollten, um ihre Wünsche vorzubringen und einen Ausgleich zu erzielen«, erlaubte ich mir zu bemerken. — »Und dann, ein Ausgleich mit den Ungarn wurde ja auch versucht und angestrebt . . . «

»Jawohl — fiel mir der Minister ins Wort — indem man vor Allem die »Rechtsverwirkungstheorie« proclamirte. Mein Vorgänger im Amte hat diesen Rechtsgrundsatz aufgestellt und der berühmte Vertheidiger in Strafsachen, Dr. Mühlfeld, musste ihn vertheidigen. Sehr bezeichnend das! Rechtsverwirkung! Ist es nicht eigenthümlich, ja sonderbar, dass gerade die liberale Partei einer solchen illiberalen Auffassung Ausdruck gab? Ich mag das gar nicht weiter erörtern. Aber dessen bin ich gewiss, dass es nach einem Jahrzehnt keinen Politiker in Oesterreich mehr geben wird, der diese Rechtsverwirkungstheorie, wie sie den Ungarn gegenüber geltend gemacht wurde, noch als Recht anerkennen wird.«

So viel über die Audienz. Sie währte länger als eine halbe Stunde. Ich habe den interessanten Theil derselben nach meinen Aufzeichnungen mitgetheilt. Journalistisch verwerthet konnte jedoch aus der Unterredung nur wenig werden, und das Wenige auch nur als »neueste Nachrichten« und nicht in der Form einer Unterredung mit dem Minister. Die grosse Masse der Bevölkerung war damals noch nicht genug geschult, als dass sie es einem oppositionellen Volksblatte nicht übel genommen hätte, wenn es eine derartig officiöse Darstellung einer so entschieden bekämpften Politik gegeben hätte. . . .

Ich habe den Grafen nur dies einemal und nie wieder im Leben gesprochen, aber diese eine Unterredung wird mir unvergesslich bleiben. Alles was einer solchen besonderen Reiz verleihen kann, wirkte da zusammen. In erster Linie die persönliche Liebenswürdigkeit, die dem schüchternsten Menschen sofort jede Befangenheit nehmen musste. Nichts von bureaukratisch verschlossenem Wesen, nichts von jener vornehmen Herablassung, die zuweilen Aristokraten den Bürgerlichen gegenüber zur Schau tragen, und wodurch sie weit mehr verletzen, als die stolzen blaublütigen Herren, welche jeden Verkehr mit Leuten »unter ihrem Stande« meiden; keine erzwungene oder gesuchte Freundlichkeit — nichts von alldem war dem Grafen eigen. Man hatte die Empfindung, dass er so war, wie er sich gab. Seinen Gewohnheiten liess er freien Lauf, und so seltsam sie im ersten Augenblick berühren mochten, so steigerten sie doch wieder im Laufe des Gespräches die Unbefangenheit, so dass man sich dann auch frei und zwanglos der Unterredung hingab; mit einem Worte, man vergass ganz, dass man einem so hohen Staatswürdenträger gegenüber stand.

Eine dieser Gewohnheiten — eine ganz absonderliche — bestand darin, dass der Graf jeden, mit dem er sprach, beim Rockknopf fasste und solange daran zog, als eben das Gespräch dauerte. Je nachdem ihn eine Sache mehr oder weniger interessirte, zog er an dem Knopf heftiger oder minder heftig. Man befand sich da ganz in der Gewalt des Grafen; in seinem Belieben stand es, seinen Besucher näher an sich heranzuziehen oder ihn zwei Schritt vom Leibe zu halten. Wurde heftig an dem Knopf gezogen, dann musste man natürlich mit dem ganzen Körper nachgeben, sonst wäre ja das kleine runde Ding am Rock in Gefahr gewesen, von seinem »Verbündeten« losgetrennt zu werden. Ein Hofrath im Ministerium, der viel mit dem Cabinetschef zu thun hatte, soll — so ging damals die Sage — eine Vorsichtsmassregel getroffen haben. Er liess sich nämlich angeblich alle Knöpfe am Rock mit Gummischnüren befestigen. Zog nun der Minister an einem dieser Knöpfe, so gab die Schnur nach, und der Hofrath konnte in angemessener Stellung und Entfernung verbleiben.

Das war wohl nur eine scherzhafte Erfindung. Wo gäbe es einen Hofrath, der sich seinem höchsten Vorgesetzten gegenüber einen solchen Spass erlauben dürfte!

Die Unvorbereiteten, die nichts von der Gewohnheit des Ministers wussten, geriethen im ersten Moment zumeist in eine grosse Verlegenheit, wenn derart mit ihren Knöpfen manipulirt wurde, und nervöse Leute mögen sich da wohl in ganz besonders schlimmer Situation befunden haben. Nachher freilich, wenn man mit dieser Gewohnheit vertrauter geworden war, wirkte sie eher ermuthigend und die Unterhaltung wurde dadurch eine freiere, ungezwungenere. An mir selbst habe ich wenigstens diese Erfahrung machen können. Und wenn ich etwas bedaure, so ist es dies: dass mir nur einmal Gelegenheit ward, meine Rockknöpfe einer solchen Gefahr des Abgerissenwerdens auszusetzen. Diese Gelegenheit kam nicht wieder; denn bald nach meiner Audienz bei dem Sistirungsminister trübte sich der politische Horizont. Schwarze, gewitterschwangere Wolken zogen heran, Unheil verkündend — der Krieg mit Preussen stand in Sicht.... — — — — — — — — — — — — — — — —

— —

— —

Graf Belcredi hatte nicht nur die Verfassung sistirt; er hat auch gleichzeitig das Pressgesetz gewissermassen ausser Kraft gesetzt, wohl nicht durch einen öffentlichen Erlass, aber durch eine vertrauliche Instruction an die Staatsanwälte. So kam es, dass während der ganzen Regierungsperiode des Grafen Belcredi der presspolizeiliche und pressgerichtliche Apparat, der unter Schmerling mit so verstärktem Hochdruck gearbeitet hatte, gänzlich stille stand. Keine einzige Confiscation fand statt, kein einziger Pressprocess wurde eingeleitet, weder das objective noch das subjective Verfahren in Anwendung gebracht. An Anlässen, nach der einen oder anderen Richtung vorzugehen, mag es wohl nicht gefehlt haben. Die Presse war nicht eingeschüchtert worden durch die vielen Pressverfolgungen, welche unter der früheren Regierung an der Tagesordnung waren. Es fiel da so manches Wort, das bei einer minder milden Auslegung des Gesetzes dem Staatsanwalt genug Gelegenheit gegeben hätte, nach der einen

oder anderen Richtung hin einzuschreiten. Und erst ein Staatsanwalt, wie es Herr Lienbacher war, er hätte gewiss nicht geschwiegen und eine passive Haltung eingenommen; sein guter Wille, gegen die »Ausschreitungen der Presse« aufzutreten, wäre sicherlich vorhanden gewesen, hätte er sich jener obenerwähnten Instruction nicht fügen müssen.

Sie war erflossen, weniger aus Zuneigung für die Presse, als aus taktischen Gründen. Erfahrung war von jeher die beste Lehrmeisterin. Graf Belcredi hatte Gelegenheit genug gehabt, sich zu überzeugen, dass mit Pressverfolgungen die beabsichtigte Wirkung nie erzielt werden kann, und dass diese im Gegentheil nur eine Erbitterung erzeugen, unter der doch wieder nur die Anordnungen der Regierung zu leiden haben. Und auch ein Stück Eitelkeit mag da mitgespielt haben. Graf Belcredi war von der Vortrefflichkeit seines politischen Programmes so sehr überzeugt, dass er von den Angriffen in der Presse nichts befürchtete; er hoffte vielmehr, dass die Zeit gar bald kommen werde und kommen müsse, wo die öffentliche Meinung ganz auf seiner Seite stehen werde. Vertrauensvoll, um nicht zu sagen vertrauensselig, schritt er sofort nach dem Antritt der Regierung an die Lösung der schwierigen Aufgabe, die er nach Schmerling übernommen. Und es mag heute, da das Urtheil nicht mehr durch Leidenschaft getrübt wird, und die Thatsachen einer nüchternen und objectiveren Beurtheilung unterzogen werden können, rund herausgesagt werden, dass die ersten Schritte, die er zur Verwirklichung seines Programmes unternahm, von einer gewissen staatsmännischen Klugheit, andere würden es diplomatische Schlauheit nennen, zeugten.

Ob die Sistirung der Verfassung wirklich nothwendig war, mag an dieser Stelle unerörtert bleiben. Gewiss wären ihm, wenn er einen anderen Weg eingeschlagen hätte, die vielen, zur Zeit ganz gerechtfertigten Angriffe erspart geblieben. Es kann aber auch andererseits nicht geleugnet werden, dass er die Ungarn zu einem so raschen Eingehen in Ausgleichsverhandlungen nicht hätte bewegen können, solange die Februar-Verfassung als Grundlage für die Verständigung mit den Ländern der ungarischen Krone bestand. Graf

Belcredi schlug auch einen Weg ein, zu welchem er — das stand ja ausser Zweifel — die Zustimmung des Wiener Parlamentes nie erhalten hätte, und andererseits konnte er wieder den Ungarn nicht zumuthen, mit einem Factor zu rechnen, wie es jenes Parlament war, das den Ungarn gegenüber die Verwirkungstheorie geltend gemacht, das an dem Grundsatze festhielt, die 1848er Gesetze beständen nicht zu Recht.

Er aber wollte gerade diese Gesetze als Ausgangs- und Anknüpfungspunkt für die Unterhandlungen mit Ungarn gelten lassen; so musste er zu einem drastischen Mittel greifen, um das Vertrauen der Ungarn wieder zu erwecken, und das konnte nur durch die Sistirung der Verfassung geschehen. So lautete wenigstens der officiöse Commentar. In Wahrheit entsprang dieser Vorgang auch einer Herzensneigung, entsprach er ja ganz den politischen Anschauungen des föderalistisch gesinnten Grafen. Die Sistirung sollte vorläufig und bis auf Weiteres dem parlamentarischen Leben in Wien ein Ende machen; an Stelle der Verfassung trat der Absolutismus, und es war also die Sistirung, genau betrachtet, doch nichts anderes als ein — Staatsstreich.

Charakteristisch war dabei nur das: während man in der westlichen Reichshälfte den Absolutismus inaugurirte, suchte man in Ungarn den Constitutionalismus wieder herzustellen. Und das Alles geschah »über Nacht« mit einem einzigen Federstrich, und ohne dass die freiheitsliebenden Ungarn eine Einsprache dagegen erhoben hätten — so verhasst waren ihnen Schmerling, die Verfassung und der engere und weitere Reichsrath!

Die Sistirung allein genügte aber dem Grafen Belcredi nicht. Am liebsten hätte er Alles beseitigt, was an die Verfassung erinnerte. Rüttelte er doch sogar an der Institution der Staatsschulden-Controls-Commission. Am 14. October erschien in der »Wiener Zeitung« ein neues Statut für diese Commission, welches derselben jede politische und parlamentarische Befugniss entzog, und ihr lediglich die rein buchhalterische Ueberwachung darüber liess, dass nicht mehr Staatsschuldverschreibungen ausgegeben werden sollten, als in der »Wiener Zeitung« verzeichnet ständen. Vier Mitglieder des Herrenhauses und

drei Abgeordnete des Reichsrathes — darunter auffälligerweise auch Dr. Herbst — liessen sich diese Einschränkung des Wirkungskreises dieser wichtigen Institution ruhig gefallen und blieben nach wie vor in der Commission. Die anderen traten aus und protestirten gegen einen Anschlag, der die früher autonome Commission fast zu einer subordinirten staatlichen Behörde umgestaltete.

Die verbleibenden Mitglieder dieser Commission mussten heftige Angriffe über sich ergehen lassen. Selbstverständlich wurde auch Dr. Herbst nicht verschont. Was mag nun diesen unerschütterlichen Freiheitskämpfer, diesen strammen Anhänger der Verfassung und ihrer Errungenschaften bewogen haben, auch noch nach dieser Einschränkung der Befugnisse in der Commission zu verbleiben? Zur Aufklärung mögen folgende einem an mich gerichteten Briefe des Dr. Herbst entnommenen Zeilen dienen:

». . . . Was die zweite Frage (Verbleiben in der Staatsschulden-Commission) anbelangt, so habe ich dafür meine guten Gründe, d. h. ich halte sie für gut. Ein Feldherr, der seine ganze Position aufgibt, weil ihm ein Theil davon — wenn auch ein grosser Theil — vom Gegner abgenommen wurde, kann, wenn er sich sonst halten kann, als feige gelten, wogegen sein Verbleiben unter gewissen Umständen den ganzen Plan des Gegners vereiteln kann. Ich bleibe und weiss weshalb. Ich kenne den Plan des Gegners, und so weit es an mir liegt, werde ich ihn zu zerstören suchen. Das kann aber nur dann geschehen, wenn man von dem kleinsten Stück der noch übrig gebliebenen Position aus den Gegner zu bekämpfen sucht. Mit Protesten richtet man da nicht viel aus. Solche Proteste werden lächelnd hingenommen und verfehlen immer ihren Zweck. Indes wünsche ich durchaus nicht, dass irgend Jemand meine Vertheidigung übernehme. Wer da glaubt, dass ich meiner politischen Ueberzeugung untreu geworden, mag immerhin daran glauben, und eine Entschuldigung meinerseits käme in diesem Falle einer halben Beschuldigung gleich. Nein, ich bitte Sie, über diese Sache nichts zu sagen; Sie wissen, ich liebe solche Reclame nicht. Kommt Zeit, kommt auch das Verständniss — »ich kann warten«. . . .«

Die Ausgetretenen mögen aber doch vielleicht vom Parteistandpunkte aus einen weiteren Feldherrnblick — um bei dem Bilde Herbst's zu bleiben — gehabt haben. Gewiss war seine Vermuthung eine berechtigte, dass Graf Belcredi am liebsten die ganze Commission beseitigt hätte; wenn er sich nur mit einer Beschränkung

ihres Wirkungskreises begnügte, so hatte er dafür seinen guten Grund. Ein neues Anlehen stand in Sicht. Graf Larisch, der Finanzminister im Sistirungscabinet, ging eben daran, neunzig Millionen Gulden aufzunehmen; das war bei dem schon sehr schwer erschütterten Credit Oesterreichs ein hartes Stück Arbeit; die Durchführung des Anlehens wäre vielleicht unmöglich gewesen, wenn zu alledem, was schon unter der Regierung Belcredi's geschehen, auch noch eine Institution beseitigt worden wäre, deren Bestand wenigstens theilweise den Gläubigern einige Beruhigung zu verschaffen geeignet war. Als Mittel zum Zweck schien ihm also der formelle Fortbestand der Staatsschulden-Controls-Commission sehr am Platze. Diejenigen, die nun in der Commission trotz des Anschlages noch verblieben, förderten somit das von der bekämpften Regierung beabsichtigte Anlehen, ohne welches der Staat allerdings in eine schwere finanzielle Krisis hineingedrängt worden wäre. Wären alle Mitglieder ausgetreten, so wäre, es lässt sich das mit einer gewissen Bestimmtheit behaupten, die Contrahirung der neuen Schuld unmöglich gewesen, und vielleicht hätte dies auch den Bestand des Ministeriums erschüttert; arge Verlegenheiten wären ihm gewiss daraus erwachsen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Ungarn kümmerten sich um all' das sehr wenig. Sie beschäftigten sich mit ihren eigenen Angelegenheiten. Offen und gerne ergriffen sie die ihnen dargebotene Hand der Versöhnung. Was drüben im Reiche vor sich ging, liess sie kalt. Um ihr Vertrauen wachzurufen, hatte man in Siebenbürgen ungarische Beamte eingesetzt, und damit zu erkennen gegeben, dass man gewillt sei, Siebenbürgen an Ungarn auszuliefern, und als weiterer wichtiger Schritt zur Wiedererweckung des Vertrauens ward ihnen sofort das Zugeständniss gemacht, dass der Aenderung der 1848er Gesetze formell nichts mehr im Wege stehe; nur sei die Durchführung derselben vorerst unmöglich. Mit dieser Beschränkung sollte ausgesprochen werden, dass es Sache der Ungarn sei, mit den erwähnten, zur ungarischen Krone gehörigen Ländern ins Reine zu kommen.

Es war dies unstreitig ein geschickter Schachzug. Der schwierigere Theil der Verantwortung wurde dadurch nach Ungarn verlegt, auf

den ungarischen und croatischen Landtag überwälzt. Gewiss war da der geheime Plan der, dass, wenn den angegebenen Factoren die Beseitigung jener Schwierigkeiten nicht gelingen sollte, die Ungarn sich dann, um doch endlich zur befriedigenden Lösung zu gelangen, an die österreichische Regierung wenden werden, auf dass diese die Vermittlung und Ausgleichung übernehme.

In der That hatte sich Graf Belcredi nicht getäuscht. Die Situation in Pest und Agram gestaltete sich so, wie er es vorausgesehen; sie wurde immer verwickelter.

Was die Ungarn wollten, das wollten die Croaten nicht, und den Forderungen dieser gegenüber verhielten sich wieder die Ungarn entschieden ablehnend. In beiden Landtagen, im ungarischen wie im croatischen, kamen gleich zu Anfang der Verhandlungen die schroffen Gegensätze zum Ausdruck, und die Aussicht zu einer Verständigung war eine nur sehr geringe. Die Mehrheit der Mitglieder des croatischen Landtages (der am 12. November 1865 einberufen wurde) war national gesinnt, und sprach sich entschieden gegen die Vereinigung mit Ungarn aus. In eine Adresse an den Kaiser, welche drei Monate später zur Berathung und Beschlussfassung kam, wurde zwar ein Passus aufgenommen, der die Geneigtheit zu einer Vereinigung mit Ungarn als nicht ausgeschlossen erscheinen liess. Allein, als später (am 9. März 1866) die Wahl der Deputirten nach Pest vorgenommen wurde, erhielten diese die »gebundene Marschroute« dafür zu sorgen, dass Croatien selbstständig in der Centralleitung vertreten sei.

Drei Forderungen waren es, über welche sich die beiden zu Unterhandlungen zusammengetretenen nationalen Factoren in Pest nicht zu einigen vermochten. Die Croaten wollten ihr Verhältniss zu Ungarn erst dann regeln, wenn ihr eigenes Verhältniss zum Gesammtstaate geordnet sein werde, d. h. wenn ihnen eine eigene Vertretung in der Centralregierung zugestanden sein werde; sie beanspruchten ferner Fiume für ihr dreieiniges Königreich, und endlich drittens forderten sie, dass eine besondere Urkunde über die Krönung des Kaisers Franz Josef zu ihrem Könige ausgestellt werde. Das war nun alles nicht nach dem Geschmacke der Magyaren, und so

wurden denn die Unterhandlungen, die sich bis in den Monat Juni hinauszogen, resultatlos abgebrochen.

Während die Croaten mit den Ungarn in Verhandlung waren, unterhandelten diese mit der österreichischen Regierung, officiell durch ihren Landtag, vertraulich durch ihre Vertrauensmänner. Der erste Schritt, den die Ungarn thaten, um das durch die Eröffnung der Ausgleichsverhandlungen bei ihnen wieder erweckte Vertrauen zum Monarchen und zu seiner Regierung zu bethätigen, war die »unterthänigste Bitte«, das Kaiserpaar möge nach Pest kommen. Die Ungarn hielten immer viel auf Aeusserlichkeiten, sie waren immer bereit zu Loyalitätskundgebungen. Jetzt aber fühlten sie sich, nach dem was in den Revolutionsjahren vorausgegangen war, doppelt verpflichtet, ihre Anhänglichkeit an den Thron zu zeigen, und sie erbaten sich die Gelegenheit dazu. Man kam ihnen da entgegen, man willfahrte ihrem Wunsche, das Kaiserpaar ging nach Pest.

Der Kaiser eröffnete persönlich den Landtag, empfing in der Burg zu Ofen die Abgeordneten des Landtages, die Deputationen der verschiedenen Stände, und liess keine Gelegenheit vorübergehen, um seiner Freude darüber Ausdruck zu geben, dass der Ausgleich endlich in Fluss komme. Er sprach wiederholt die Erwartung aus, dass der ungarische Landtag die hochwichtige Aufgabe, die er nunmehr zu erfüllen habe, in friedlicher und für alle Parteien befriedigender Weise erledigen werde, und vom Geiste der Mässigung sich werde leiten lassen.

Ich war zur Berichterstattung nach Ofen entsendet worden. Als ich früh Morgens dort anlangend beim Hôtel Europa vorfuhr, fiel mir sofort etwas auf, das, an und für sich sehr geringfügig, mir doch symptomatisch erschien. Der Portier des Hôtels, der seit vielen Jahren dort seine Dienste verrichtete, und den ich auch von früher kannte, erschien nicht mehr, wie in den vergangenen Jahren, in der ungarischen Landestracht. Er hatte die ungarische Mütze, den reich verschnürten Rock, die enge Hose mit den hohen Csismen abgelegt, er war ganz modern gekleidet. Wer so wie ich den Chauvinismus der Ungarn kennen zu lernen Gelegenheit hatte, wer so wie ich öfter mit angesehen, wie weit die Magyaren darin

gingen, dem musste dieser — ich gestehe zu — kleinliche Umstand in die Augen fallen.

Die Menschen auf der Strasse, ob arm oder reich, ob vornehm oder niedrig, welcher Classe der Gesellschaft sie auch angehören mochten, waren alle national gekleidet gewesen; ja selbst die Frauen und Mädchen sah man vorher nur im ungarischen Costüm und zumeist dunkelfarbig oder gar in Trauer gekleidet. Man hörte überall nur ungarisch sprechen, und jede in deutscher Sprache gestellte Frage wurde in der Landessprache erwidert. Im Friseurladen konnte man sich eher durch jede fremde Sprache verständigen, als durch die deutsche, und in den Gasthäusern waren die Speisekarten ausschliesslich ungarisch. Häufig kam es zwischen Oesterreichern und Eingebornen zu höchst peinlichen Zusammenstössen, und war gar ein Fremder so unvorsichtig, einen Cylinderhut zu tragen, so durfte er sich dann ja nicht in die Nähe eines Gasthauses wagen, das von den unteren Schichten der Bewohner Pests besucht war; sein Hut stand sonst in Gefahr »eingetrieben« zu werden.

Als mir nun der Hôtelportier so »civilisirt« entgegentrat, konnte ich nicht umhin, mein Erstaunen darüber auszudrücken. Er fand dies auch ganz begreiflich. »Wir leben in einer neuen Aera«, sagte er, sich gleichsam entschuldigend, »die Oesterreicher sind jetzt unsere besten Freunde, unsere Brüder, und wir müssen mit ihnen gute Kameradschaft halten; so wollen es unsere Deputirten.« Wahrscheinlich standen ähnliche Redensarten in irgend einer der Zeitungen, die er kurz vorher gelesen haben mag, und waren ihm die Worte deshalb so geläufig. So dachte ich, achtete weiter nicht darauf, folgte vielmehr dem Hausknecht, der meinen Koffer vor mir hertrug, und dem Zimmerkellner, der mir mein Logis anzuweisen hatte. An der Treppe stand der Pächter des Hôtels, ein wohlgenährter biederer deutscher Bruder aus dem »Reich«. Auch dieser Mann hatte, wie ich mich in früheren Jahren überzeugen konnte, der politischen Mode des Landes gehuldigt und sich buchstäblich vom Scheitel bis zur Sohle national gekleidet, obschon er, trotz der vielen Jahre, die er in Pest verlebt, nicht einen ungarischen Satz richtig auszusprechen erlernt hatte. Nun hatte auch er die Landestracht abgelegt, und

erschien in einem funkelnagelneuen Frack, einen glänzenden Cylinder höflich in der Hand haltend. Und als ich bald darauf den Speisesaal zum Frühstück betrat, konnte ich mich überzeugen, dass sich auch die Speisekarten civilisirt und der veränderten politischen Situation vollends angepasst hatten. Die Speisen waren auf der einen Seite in ungarischer, auf der anderen Seite in deutscher Sprache verzeichnet, und man konnte da in der üblichen Wirthshaus-Orthographie lesen: »Wüner Schnützel, Wüner Würste, Wüner Rosbraten« und dergleichen echte »Nationalspeisen« mehr.

Und so wie in diesen kleinen Dingen, fand ich nunmehr auch die ganze Physiognomie Pests verändert. Die ganze Stadt erschien civilisirter und modernisirter. Zwar zeigten sich noch die Magnaten in ihren Prachtgewändern, Deputirte und Beamte im ungarischen Galacostüm; allein der grösste Theil der Bevölkerung hatte der ungarischen Tracht entsagt. Auch fast sämmtliche Damen Pests hatten ihr nationales Trauergewand mit den modernsten französischen Toiletten vertauscht und schienen sichtlich vergnügt darüber, dass sie nun doch dem Geschmacke der internationalen Mode huldigen durften. Wohin ich immer kam, hörte ich die Einheimischen deutsch reden, und ich glaube, wenn ich Jemanden ungarisch angesprochen hätte, man hätte mir gewiss, schon aus Höflichkeit, in meiner Muttersprache geantwortet. So hatte plötzlich die allgemeine Stimmung umgeschlagen.

Die zu Ehren des anwesenden Kaiserpaares veranstalteten Feste waren geradezu imposant. Darauf verstanden sich ja die Ungarn immer und diesmal thaten sie noch ein Uebriges. Strassen, Gassen und Plätze waren bei des Kaiserpaares Ankunft von Menschen überfüllt, die Häuser reich decorirt und der Enthusiasmus der ganzen Bevölkerung ein wahrhaft herzlicher. Er erreichte seinen Höhepunkt, als das Kaiserpaar nach der Festvorstellung im Nationaltheater durch die Strassen fuhr. Die Stadt erglänzte in einem Feuermeer, die Illumination erhellte die Nacht zum Tage, der Wagen des Kaiserpaares konnte nur im Schritt fahren, er war von tausenden von Menschen umringt, die, Kalpak und Hüte schwingend, dem Kaiserpaar stürmisch zujubelten; von den Fenstern flogen allseitig Bouquets herab, die Damen winkten mit den Tüchern und stimmten laut mit

ein in den allgemeinen Jubel, der, wie man Tags darauf erfuhr, sowohl dem Kaiser wie der Kaiserin Thränen der Freude entlockt hatte. Dem Oberhaupte der Stadt, dem Präsidenten und dem Vicepräsidenten des Landtages, dem Herrn von Szentivany und dem Grafen Andrassy, allen Würdenträgern, die in der Ofner Burg empfangen wurden, gab das Kaiserpaar in den wärmsten Worten seine Freude über den herzlichen Empfang zu erkennen. Es herrschte eine allgemeine Zufriedenheit; die Presse, selbst die oppositionelle Presse, besprach die Festtage in loyalster Weise, kein Misston war hörbar, und überall und aus allem trat die zuversichtliche Stimmung hervor, dass »Ungarns Glückstern nach langem trüben Wetter sich wieder am hellen, blauen Firmament reinglänzend und klar zeige, und dass die heissersehnten Wünsche der Ungarn nach Selbständigkeit nunmehr in Erfüllung gehen werden«. Mit diesen Worten schloss damals ein Kanzelredner seine Predigt, ein katholischer Geistlicher, der — wie fast der ganze ungarische Clerus von patriotischen Gefühlen durchdrungen — an der heiligen Stätte die allgemeine Stimmung zum Ausdruck brachte.

Die Festwoche ging vorüber, die gute Stimmung hielt aber noch lange an. Den Ungarn schmeichelte es, dass der Kaiser von der Burg in Ofen aus die Staatsgeschäfte leitete, dass er wiederholt die Minister nach Pest kommen liess und hier die üblichen Sitzungen abhielt. Auch der persönliche Verkehr der leitenden Staatsmänner mit den Führern der Parteien im ungarischen Landtage gestaltete sich eine Zeit lang immer freundlicher.

Doch plötzlich trat eine Wendung ein; die Beschlüsse des Landtages brachten einen starken Misston in die freudige Stimmung. Man hatte die Adresse, als Antwort auf die kaiserliche Thronrede, mit welcher der Monarch den ungarischen Landtag eröffnet hatte, berathen, und die darin aufgestellten Forderungen waren weder nach dem Geschmacke des Grafen Belcredi, noch wurden sie vom Kaiser gebilligt. Die Ungarn verlangten vor Allem zweierlei: die Einsetzung eines besonderen ungarischen Ministeriums und die Wiederbelebung der ungarischen Comitatsverfassung. Der Kaiser nahm die Deputation, die mit der Ueberreichung der

Adresse betraut war, sehr ungnädig auf. Kaum dass die Deputation sich ihrer Mission entledigt hatte, kehrte ihr der Kaiser den Rücken, ohne an ein Mitglied derselben eine Ansprache gerichtet zu haben. Man kann sich einen Begriff von der deprimirten Stimmung machen, welche der Bericht der Deputation im Landtage hervorrief. Es herrschte eine peinliche Stille im Hause; selbst das übliche Eljen, mit welchem die Ungarn sonst nicht kargen, unterblieb gänzlich. Bald darauf — in den ersten Tagen des Monats März — verliess das Kaiserpaar die ungarische Hauptstadt.

Am Tage nach der Abreise des Kaiserpaares sass ich — es war bereits nahe an Mitternacht — im Speisesaal des Hôtel Europe mit einigen Berufsgenossen an einem runden Tische, an welchem auch zwei Deputirte des ungarischen Landtages platzgenommen hatten, die damals »freiwillige« Correspondenten für zwei Londoner Blätter waren, und von denen Einer — dies sei nebstbei erwähnt — heute bereits ein pensionirter hoher Staatswürdenträger ist. Wir erfuhren da Mancherlei von den Vorgängen hinter den Coulissen, die uns zur »Information«, doch mit dem Bedeuten mitgetheilt wurden, dass nichts darüber in die Oeffentlichkeit kommen dürfe.

Die anregende Unterhaltung wurde durch den Eintritt eines Mannes unterbrochen, der sofort bei seinem Erscheinen die Aufmerksamkeit aller anwesenden Gäste auf sich lenkte. Es war dies Graf Andrassy, der Vicepräsident des ungarischen Landtages. Er war noch im vollen Gala-Magnatencostüm, schwarz vom Scheitel bis zur Sohle, in Uebereinstimmung mit dem sorgfältig gebürsteten krausen Kopfhaar, dem tiefgebräunten Gesicht und den dunkeln Augen. Er trug einen reichverschnürten Sammtrock und eng anliegende Stiefelhosen. Der Graf musste schon seiner vornehmen Haltung wegen allgemein auffallen. Alles an ihm schien freilich etwas geziert und darauf angelegt, absichtlich anders zu erscheinen, als die anderen Magnaten.

Das beeinträchtigte aber nicht den Eindruck, den er auf Jedermann machen musste; es war ein angenehmer, sympathischer. Graf Andrassy nahm an einem grossen Tische in der Ecke des Speisesaales Platz, der, für die Deputirten und Honoratioren der Stadt reservirt, beim Erscheinen des Grafen bereits voll besetzt war.

Er wurde hier mit aller Auszeichnung und Ehre empfangen. Die Tischgenossen hatten sich alle von ihren Plätzen erhoben, und jeder einzelne der Gäste war bemüht, ihm einen Sitz an seiner Seite frei zu machen. Das Gespräch wurde sofort ein sehr lebhaftes. Selbstverständlich unterhielten sich die Herren untereinander in ihrer Landessprache. Plötzlich fiel der Blick des »schwarzen Grafen« auf unseren, in nächster Nähe des »Magnatenwinkels« befindlichen Tisch. Von diesem Momente an setzte Graf Andrassy das Gespräch in deutscher Sprache fort. Er musste wohl gewusst haben, dass wir deutschen Journalisten der Landessprache nicht mächtig seien, und es mag ihm daran gelegen gewesen sein, von uns verstanden zu werden. Er sprach wohl auch deshalb laut genug, um nur ja von uns gehört und richtig verstanden zu werden.

Er berichtete über den Abschied des Kaiserpaares und über das, was zumal die Kaiserin ihm sagte. Ich sehe den Mann noch vor mir als wenn es heute wäre. Sein dunkelgebräuntes Gesicht nahm plötzlich eine lebhaftere Farbe an, seine Augen leuchteten, seine Sprache gewann an Kraft. »Die Kaiserin«, erzählte er, »drückte mir wiederholt kräftig die Hand, und immer wieder dankte sie in herzlichster und leutseligster Weise für den grossartigen Empfang, den ihr die Stadt bereitet hat. Die schönen Tage in Pest, sagte sie, würden ihr stets in Erinnerung bleiben; sie habe den sehnlichsten Wunsch, und diesen auch dem Kaiser gegenüber ausgesprochen, alljährlich einige Monate in dieser schönen Stadt unter diesen guten Menschen zubringen zu können. Das sagte sie auch nochmals, bevor sie den Hofwagen bestieg. Mit denselben begeisterten Worten verabschiedete sich auch der Monarch, der, als sich der Hofzug in Bewegung setzte, noch vom Fenster des Salonwagens der Menge wiederholt zurief: Auf baldiges Wiedersehen!« Und als einer meiner Collegen sein Notizbuch aus der Tasche zog, um schleunigst das Gehörte zu Papier zu bringen, und es durch den elektrischen Draht der Oeffentlichkeit zu übermitteln, da lächelte der Graf, und man sah ihm die Freude darüber an, dass man seine Absicht so gut verstanden und auf seine Intentionen so rasch eingegangen war — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Erst später erfuhren wir Berichterstatter, dass der Abschied des Kaiserpaares kein so freundlicher gewesen, dass der »schwarze Graf« absichtlich einen falschen Bericht erstattet hatte, aber nicht in böser Absicht; die aufgeregten Gemüther in Ungarn sollten dadurch nun wieder einigermassen beruhigt und die im Zuge befindlichen Ausgleichsverhandlungen nicht durch übereifrige Patrioten und Heisssporne gestört werden.

Von Wien aus kam bald, nachdem das Kaiserpaar Pest verlassen hatte, die Weisung an den ungarischen Landtag, sich vor Allem mit den Vorschlägen über das zukünftige Verhältniss Ungarns zum Gesammtstaate zu beschäftigen und diesbezügliche Beschlüsse zu fassen. Die Deakisten fügten sich. Ein Ausschuss zur Berathung dieser Verhältnisse wurde eingesetzt, um über die Grundlagen der Vereinigung ins Reine zu kommen.

Die Berathungen nahmen eine lange Zeit in Anspruch. Erst am 25. Juni 1866 war der Ausschuss mit seinen Arbeiten zu Ende. Eine parlamentarische Gemeinschaft mit der westlichen Reichshälfte, wie der weitere Reichsrath sie hatte bilden sollen, wurde entschieden abgelehnt; dagegen ein gemeinsames Ministerium für gewisse gemeinsame Angelegenheiten zugestanden. Der Ausschuss empfahl die Bildung von Delegationen aus dem engeren Reichsrathe und dem ungarischen Landtage, die sich über alle einschlägigen Fragen nur in getrennten Sitzungen und nur durch einen schriftlichen Austausch der gefassten Beschlüsse zu einigen hätten, und nur wenn auch da keine Einigung zu erzielen wäre, sollten die Delegationen zu einer gemeinschaftlichen Abstimmung, ohne gemeinschaftliche Berathung, zusammentreten.

Eine Beschlussfassung des Landtages über diese Vorschläge des Ausschusses fand nicht mehr statt. Der Krieg zwischen Oesterreich und Preussen hatte mittlerweile begonnen, Belcredi fand keine Zeit mehr, sich mit inneren Fragen zu befassen. Mitten in der grossen Arbeit mussten die Unterhandlungen abgebrochen werden.

Vor dem Kriege.

Es wäre heute ganz müssig, sich mit der Frage zu beschäftigen, ob denn der Krieg zwischen Oesterreich und Preussen nicht zu vermeiden, und ob nicht zuvörderst vom österreichischen Standpunkte aus eine Ausgleichung der Differenzen unter weit günstigeren Verhältnissen mit der Feder als mit dem Schwerte in der Hand zu erzielen gewesen wäre. Es wäre heute ebenso müssig, sich mit der Untersuchung zu beschäftigen, was Preussen mehr gereizt und dessen kriegerische Stimmung mehr gefördert hat, ob das Abhalten des Fürstencongresses in Frankfurt am Main, trotzdem Preussen sein Erscheinen daselbst von allem Anfange an verweigerte, oder die Ereignisse in Schleswig-Holstein, ob das Verhalten Rechberg's auf jenem Congresse oder die von grosser Kurzsichtigkeit Zeugniss gebenden Actenstücke der österreichischen Staatsmänner gelegentlich des Streites um die Herrschaft in den beiden eroberten Ländern.

Für Preussen wie für Oesterreich handelte es sich um die Lösung der »deutschen Frage«, um die Frage, wer in Hinkunft die Führerschaft in Deutschland haben sollte. Was immer von den beiden Staaten, welche diese Führerschaft für sich in Anspruch nahmen, und kraft ihrer Grösse und Machtstellung zu beanspruchen auch berechtigt waren, was immer von Seite Preussens diesbezüglich gefordert und was von Oesterreich gewährt und zugestanden worden wäre, es wäre vielleicht doch nur immer ein »Vergleich auf Zeit« gewesen. Der Krieg wäre möglicher Weise dadurch hinausgeschoben worden, eine endgiltige und dauernde Lösung dieser für beide Staaten so hochbedeutsamen Frage konnte aber wohl nur mit den Waffen

in der Hand ausgetragen werden. Die Monarchen dieser beiden Staaten gingen — das steht fest — nicht frohen Herzens in den Krieg. Sie hätten, freilich aus ganz verschiedenen Gründen, die Eröffnung der Feindseligkeiten gerne hinausgeschoben. In Oesterreich zumal riethen die massgebenden Factoren, unter diesen in erster Linie der Minister des Aeussern Graf Mensdorff, entschieden vom Kriege ab. Man weiss es heute, dass dieser Diplomat noch in der »letzten Stunde« dem Kaiser Franz Josef Vorstellungen machte, die dahin gingen, dem Kriege auszuweichen und eher in harte Bedingungen zu willigen, da die Armee nicht schlagfertig, nicht genügend vorbereitet und ausgerüstet zu einem grossen Kriege sei. Jedenfalls aber glaubte Graf Mensdorff entschieden von einem Doppelkriege im Norden und im Süden abrathen zu müssen, und wenn schon der Krieg mit Preussen unvermeidlich wäre, sollte man sich mit Italien versöhnen, selbst um den Preis der Abtretung Venetiens. Kein Anderer als Graf Mensdorff vermochte eine so offene Sprache zu führen. In seiner Doppelstellung als Minister des Aeussern und als Feldzeugmeister, somit als der erste Beamte des Staates und als hoher militärischer Würdenträger fand er den Muth, zur richtigen Stunde, ganz gegen die Strömung, die damals bei Hof herrschte, seine Meinung rückhaltslos auszusprechen. Als Graf Mensdorff den Kaiser verliess, nahm er den Eindruck mit sich, als hätte er den Monarchen zu seiner Ansicht bekehrt. Wenigstens deuteten Aeusserungen, welche der Minister der Aeussern noch am Tage nach jener Conferenz einem anderen hohen Militär gegenüber gethan, darauf hin, dass Mensdorff der festen Ueberzeugung war, Oesterreich werde sich in die Gefahr eines Doppelkrieges sicherlich nicht stürzen.

Die hier erzählten Thatsachen waren freilich damals Niemandem bekannt. Sie wurden erst im September 1872, also sechs Jahre später, gelegentlich des Ablebens des ersten Sectionschefs im Ministerium des Aeussern, Freiherrn von Biegeleben, im »Neuen Wiener Tagblatt« veröffentlicht, und es lagen diesen Mittheilungen Aufzeichnungen des Grafen Mensdorff zu Grunde, die dieser über die denkwürdige Audienz beim Kaiser sich gemacht hatte. Dass die Thatsachen richtig sind, kann nicht mehr bezweifelt werden, nachdem ein officielles Dementi dagegen nie erflossen ist.

Graf Mensdorff hatte sich getäuscht. Wohl nicht darüber, dass der Kaiser seine Argumente, die er gegen den Krieg und insbesondere gegen den Doppelkrieg vorgebracht, eingehend gewürdigt habe, allein bezüglich des Erfolges hatte er sich getäuscht. Kaiser Franz Josef war am nächsten Tage schon entschieden für den Krieg, und das hatten zwei Männer, die nach einander in besonderer Audienz vom Kaiser empfangen worden waren, erwirkt. Der eine war der College im Ministerrath, der advocatus diaboli Graf Moriz Eszterhazy, der andere der Sectionschef im Ministerium des Aeussern, Freiherr von Biegeleben. Zumal Letzterer, einer der getreuesten Diener des Papstes, von jesuitischem Charakter, intriguirte mit aller Leidenschaft gegen seinen unmittelbaren Vorgesetzten, den Minister des Aeussern, und mit dem Hinweis darauf, dass es von jeher eine echt österreichische und habsburgische Tradition gewesen, das Papstthum in Italien zu schützen und zu stützen, und dass eine Abtretung Venetiens gleichbedeutend wäre mit einem Aufgeben jener Tradition, das von den gefährlichsten Folgen begleitet sein könnte, wusste er den Kaiser vollends umzustimmen — die Entscheidung fiel; sie lautete: gegen Italien keinerlei Rücksicht. Damit war aber auch gleichzeitig der Krieg gegen Preussen eine abgemachte Sache. Zwischen den beiden Staaten, zwischen Preussen und Italien, war der Allianzvertrag längst geschlossen, gerichtet gegen Oesterreich für den Fall eines Krieges.

Noch aber blieb die Entscheidung nach Aussen hin unausgesprochen. Die Kriegserklärungen liessen verhältnissmässig lang auf sich warten. Noch führten Diplomaten das Wort, ehe das Schwert aus der Scheide gezogen wurde; es war ein Spiel mit Worten. Was die Diplomaten sich da gegenseitig notificirten, es hatte keinen anderen Zweck, als die nöthige Zeit zur Aufstellung der operirenden Armeen zu gewinnen. Während dieses Aufmarsches der zur Kriegführung bestimmten Armeecorps wurde beiderseits immer viel über »Abrüstung« geschrieben und darüber, wer zuerst abrüsten sollte. Erst als Bismarck kategorisch verlangte, Oesterreich müsse vor allem die Truppen von der italienischen Grenze zurückziehen, und Graf Mensdorff mit einem entschiedenen Nein antwortete, war die diplomatische

Arbeit vollendet und wurden die diplomatischen Beziehungen beider Staaten abgebrochen. Es geschah dies am 12. Juni. An demselben Tage wurde an die österreichischen Truppen der Befehl ertheilt, sich von Holstein zurückzuziehen. Der österreichische Gesandte in Berlin wurde abberufen, und der preussische Gesandte am Wiener Hofe erhielt seine Pässe zugestellt.

Monate vorher hatte bereits unter dem Vorsitze des Kaisers in der Hofburg ein Marschallsrath stattgefunden. In Wien herrschte von diesem Tage an die denkbar düsterste Stimmung, die durch die Ungewissheit, in welcher man allenthalben schwebte, von Tag zu Tag noch gesteigert wurde. Wird es zu einem Kriege kommen, oder wird der Streit beigelegt und ist eine friedliche Auseinandersetzung zu hoffen? Mit diesen Fragen beschäftigten sich alle Kreise. Jede Nachricht, die etwas freundlicher lautete, wurde freudig aufgenommen. Man glaubt so gern, was angenehm zu hören ist. Die Abrüstungsvorschläge, mit welchen sich die beiden feindlich einander gegenüberstehenden Regierungen regalirten, wurden allenthalben für ernst genommen.

Die Journalisten, welchen die Pflicht obliegt, die Ereignisse des Tages zu erörtern, hatten da einen sehr schwierigen Standpunkt. Die Nachrichten liefen wie die Fäden in einem Gewebe ineinander und durcheinander; sie zu entwirren war eine pure Unmöglichkeit, und unmöglich war es auch, das Wahre und Richtige festzustellen. Um nun aber doch der journalistischen Aufgabe gerecht zu werden, konnte man nicht anders vorgehen, als alles, was der Tag an Gerüchten brachte, zu registriren. So kam es, dass das, was auf der ersten Seite des Blattes gemeldet wurde, schon auf der nächsten Seite wieder als falsch bezeichnet werden musste. Zur Erhöhung des journalistischen Credits trug das selbstverständlich nicht bei. Oft wendete sich sogar die Wuth der Leser gegen die Blätter, und man war zuweilen nicht wenig geneigt, gegen sie den Vorwurf zu erheben, dass sie absichtlich falsche Meldungen verbreiten; sogar bis zu Verleumdungen verstieg man sich. Zuerst wagten sich da mit solchen Verleumdungen die Börsenjobber hervor, welche das, was sie jahraus jahrein als ihr Geschäft betrieben, die Ausbeutung

des Publicums, den Zeitungen respective ihren Vertretern zum Vorwurf machten. Nicht selten kam es vor, dass ein oder der andere Börseberichterstatter, der den Nachrichten, die sein Blatt brachte, ganz ferne stand, von diesen Catonen hart angefahren wurde und sich die beleidigendsten Dinge ins Gesicht sagen lassen musste, ohne Genugthuung erlangen zu können. Das lag nun freilich in der aufgeregten Stimmung und konnte ganz gut damit auch entschuldigt werden.

Die Course gingen, wie man sich ja leicht denken kann, während jener Tage, um ein bekanntes Wippchen, ein Wort eines Wiener Bankiers zu gebrauchen, »wie eine Lawine hinauf und hinunter«. Unsummen wurden an der Börse verspielt, und die Haussiers, die durchaus an den Krieg nicht glauben wollten, erlitten starke Einbussen, wo nicht gar den Verlust ihres ganzen Vermögens.

Als relativ gut unterrichtet galt indessen damals, in der ersten Zeit wenigstens, die »Morgenpost«.

Eine Mittheilung war es insbesondere, welche das Vertrauen ihrer Leser befestigte. Es war dies die Mittheilung über den stattgehabten Marschallsrath. Ich habe schon oben davon Erwähnung gemacht. Besagter Marschallsrath war für den 7. März einberufen. Die »Morgenpost« war in der Lage, die ganze Liste der dazu geladenen hohen Militärs zu veröffentlichen. Es nahmen daran theil: die Commandanten aller vier Armeen und sämmtlicher zwölf Armeecorps, die Adjutanten und Generalstabschefs dieser Armeen und Armeecorps, auch Feldmarschall Hess und endlich mehrere Officiere des grossen Generalstabes. Die Veröffentlichung dieser Liste machte grosses Aufsehen.

Vom Tage der Verlautbarung der Liste an war die »Morgenpost« das gelesenste Blatt. Es war vielfach die Meinung verbreitet, sie habe ganz aussergewöhnliche und verlässliche Beziehungen, die bis in die Hofburg reichen. Zum Theile war auch etwas Wahres daran. Die Verbindungen reichten zwar nicht bis »in die Hofburg«; es standen mir aber andere und höchst werthvolle Quellen zu Gebote, aus denen ich zeitweilig schöpfen konnte. Doch musste mit aller Vorsicht davon Gebrauch gemacht werden, ein wenig mehr und alle

diese Quellen hätten leicht wieder versiegen können. Der Vortheil, der mir persönlich aus diesen Beziehungen erwuchs, wird sich aus dem Folgenden ergeben.

* * *

Zur Zeit erschien in Wien, für die unteren Schichten der Gesellschaft berechnet, nebst den beiden Volksblättern: »Morgenpost« und »Vorstadt-Zeitung« auch noch ein Kreuzerblatt: »Wiener Journal« betitelt. Das Erscheinen dieses Blattes hatte die Eigenthümer der genannten Volksblätter in eine grosse und ganz berechtigte Aufregung versetzt. Das »Wiener Journal« erschien nämlich stempelfrei, und konnte darum überaus wohlfeil abgegeben werden.*) Die Idee, eine solche billige Zeitung zu gründen, ging vom Hofrath Beck aus, der damals Director der Administration der »Wiener Zeitung« und der »Wiener Abendpost« war. Das neue Blatt hatte die Aufgabe, die Volksstimmung zu beeinflussen, und zwar im Sinne der Regierung. Das war selbstverständlich von den Herausgebern nicht zugestanden; im Gegentheil, man gab sich den Anschein, als wäre das neue Blatt ganz unabhängig und blos ein Privatunternehmen.

Die Eigenthümer der mit der Zeitungsstempel-Steuer belasteten Journale versuchten gegen diese gefährliche Concurrenz Einsprache zu erheben. Vergeblich wiesen sie auf die gesetzliche Bestimmung hin, dass jede periodische Zeitschrift mit einem Stempel versehen sein müsse; ausserdem würden durch die Concurrenz die anderen Blätter geschädigt und dadurch die geringeren Auflagen der stempelpflichtigen Journale sich schmälern. An der Thatsache war damit nichts zu ändern. Das »Wiener Journal« war und blieb das billigste »Volksblatt«, und um die Concurrenz noch nachhaltiger und wirksamer zu gestalten, engagirte die Unternehmung den damals beliebten Romanschriftsteller Theodor Scheibe, dessen Romane vorher abwechselnd in der »Morgenpost« und in der »Vorstadt-Zeitung erschienen waren.

---

*) Wie den österreichischen Lesern wohl bekannt ist, wurde damals und wird auch heute noch von jedem Exemplar einer Zeitung eine hohe Stempelgebühr (ein halber Kreuzer per Bogen) erhoben, was begreiflicher Weise den Verkaufspreis der Zeitung erhöhen muss.

Als die Kriegserklärung erflossen war (17. Juni), glaubte der Herausgeber des »Wiener Journals« noch ein Uebriges thun zu müssen; er gab eine Beilage zur Zeitung heraus unter dem Titel: »Die Feldpost«, die bestimmt war, die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze zu registriren. Nun handelte es sich darum, verlässliche Berichterstatter für diese »Feldpost« zu engagiren, und diesen dann auch die Zutheilung zu dem Hauptquartier der operirenden Armee im Norden und im Süden zu verschaffen. Hofrath Beck berief zu diesem Ende eine redactionelle Conferenz ein, und dieser wohnte auch Theodor Scheibe bei, welchem ich es offenbar zu danken hatte, wenn ich noch an demselben Tage den Besuch des Hofrathes Beck und den Antrag erhielt, für die »Feldpost« die Berichterstattung über die Ereignisse auf dem nordischen Kriegsschauplatze zu übernehmen. Da ich bei der »Morgenpost« in ständigem Engagement war, konnte ich selbstverständlich nicht sofort eine zustimmende Antwort geben; ich erklärte also vorerst meine principielle Geneigtheit zur Uebernahme dieser Aufgabe, aber auch gleichzeitig, dass ich vorerst mit meinem Chef sprechen müsse, um zu hören, wie sich dieser zu der Sache verhalte. Tags darauf konnte ich schon dem Hofrath berichten, dass mir von Dr. Landsteiner der erbetene Urlaub bis nach Beendigung des Krieges ertheilt worden sei.

Nun aber war eine weit schwierigere Frage zu lösen, die Frage nämlich, wie die Zutheilung zum Hauptquartier der operirenden Armee zu erlangen wäre. FZM. Benedek, der den Oberbefehl über die gesammte Nordarmee hatte, war bereits mit seinem Stabe von Wien abgereist, eine persönliche Intervention bei dem Obercommandanten also so viel wie ausgeschlossen, und im Kriegsministerium erklärte man, in der Sache nichts thun zu können, da sich FZM. Benedek die Entscheidung über die Zusammensetzung seines Hauptquartiers vorbehalten und insbesondere über die Zahl der Berichterstatter im Hauptquartier bereits entschieden habe; auch könne man sich mit solchen kleinlichen Fragen überhaupt nicht mehr beschäftigen. Es war also eine entschiedene Ablehnung erfolgt. Hofrath Beck war aber nicht der Mann, der eine einmal gefasste Idee so leicht wieder fallen liess. Er suchte auf einem anderen Wege sein Ziel zu erreichen.

Der »patriotische Hilfsverein«, gegründet, den armen Verwundeten thunlichste Unterstützung zu theil werden zu lassen, hatte eben eine Sitzung ausgeschrieben und die Mitglieder des grossen Ausschusses einberufen, um zwei Delegirte zu wählen, welche den Verein auf dem Kriegsschauplatze in Böhmen zu vertreten hätten. Auf Anrathen des Professors und Regierungsrathes Dr. Dumreicher, der mit einem Corps von Operationszöglingen bereits Wien verlassen hatte, sollten jene Delegirte angewiesen werden, sich vorzugsweise mit ihm in Verbindung zu setzen, da er mit seinen Schülern täglich die Feldspitäler inspicire und somit in der Lage sein werde auch anzugeben, wo Hilfe und Unterstützung nothwendig sei. Diesem Antrage Dumreicher's gemäss (der, nebstbei erwähnt, auch Mitglied des patriotischen Vereines war) sollten eben bei jener Sitzung, wie erwähnt, die zwei Delegirten des Vereines gewählt werden.

Davon erfuhr noch rechtzeitig Hofrath Beck. Eiligst verfügte er sich ins Landhaus in der Herrengasse, wo der Sitz des patriotischen Hilfsvereines war, sprach daselbst den Präsidenten des Vereines, Fürsten Colloredo-Mansfeld, und den Vicepräsidenten Freiherr von Tinti, und wusste diese zu bestimmen, dass den in Aussicht genommenen zwei Vertretern auch noch ein »Secretär«, der ausserhalb des Vereines stehe, beigegeben werde, wobei er selbstverständlich den Grund angab, der ihn zu diesem Ersuchen — ein Antrag sollte erst in der Sitzung gestellt werden, wenn das Präsidium die Zustimmung dazu gegeben — veranlasste, dass es ihm nämlich darum zu thun sei, unter der Firma des patriotischen Hilfsvereines einen Berichterstatter für das »Wiener Journal« ins Hauptquartier zu entsenden. Wie ich nachträglich erfuhr, erschienen alle Bedenken der beiden erwähnten Cavaliere behoben, als Hofrath Beck meinen Namen nannte und mich als Denjenigen bezeichnete, auf den seine Wahl gefallen. Fürst Colloredo und Freiherr von Tinti kannten mich allerdings bereits persönlich; sie waren, wie an einer früheren Stelle erzählt, die freiwilligen Berichterstatter aus dem »verstärkten Reichsrathe« gewesen, die mich während der Dauer dieser Körperschaft mit Mittheilungen versehen hatten, und deren Vertrauen errungen zu haben ich mir schmeicheln konnte. In der bald darauf abgehaltenen Sitzung

wurde vom Präsidenten des Hilfsvereines der formelle Antrag gestellt, den Delegirten des Vereines einen unbesoldeten »Secretär« beizugeben, der in gleicher Eigenschaft auch dem »Dumreicher'schen Corps« zugetheilt werde; auch wurde sofort mein Name genannt und bekannt gegeben, dass meine Bereitwilligkeit zur Uebernahme dieser Ehrenstelle ausser allem Zweifel stehe. So wurde ich »Secretär«, und zwar eigentlich nach dem Decret, das mir am nächsten Tage als Legitimation für den Kriegsschauplatz ausgefolgt wurde, »Secretär des patriotischen Hilfsvereines in Wien«, mit der ausdrücklichen Verpflichtung freilich, dass ich, so oft dies nur möglich, dem Vereine über meine Erlebnisse auf dem Kriegsschauplatze zu berichten habe.

An einem der nächsten Tage machte ich mich, ausgerüstet mit einigen Empfehlungsschreiben an den Regierungsrath Professor Dumreicher, an den officiellen Berichterstatter für die Wiener Zeitung, Herrn Dr. Ritter von Kremer-Auenrode, sowie an hohe Militärs, die dem Hauptquartier zugetheilt waren, auf nach Böhmisch-Trübau, da es hiess, dort sei der Sitz des Hauptquartiers. Als ich auf dem Bahnhofe daselbst anlangte, stand eben der Militärzug für die Mitglieder des Hauptquartiers zur Abfahrt bereit. Ich sah da zum erstenmale den Obercommandanten — der, wie man mir sagte, erst mit einem späteren Zuge nachfahren werde — in der Mitte seines ganzen Stabes, ich sah die beiden Generalstabschefs des Hauptquartiers, FZM. Henikstein und Krismanic, viele andere hohe Militärs, aber auch Herren vom Civil, von denen Einige mir als die dem Hauptquartier zugetheilten Journalberichterstatter bezeichnet wurden. Regierungsrath von Dumreicher mit seinem Corps befand sich auch unter den Abreisenden.

Ich hatte zwar die Mission, mich vor Allem dem Professor Dumreicher vorzustellen, an den bereits das Ersuchen ergangen war, sich dafür einzusetzen, dass mir der Aufenthalt im Hauptquartier gestattet werde; ich hielt es freilich für schicklich und für meinen Zweck geeigneter, meine Vorstellung auf einen günstigeren Zeitpunkt zu verschieben, traf aber doch sofort Anstalten, dem Hauptquartier nachzureisen. Dasselbe wurde nach Josefstadt verlegt. Hier fand ich auch die passende Gelegenheit, bei Herrn Professor Dumreicher

vorzusprechen. Er war in der That über meine Person schon unterrichtet, doch nicht über die eigentliche Mission, die mir übertragen war. Er schien vielmehr der Meinung zu sein, dass ich wirklich nur Secretärsdienste auf dem Kriegsschauplatze zu leisten hätte und ihm persönlich zur Dienstleistung zugewiesen sei, denn ohne mich viel zu fragen, ertheilte er mir den Auftrag, sofort an das Präsidium des patriotischen Hilfsvereines zu schreiben, dass man unverzüglich daran gehen möge, eine ausgiebige Menge von Liebig'schem Fleischextract und von Würsten und Hülsenfrüchten anzuschaffen. Der Herr Professor eröffnete mir auch gleichzeitig, dass »ich noch viel zu thun bekommen werde«, ich solle mich nur stets an seiner Seite halten.

Der militärische Ton, in dem dies alles gesagt wurde und an den ich durchaus nicht gewöhnt war, machte mich stutzig, und ich hielt es zur Klarstellung meiner Position für gerathen, dem Chef des ärztlichen Corps »reinen Wein« einzuschenken und ihn über meine eigentliche Mission nicht im Zweifel zu lassen. Von diesem Momente an war auch Professor Dumreicher wie umgewandelt, er reichte mir freundlich die Hand und sagte mir auch seine volle Unterstützung zu. Er hielt Wort. Noch am selben Tage sprach er mit dem Obercommandanten und noch am selben Tage erhielt ich auch meinen Aufenthaltsschein und die Anweisung auf ein Quartier.

Nun begann die journalistische Arbeit. Sie war eine sehr schwierige, schwieriger als jene der officiellen Berichterstatter, da ich als solcher ja keine Legitimation besass, den officiellen Persönlichkeiten gegenüber doch nur als Secretär des patriotischen Hilfsvereines gelten konnte und somit nicht dem Pressleiter des Hauptquartiers, sondern eigentlich der »Civilbehörde« unterstand.

Als Pressleiter fungirte ein Soldat, Major Jung, mit der Ueberwachung der dem Civilstande Angehörigen war Obercommissär Landsteiner betraut — derselbe, welcher in Wien anlässlich des grossen Ringtheaterbrandes im Jahre 1881 zu einer wenn auch vielleicht nicht gerechtfertigten traurigen Berühmtheit gelangte.

Die officiellen Berichterstatter konnten und mussten sich in Allem an ihren Vorgesetzten wenden. Dieser hatte den gemessenen

Auftrag, darüber zu wachen, dass nichts »Verfängliches«, nichts was der operirenden Armee schaden könnte, aus dem Hauptquartier gemeldet werde, selbstverständlich kein Wort über Truppenbewegungen. Kein Telegramm durfte abgehen, das nicht von ihm vidirt wurde, und ausserdem mussten sich die Berichterstatter mit Ehrenwort verpflichten, keine Briefe abzusenden, ohne sie vorher dem Pressleiter vorgelegt zu haben. Lag darin auch eine schwere Beschränkung und hatte dies auch noch den Nachtheil, dass der Herr Major, der selbst für Zeitungen telegraphirte und berichtete, dadurch einen gewissen Vortheil hatte und genau verfolgen konnte, was die anderen Berichterstatter an ihre Blätter meldeten, so hatten diese Massregeln doch wieder das für sich, dass die Verantwortung für alles Gemeldete der Pressleiter tragen musste, und dass die Berichterstatter doch Jemanden an der Seite hatten, an den sie sich zur Erlangung von Informationen wenden konnten. Mir blieb diese Quelle verschlossen, und ich musste auch die Verantwortung für Alles allein tragen.

Wie peinlich meine Situation war, mag aus Folgendem erhellen.

Als in Wien die Frage, ob Berichterstatter zugelassen werden sollen oder nicht, erörtert wurde, hatte sich der Obercommandant eigentlich ablehnend dagegen verhalten. Gegen die principielle Nothwendigkeit konnte er freilich nichts einwenden. Man konnte doch die Bevölkerung nicht ohne Nachrichten vom Kriegsschauplatze lassen, und dass die dürftigen Telegramme des Obercommandanten nicht ausreichen würden, um die berechtigte Neugierde Aller zu befriedigen, musste auch vom Feldzeugmeister anerkannt werden. Er gab also schliesslich doch, wenn auch »schweren Herzens«, seine Zustimmung für die Zulassung von »ein paar Berichterstattern«. Mehr als fünfzig Gesuche lagen aber vor. Dass in erster Linie die amtliche »Wiener Zeitung« berücksichtigt werden musste, stand für Alle ausser Zweifel; auch auf die Vertretung der »Times« legte man einen grossen Werth. Die »Wiener Zeitung« hatte als ihren Vertrauensmann den in Prag lebenden Dr. Kremer-Auenrode angemeldet. Derselbe war, als er in Wien studirte, bei einem hochgestellten militärischen Würdenträger längere Zeit Hofmeister gewesen

und auf die warme Empfehlung dieses einflussreichen Generals hin wurde er auch zur Berichterstattung zugelassen. Die »Times« hatte ihren ständigen Kriegsberichterstatter, einen pensionirten Hauptmann, angemeldet; auch dieser bekam ohne Weiteres die Legitimation zugestellt. Ein dritter Berichterstatter wurde für die amtliche »Prager Zeitung« zugelassen. Sowohl Major Jung als die übrigen Correspondenten versahen dann, neben den Blättern, für welche ihre Zulassung ausgesprochen war, noch verschiedene andere Journale mit ihren Berichten.

Als sie sich dem Obercommandanten Feldzeugmeister Benedek vorstellten, war der Empfang ein sehr ungnädiger; zumal einem Correspondenten gegenüber äusserte sich der Obercommandant in sehr drastischer Weise, dass er nur mit Widerstreben die Berichterstatter zugelassen, schon weil der Train des Hauptquartiers durch sie in unnöthiger Weise schwerfälliger werde; hauptsächlich aber könne er sich des Gedankens nicht erwehren, dass die Correspondenten eigentlich doch nur »legitimirte Spione« seien, die bei aller Vorsicht seinerseits der operirenden Armee Schaden zufügen könnten. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, habe er freilich die schädliche Wirkung dieser Spione dadurch einzuschränken gesucht, dass er einen verlässlichen Mann mit der Pressleitung im Hauptquartier betraut, den er für Alles verantwortlich gemacht habe; aber er sehe sich trotzdem zu der Erklärung veranlasst, dass er denjenigen Berichterstatter, der unerlaubter Weise Meldungen aus dem Hauptquartier machen sollte, die der Armee schaden könnten, ohne viel Federlesens erschiessen lassen werde.

Das mag nun vielleicht von dem Feldherrn nicht so ernst gemeint gewesen sein, es war vielleicht nur eine gesprochene »Drohnote«, allein zur Aufmunterung, zur Erhöhung der Arbeitslust und Arbeitsfreudigkeit trugen solche Aeusserungen gewiss nicht bei. Und war dadurch vielleicht der Muth der officiellen Berichterstatter doch nicht gesunken, für mich, der ich alle Verantwortung allein zu tragen hatte, war die Situation gewiss keine beneidenswerthe, eher eine sehr peinliche zu nennen.

Und auch in anderer Beziehung war meine Situation eine weit schlimmere als jene meiner Collegen im Hauptquartier. Ich war lange nicht so equipirt wie diese. Man darf das nicht unterschätzen. Wer eine Reise thut, versieht sich, sofern er kann, mit Allem was dieser förderlich ist, wer Bergtouren unternimmt, kleidet sich darnach, der Officier rüstet sich, abgesehen von alledem, was ihm der Staat beistellt, für den Krieg besonders aus. Auch der Kriegsberichterstatter braucht, ausser seinen Berufsinstrumenten, Bleistift, Feder, Papier, Karten und dergleichen Dingen, noch vieles andere, das, wenn er es entbehren muss, seine Aufgabe, und wenn Collegen darüber verfügen, ihm die Concurrenz erschwert.

Wie ein Kriegsberichterstatter sein soll, das sahen wir mit Neid bei englischen Collegen. Der Correspondent der »Times« führte einen eigenen Wagen mit sich, der so eingerichtet war, dass er darin wohnen und arbeiten konnte. Vier Pferde standen zu seiner Verfügung; und in seiner Begleitung befanden sich ein Dolmetsch (der Times-Correspondent war der deutschen Spıache nicht mächtig), der auch gleichzeitig Schreiberdienste leistete, und zwei Diener. Diese reichliche Ausstattung hatte den Vortheil, dass der Berichterstatter des genannten Blattes zu jeder Stunde und bei allen Witterungsverhältnissen ungestört und bequem arbeiten konnte, dass er für seine Unterkunft nicht zu sorgen hatte, dass er Niemandem zur Last zu fallen brauchte, dass er Niemandem für Dienstleistungen oder Gefälligkeiten Dank schuldete.

Mir fehlte es aber an dem Nöthigsten. Ich hatte weder Wagen und Pferde, noch irgend Einen zur Seite, der mir meine Arbeit erleichtert hätte; ich war ganz auf mich allein angewiesen und dazu hatte ich noch, wie erwähnt, die erhöhte Verantwortung zu tragen. Ich muss jedoch der Wahrheit gemäss sagen, dass Sparsamkeitsrücksichten hier nicht massgebend gewesen waren. Im Gegentheil, der Säckelmeister der »Wiener Zeitung«, berühmt durch seine sonstige strenge und ökonomische Administration, zeigte mir gegenüber eine offene Hand. Es wurde mir sofort nach meinem Engagement vom Hofrath Beck ein bedeutender Betrag für meine Equipirung angewiesen, es wurde mir das Recht eingeräumt, ein Pferd

zu kaufen und die Auslagen gegen Rückersatz zu bestreiten, die ich für nöthig erachten sollte. In Wien das Alles anzuschaffen, war keine Zeit mehr, ich musste, wie bereits gesagt, mich »über Nacht« zur Abreise entschliessen — alle die zur vollständigen Equipirung nöthigen Gegenstände auf dem Kriegsschauplatze anzuschaffen, war aber in diesem Momente eine absolute Unmöglichkeit.

Der böhmische Feldzug.

Die Feindseligkeiten waren noch nicht eröffnet. Eingedenk des mir gewordenen Auftrages, nur so bald als möglich mit der Berichterstattung zu beginnen, ersuchte ich den Regierungsrath von Dumreicher mir zu gestatten, ihn auf seinen Inspectionsgängen begleiten zu dürfen. Als ich dies Ersuchen stellte, ahnte ich natürlich nicht, dass ich mich da freiwillig in eine Situation begebe, die mir peinliche Stunden bereiten würde. Ich hoffte die Einrichtungen der Feldspitäler beschreiben und mich darüber nur lobend aussprechen zu können; das sollte das erste Feuilleton bilden, und dem sollten dann Schilderungen von der Feldpost und dem Feldtelegraphen folgen. Unter Führung des Herrn von Dumreicher besuchte ich nun thatsächlich, begleitet von einigen Operateuren aus seinem Stabe, das grosse Feldspital in Josefstadt.

Offen gestanden, wäre ich allein dort gewesen, ich hätte nichts auszusetzen gefunden. Die Räume waren gross, licht und luftig, die Betten rein, zumeist mit neuer Wäsche versehen und, wie mir schien, auch in genügender Anzahl vorhanden, um die ersten Verwundeten aufzunehmen. Hätte ich also nach dem selbstgewonnenen Eindruck, nach der persönlichen Anschauung urtheilen sollen, ich hätte mich über Alles entschieden lobend aussprechen müssen. Wie erstaunt war ich aber, als ich die Fachleute urtheilen hörte. Zwar hatten selbstverständlich auch diese bezüglich der Localitäten und der Betten die gleichen Wahrnehmungen wie ich gemacht und hatten daran nur wenig auszusetzen. Die »Commission« hatte aber in anderer Richtung umsomehr zu bemängeln. Es fehlte nämlich, wie

es sich bei näherer Untersuchung herausstellte, an Allem, was zu einem sorgfältig, für alle Fälle entsprechend eingerichteten Verwundeten-Spital gehört. Es fehlte an chirurgischen Instrumenten, sie waren wenigstens nicht ausreichend vorhanden und die vorhandenen nicht in verwendbarem Zustand; es fehlte an Verbandzeug, an Leinwand, Charpie und Wäsche. Die provisorisch eingerichtete Badestube trug ganz das Gepräge des Provisoriums an sich; hier war selbst die Räumlichkeit ungenügend. In seiner barschen Manier schimpfte der Chef des Operationscorps über Alles, und sein Urtheil über die Einrichtungen war ein sehr abfälliges. Seine Schüler stimmten ihm in Allem bei. Kein Zweifel: dieses Feldspital entsprach den Anforderungen nicht, zum Mindesten nicht den Anforderungen der Fachmänner. Freiherr von Dumreicher, unangenehm überrascht durch diese Wahrnehmungen, gab mir förmlich die Weisung, über diese ausführlich und rücksichtslos zu berichten, die volle Wahrheit zu schreiben, damit den Schuldigen die »verdiente Strafe« treffe, und als er bemerkte, dass ich wenig Lust hegte, mich mit dieser Sache in seinem Sinne zu befassen, meinte er: »Schreiben Sie nur Alles genau, wie wir es gefunden haben und wiederholen Sie das von mir ausgesprochene Urtheil, Sie können es ohne Gefahr thun, die Verantwortung trage ich.« Im Stillen bedauerte ich, wie bemerkt, dass ich mich der Untersuchungscommission angeschlossen. Indes zog ich mich doch aus der peinlichen Situation, so gut es eben unter den gegebenen Umständen möglich war.

Mit Spannung erwartete ich das Eintreffen des »Wiener Journals«. Doch vorher noch erhielt ich ein Telegramm, das mich in Kenntniss setzte, dass mein Aufsatz nicht in der genannten Zeitschrift, sondern in der »Wiener Zeitung« zum Abdruck komme, und gleichzeitig wurde ich angewiesen, meine weiteren Berichte nur an dieses Blatt zu richten. Was war da geschehen? Die »Wiener Zeitung« hatte ja ihren officiellen Berichterstatter im Hauptquartier. Was hatte den Chefredacteur der »Wiener Zeitung«, Herrn von Teschenberg, veranlasst, meine Arbeit an sich zu nehmen? Ein Brief, der mir Tags darauf zugestellt wurde, gab mir die gewünschte Aufklärung.

Der bestellte Correspondent der »Wiener Zeitung« hatte mit seiner Thätigkeit noch nicht begonnen, und im Publicum, wie in der Presse wurde das Stillschweigen der amtlichen Zeitung arg missdeutet; man knüpfte die abenteuerlichsten Combinationen daran. Herr von Teschenberg brachte nun, nur um alle böswilligen Gerüchte zum Schweigen zu bringen, meinen Bericht in ganz unverkürzter Weise zum Abdruck. Das hatte freilich unerwartete starke Folgen. Der Bericht wurde am nächsten Tage von allen Wiener Journalen reproducirt und mit allerhand Glossen versehen, die nicht geeignet waren, die aufgeregte Stimmung in der Bevölkernng zu beruhigen. Den Zusammenhang der Dinge erfuhr ich natürlich erst nach einigen Tagen aus der oberwähnten Zuschrift des Herrn von Teschenberg, durch welche ich aufgefordert wurde, die Berichterstattung für die »Wiener Zeitung« fortzusetzen und meiner Darstellung keinen wie immer gearteten Zwang anzuthun, denn es handle sich darum, — wie es in jenem Schreiben ausdrücklich hiess — »dem Publicum stets die reine Wahrheit zu sagen und nichts zu beschönigen«. . . .

Es war ein öffentliches Geheimniss, alle Welt sprach davon, und es wurde auch an officieller Stelle nicht geleugnet, dass FZM. Benedek nur mit Widerstreben das Obercommando über die Nordarmee übernommen habe. Er wäre geneigter gewesen, blos ein Corps zu commandiren; man übertrug ihm aber, trotz der wiederholten Einsprache seinerseits, das Obercommando, um, wie es hiess der Volksstimme Rechnung zu tragen, die sich entschieden zu Gunsten Benedeks ausgesprochen, und um auch der Armee zu Willen zu sein, die zum FZM. Benedek volles Vertrauen hatte, der in den früheren Feldzügen sich nicht nur als tapferer Commandant ausgezeichnet hatte, sondern auch seiner sonstigen Eigenschaften wegen sich der allgemeinen Beliebtheit erfreute. Es hiess auch, es sei ihm die Wahl der Corpscommandanten überlassen worden, und man sei ihm in jeder Richtung zu Willen gewesen, man habe alle seine Vorschläge berücksichtigt und gut geheissen. Zum Theil war dies auch richtig, doch nur zum Theil. Bei Besetzung einiger wichtiger Posten wurde ihm doch nahe gelegt, nicht gar zu unbeugsam auf seinem Willen zu bestehen, und im Hauptquartiere wenigstens raunte man sich geheim-

nissvoll zu, dass die Ernennung der Generalstabschefs seine volle Zustimmung nicht hatte, dass er hier gewisse Rücksichten gelten lassen musste. Da nun einmal die Wahl der Generalstabschefs Henikstein und Krismanic erfolgt war, unterwarf er sich auch ihnen ganz und genehmigte den von Letzterem ausgearbeiteten, später so viel angefochtenen »geheimen Kriegsplan«. Er betrachtete sich — und das war vielleicht sein grösster Fehler — als das Executivorgan, das berufen sei, alles das auszuführen, was von den beiden genannten obersten Generalstäblern als für den Kriegserfolg geeignet festgestellt wurde.

Einmal freilich befand er sich im Widerspruche mit diesen — so wenigstens verlautete es damals im Hauptquartier — er wurde aber überstimmt; den Ausschlag dürfte übrigens da der diplomatische Vertreter im Hauptquartier gegeben haben. Es war eine wichtige Thatsache, um welche es sich handelte.

Die Feindseligkeiten waren noch nicht eröffnet, die beiderseitigen Armeen befanden sich noch im Aufmarsch. Da erschien plötzlich in Josefstadt ein Parlamentär aus dem feindlichen Hauptquartier. Er kam in einer geschlossenen Equipage und mit verbundenen Augen. Die Binde wurde ihm erst abgenommen, als er die Mauern von Josefstadt passirt hatte. Sein Erscheinen machte selbstverständlich grosses Aufsehen und gab zu allerlei Gerüchten Anlass. Ziemlich allgemein war die Meinung verbreitet, der Parlamentär habe die Mission, noch einen letzten Friedensversuch zu machen. Wir Berichterstatter standen alle auf dem grossen Platze vor der Wohnung des Obercommandanten, in leicht begreiflicher Spannung, die Informationen entgegenzunehmen, die uns da werden sollten. Lange, so glaubten wir, könne ja die Unterredung oben doch nicht dauern, und wir hofften, unseren telegraphischen Bericht über die hochwichtige Angelegenheit noch für die Abendblätter absenden zu können. Je näher nun die Mittagsstunde herannahte, desto nervöser wurden wir, und schliesslich drängten wir den Pressleiter, den Versuch zu machen etwas Näheres über die Sache zu erfahren. Als er wieder kam, war er bereits in der Lage, uns die nöthigen heiss erwarteten Informationen zu geben. Nicht um einen neuerlichen Friedensversuch handle es sich,

sondern, wie er mitzutheilen ermächtigt wurde, um die Erlangung von Oesterreichs Beitritt zur Genfer Convention, deren Hauptpunkt bekanntermassen darin besteht, das Operationsfeld nach der Schlacht für neutral zu erklären, um den Aerzten die Möglichkeit zu geben, ungefährdet den Verwundeten alle Hilfe bieten zu können. Wir waren alle sprachlos, als wir hörten, die Entscheidung sei im negativen Sinne ausgefallen; den Ausschlag gab, so hiess es weiter, nach Anhörung der beiden Generalstabschefs, die voller Siegeshoffnung waren, der diplomatische Vertreter; der Obercommandant sei zwar für den Beitritt gewesen, doch überstimmt worden. Später wurde das freilich vielfach bestritten; die Memoiren Benedek's, die leider nach seinem Tode vernichtet wurden, haben sicher über diese Thatsache Aufschlüsse enthalten, die jene uns gewordene Mittheilung über die Haltung Benedek's in dieser Frage der Humanität vollkommen bestätigt haben dürften.

Wir Berichterstatter wurden angewiesen nichts anderes als die Thatsache zu melden, uns jeder Beurtheilung derselben zu enthalten, und das geschah. Die üblen Consequenzen jener ablehnenden Haltung gegenüber dem beantragten Beitritt zu der Genfer Convention wurden aber bald darauf schwer empfunden, tief bereut — die Reue kam aber zu spät. . . . .

* * *

Im Hauptquartier einer mit Glück operirenden Armee hat es der Kriegsreporter gut. Seine Aufgabe ist eine relativ leicht zu lösende. Alle Behelfe, die er für seine Arbeit benöthigt, werden ihm bereitwilligst zur Verfügung gestellt. Um einen anschaulichen Bericht geben zu können, erhält er ohne Schwierigkeit die ordre de bataille und die dazu nöthigen Aufklärungen von fachkundiger Seite. Ueber Alles bekommt er Aufschluss, so weit es eben unter den gegebenen Umständen nur möglich ist, und nicht nur die berufenen Informatoren sind bemüht, ihrer Aufgabe vollends gerecht zu werden; auch freiwillige Berichterstatter stellen sich ein und bieten ihre Dienste an. Gilt es doch als eine patriotische Pflicht jedes Einzelnen, das Möglichste mit zur Verbreitung des Rufes der tapferen Armee beizutragen.

Auch spielt da häufig die Eitelkeit mit; wer bei einem siegreichen Kampfe mitgethan hat, will sich genannt wissen und leistet dafür dem Correspondenten gerne Gegendienste. Es kann sich dieser auch »gehen lassen«, er braucht nicht jedes Wort, das er niederschreibt, abzuzirkeln und abzumessen, und sorglich zu erwägen, ob er nicht zu viel oder zu wenig sage, und auch der Umstand kommt ihm sehr zu statten, dass er bei Abfassung seines Berichtes die freudigen Gefühle mitempfindet, die er bei seinen Lesern wachrufen will.

Wie anders ist aber die Situation des Kriegsreporters im Hauptquartier einer mit geringerem Glücke operirenden Armee! Der Pressleiter, der berufen ist, ihm die Informationen für seinen Bericht zu geben, entzieht sich, soweit dies ihm nur möglich ist, seiner Aufgabe; er wird förmlich unsichtbar, was ihm gar nicht verübelt werden kann; seine Situation ist ja eine noch peinlichere als jene des Berichterstatters, weil er die Last der ihm übertragenen Verantwortung noch schwerer empfindet in Momenten, wo er über erlittene Niederlagen seiner Waffenbrüder Auskünfte ertheilen soll. Wie weit kann und darf er darin gehen, ohne befürchten zu müssen, bei den durch die Umstände gereizten Vorgesetzten Anstoss zu erregen? Indem er sich diese Frage vorlegt, bemächtigt sich seiner eine gewisse Befangenheit, und er versucht es, lieber zu wenig als zu viel zu sagen, und wenn es nur möglich ist, lieber noch gar nichts zu sagen. Der Kriegsreporter ist also in solchen Fällen zumeist auf sich selbst angewiesen. Unter dem Bewusstsein der schweren Verantwortung schreibt er seinen Bericht nieder und mit einer leicht begreiflichen Beklemmung bringt er den Brief zur Post. Bis er ihn gedruckt vor sich sieht, befindet er sich in steter Aufregung, und diese schwindet erst dann, wenn er Kenntniss erlangt, dass sein Bericht keinen »Anstoss« erregt hat. Zumeist sucht man sich aus der fatalen Situation durch Telegramme zu befreien, bei deren Abfassung man sich doch zumeist auf die Registrirung der offenkundigen Thatsachen beschränkt, und die überdies den Vortheil gewähren, dass man sich dabei jedes eigenen Urtheils enthalten kann.

Vor Eröffnung der Feindseligkeiten, wenn bei Allen noch volle Hoffnungsfreudigkeit vorherrscht, da ist freilich das Leben im Haupt-

quartier der Armee, die Unterkunft ausgenommen, welche zuweilen mancherlei Unannehmlichkeiten schafft, ein angenehmes. Es wird für alles gesorgt, für möglichst gute Verpflegung, und was einem eben an der Equipierung fehlt, kann man sich durch ein gutes Wort leicht verschaffen.

Ich hatte in Wien keine Zeit, ein Reitpferd zu kaufen; auch hielt mich die Besorgniss davon ab, dass mir die Unterbringung, Verpflegung und Wartung desselben mancherlei Schwierigkeiten bereiten könnte. Ohne viele Umstände wurde mir mit Erlaubniss des Obercommandanten ein gut zugerittenes Pferd zur Verfügung gestellt.

Es kam mir unschicklich vor, am Officierstisch Platz zu nehmen; ich erhielt aber ohne mein Hinzuthun gar bald die freundliche Einladung der Officiere »ihnen Gesellschaft zu leisten!« Auch die hohen militärischen Würdenträger brachten mir alles Wohlwollen entgegen und versicherten wiederholt, dass alles zur Erleichterung meiner Aufgabe geschehen solle, nachdem das »Geheimniss« einmal gelüftet war, dass ich nicht nur Secretär des patriotischen Vereines zu Wien, sondern auch von der »Wiener Zeitung« mit der Kriegsberichterstattung betraut worden sei. Selbst der Obercommandant — wie bereits erwähnt, kein besonderer Freund der »Federfuchser« — zeigte sich mitunter sehr freundlich; er sprach mich einigemale auf offener Strasse an, sich erkundigend, ob mir als Civilist das Leben unter den Soldaten behage, ob ich etwas benöthige und ob ich schon viel für meine Zeitung geschrieben habe.

Ein Charakterzug des Obercommandanten möge hier erwähnt werden. Wenn er in guter Laune war, liebte er es, sich mit den untersten Chargen, auch mit den gemeinen Soldaten zu unterhalten. Nur bei guter Laune musste er sein. War er es nicht, und man konnte ihm sofort die Stimmung vom Gesichte ablesen, dann ging auch mit seinem heissblütigen Temperamente die Zunge durch, und da kannte er selbst den höheren Officieren gegenüber keinerlei Zurückhaltung. Darum wurde er auch von diesen zumeist schlecht beurtheilt, gerne gemieden, oft auch angefeindet, ohne dass sie bedacht hätten, dass gerade die leidenschaftlichen Menschen oft auch zugleich die besten Menschen sind.

Ich begegnete dem Feldherrn dann nur noch zweimal während des freilich sehr kurzen Feldzuges, einmal, als er mich auf dem Platze vor seinem Palais persönlich zu Tische lud, eine Einladung, der ich nicht Folge leisten konnte, da es am nächsten Tage, für welchen die Einladung ergangen war, etwas Ernsteres zu thun gab, als bei Speise und Trank gemüthliche Unterhaltung zu pflegen — unsere Truppen stiessen auf den Feind und hatten das erste Gefecht zu bestehen; ein zweites Mal in Leitomischl — doch davon erzähle ich später. . . . .

Der erste, ernstere Zusammenstoss! Er fand bei Skalice statt. Von der Ferne tönte der Kanonendonner herüber. Im Hauptquartier befanden sich Alle in gehobener Stimmung, in grosser Aufregung und Spannung. Viele von denen, welche der Dienst nicht in Josefstadt zurückhielt, suchten in die Nähe des Kampfplatzes zu kommen. Zu Wagen und zu Pferde eilten sie hinaus durch das Festungsthor. Ordonnanzofficiere ritten heran, und nachdem sie ihre Meldung gemacht und ihre Aufträge entgegengenommen hatten, sprengten sie wieder im Galopp davon. Einer dieser Ordonanzofficiere fiel mir da ganz besonders auf. Er trug nicht die gewöhnliche Campagne-Uniform wie die anderen dem Hauptquartier zugetheilten Ordonnanzofficiere, er verrichtete seine Dienste en plaine parade, in der Gala-Uniform eines Uhlanen-Lieutenants, und so sauber und proper war alles an ihm, als hätte er eben auf den Hofball gehen sollen. Diese Eleganz der Uniform liess das dunkelgebräunte, jugendlichfrische, durch kohlschwarze Augen interessant belebte Gesicht nur noch schöner erscheinen.

Auf meine Frage, wer der schmucke Officier sei, wurde mir der Name eines unserer altadeligen Fürstengeschlechter genannt und hinzugefügt, dass die Familie desselben ihren ganzen Einfluss aufgeboten hätte, um ihren jüngsten Sprossen die Zutheilung zum Hauptquartier der Nordarmee zu erwirken. Der Obercommandant hatte an diesem »Spielzeug«, wie er sich ausdrückte, seine helle Freude.

Indess wurde er vielfach ernstlich verwendet. Sein Pferd war eines der besten und feurigsten, er selbst ein guter Reiter und ver-

lässlicher Officier. Am Tage des ersten Zusammenstosses war er die fleissigste unter den dienstthuenden Ordonnanzen.

Von der Aufregung, die an diesem Tage in Josefstadt herrschte, kann man sich einen Begriff machen, wenn ich zur Charakterisirung derselben auf den scheinbar geringfügigen Umstand hinweise, dass selbst das wiederholte Erscheinen des schönen jungen Officiers auf die weiblichen Insassen in Josefstadt keinerlei Eindruck machte. Sie waren nämlich zu sehr mit den Verwundeten beschäftigt, die mittlerweile vom Kampfplatze hertransportirt worden waren. Man hörte sie nur jammern und klagen. Die zuerst friedlich erfolge Aufforderung, schon im Interesse der Verwundeten sich ruhiger zu verhalten, blieb ganz ohne Wirkung. Selbst das energische Einschreiten der Wache konnte nicht verhindern, dass sich Frauen und Mädchen an die Transportwagen herandrängten und durch ihr wildes Geschrei die Soldaten störten, die sich mit den Verwundeten zu beschäftigen hatten.

Ich hatte zeitlich Morgens, nachdem die ersten Kanonenschüsse gefallen waren, auf einem der ziemlich hochgelegenen Festungswälle Posto gefasst. Man konnte von hier aus das Operationsterrain ganz gut übersehen, und da ich mich in Gesellschaft von Officieren befand, konnte ich mich auch über Vieles informieren, was mir bei der Abfassung der Telegramme und eines späteren ausführlicheren Berichtes sehr zu statten kam.

Nach Josefstadt zurückgekehrt — es war bereits Mittag geworden — fand ich das Dumreicher'sche Corps (aus zehn der tüchtigsten Chirurgen Wiens bestehend), schon in voller Thätigkeit. Mich schauerte es bei dem Anblick der zahlreichen Instrumente, die da im Saale ausgebreitet, gut geordnet wie schöne Nippsachen in Bereitschaft lagen, mich entsetzte der Anblick der Verwundeten, die vom Schmerz überwältigt, zuweilen aufschrien und den Tod herbeiwünschten; ich staunte über die Ruhe der chirurgischen Assistenten, bewunderte ihre Sicherheit, mit welcher sie ihre operativen Eingriffe vollzogen, aber lange hielt ich es nicht aus. nach kaum 20 Minuten hatte sich ein Arzt auch mit mir zu beschäftigen — ich wurde, als Laie an solchen Anblick nicht gewöhnt, ohnmächtig

und stürzte bewusstlos zu Boden. Als ich wieder erwachte, befand ich mich noch im Operationssaal des Spitals, auf einer Tragbahre liegend. Um einen grossen Tisch herum standen drei Aerzte, auch Professor Dumreicher war anwesend. Es war mir da noch unheimlicher zu Muthe als drüben im Spital, und ich raffte alle meine Kräfte zusammen, um mich zu erheben und dieser schauerlichen Stätte den Rücken zu kehren. »Sie werden das Zimmer nicht verlassen!« herrschte mich förmlich Professor Dumreicher an. »Sie werden noch viel Aergeres als heute hier zu sehen bekommen! Sie müssen sich an den Anblick gewöhnen, Sie bleiben!« Ich muss gestehen; es kostete mich ungeheuere Ueberwindung! Hatte ich doch zum erstenmale in meinem Leben einen Operationssaal betreten und die Operateure bei ihrer Arbeit gesehen. Aber im Stillen musste ich mir doch gestehen, dass Professor Dumreicher nicht so Unrecht habe; schliesslich muss der Mensch die Willenskraft besitzen, auch den Anblick des Entsetzlichsten ertragen zu können — ich musste bleiben und ich blieb!

Für die erste Probezeit wurde mir da freilich schon viel zugemuthet. Ich musste vor Allem an den Operationstisch heran. Darauf lag ein Verwundeter, in dessen Fleisch einer der Aerzte mit der Sonde herumwühlte, um den Lauf des Projectils zu verfolgen und den Sitz der Kugel aufzufinden. Der Arme schrie erbärmlich! Ich schauerte wie ein Fieberkranker, war aber doch bemüht meine Aufregung zu verbergen. Fast eine halbe Stunde dauerte diese schreckliche Untersuchung, endlich stiess die Sonde auf einen Widerstand; die Kugel war gefunden und im nächsten Augenblick durch einen Einschnitt der Verwundete davon befreit. Wir sahen alle da zum ersten Male das Projectil des Zündnadelgewehres, jener Waffe, die bekanntlich mit ihrem Schnellfeuer eine so furchtbar verheerende Wirkung unter den österreichischen Soldaten angerichtet hat und mit entscheidend war für die Erfolge der preussischen Armee. Die Kugel ging von Hand zu Hand; auch der Verwundete griff danach, drehte sie nach allen Seiten, für diesen Augenblick seine Schmerzen gänzlich vergessend, und endlich nahm sie Professor Dumreicher an sich — als Andenken wollte er sie, wie

er sagte, aufbewahren und sie seinem Sohne mitbringen. Ob das wohl geschehen ist? Vielleicht hängt sie als Breloque, in Gold gefasst, an der Kette des oppositionellen Politikers Dr. Dumreicher! Ich benützte die Gelegenheit, während die Aufmerksamkeit dem tödtlichen Blei zugewendet war, um mein Stübchen aufzusuchen und daselbst den zweiten Bericht für die »Wiener Zeitung« fertig zu schreiben. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Man hat seinerzeit, nach dem unglücklichen Ausgang des böhmischen Feldzuges, den »geheimen Plan« viel bespöttelt. Weshalb? Dass er »geheim« gehalten wurde, konnte Niemandem auffallen. Bis jetzt ist noch kein Kriegsplan vor der Zeit in der amtlichen Zeitung verlautbart worden, und das wird auch nie geschehen. Das ist gewiss. In der Geheimhaltung kann also ein Vorwurf nicht liegen. Was aber den Plan selbst betrifft, musste bei der Ausarbeitung auf Zweierlei Rücksicht genommen werden, erstens, dass Oesterreich nicht die Offensive ergreifen, und zweitens, dass der Krieg — selbstverständlich in seinen Anfängen — nicht auf sächsischen Boden verlegt werden durfte. Für Ersteres entschied man sich, nachdem alle massgebenden Factoren fast übereinstimmend der Ansicht waren und erklärt hatten, dass die Armee für einen Offensivkrieg nicht genügend vorbereitet, dass die Organisation für die Mobilmachung eine zu schwerfällige sei, und die für den Kampf bestimmten Regimenter nicht rasch genug auf den Kriegsfuss gestellt werden könnten; auch habe man zu viel Zeit mit den diplomatischen Unterhandlungen verstreichen lassen, während Preussen, man kann wohl sagen Jahre vorher sich für den Krieg vorbereitet hatte. Und dass Sachsen nicht zum Operationsterrain ausersehen werden durfte, war eine Bedingung, die der Alliirte Oesterreichs, der König von Sachsen, gestellt haben soll. Unter diesen Vorbedingungen wurde GM. Krismanic mit der Ausarbeitung eines Kriegsplanes betraut. Das geht zum Theile auch aus dem »Memoire« hervor, das er ausgearbeitet und dessen wesentlicher Inhalt durch den officiellen Generalstabsbericht bekannt geworden ist, der nach Beendigung des unglücklichen Feldzuges im Auftrage des Kriegsministeriums verfasst wurde. Freilich

wurden darin nur die Gründe angedeutet, welche für das defensive Verhalten Oesterreichs den Ausschlag gegeben, während der Vereinbarungen, die mit dem König von Sachsen getroffen worden waren, selbstverständlich möchte ich sagen, mit keinem Worte Erwähnung geschieht.

Bei der Beurtheilung des vielbespöttelten »geheimen Planes« müssen also jene zwei Grundbedingungen, die bei der Abfassung desselben zu berücksichtigen waren, vor Allem entsprechend gewürdigt werden. Die Detailbestimmungen des Kriegsplanes mögen freilich den Fachleuten immerhin Anlass zu Anfechtungen geben, doch darf in dieser Richtung wieder nicht übersehen werden, dass der ganze »Plan«, oder wie ihn der Verfasser nennt, das ganze »Memoire« dem seinerzeit stattgehabten Marschallsrath zur Begutachtung vorlag und auch von ihm gutgeheissen wurde, und dass schliesslich gegen die pünktliche und genaue Durchführung desselben der Obercommandant nach den ersten unglücklichen Gefechten oft genug entschiedene Einsprache erhoben hat, sich jedoch schliesslich fügen musste, aus Gründen, die zu besprechen heute noch verfrüht wäre.

Uns Reportern stand selbstverständlich eine Beurtheilung alles dessen, was sich vor unseren Augen vollzogen, nicht zu, und abgesehen davon, dass Jeder, der etwas Aehnliches zu unternehmen gewagt hätte, sehr übel dabei gefahren wäre, war schon eine Kritik deshalb ausgeschlossen, weil ja die Ordre de bataille für die einzelnen Corpscommandanten nur diesen allein und Niemandem sonst bekannt war, also damals das Substrat für eine Kritik fehlte. Allein einmal hätte ich doch gerne über einen Unfall berichtet, der selbst den Laien zu einer Kritik berechtigte.

Als der Train des Hauptquartiers die Weisung zum Rückzug erhalten hatte und dem Traincommandanten die Richtung angegeben war, wohin er sich zu begeben habe, da geschah es, dass wir auf einem schmalen Pfade, der sich zwischen einem Fluss einerseits und einer Bergkette andererseits dahinzog, plötzlich Halt machen mussten, weil uns ein Transport entgegenkam und noch dazu ein Transport nicht nur aus Infanterie, sondern auch aus Artillerie zusammengesetzt. Man kann sich nun leicht eine Vorstellung von der

Verwirrung machen, die dieser »Zusammenstoss« zur Folge hatte. An ein Ausweichen war nicht zu denken; der schmale Pfad hinderte daran. Schliesslich musste aber doch das »Hinderniss« überwunden werden, und das war nur dadurch möglich, dass man sich beiderseits zu einer Art »Gänsemarsch« entschloss; ein Mann ging hinter dem andern her und die Gespanne mussten mit grosser Vorsicht und unter vieler Anstrengung knapp aneinander vorbeigeführt werden, wobei — zumal bei dem schweren Gespanne der Kanonen — mitunter die Gefahr sehr nahe war, dass diese in den Fluss hinabrutschen und in den weichen Boden sich eingraben könnten. Bei dieser Art des künstlichen Ausweichens ging natürlich viel Zeit verloren, und es ist kaum anzunehmen, dass der Truppentransport zur festgesetzten Zeit am Orte seiner Bestimmung eingetroffen ist. Später, als diese Thatsache in einem Kreise von Generalstäblern besprochen wurde, erhielten wir die Aufklärung, dass bei einer auf dem Rückzuge befindlichen Armee solche »Verstösse« — man gab zu, dass es ein »Verstoss« war — wohl vorkommen können, und dass Keinem hier ein Verschulden treffe.

Als etwas weit Schlimmeres und in seinen Nachwirkungen weit Bedauerlicheres als ein »Verstoss« stellte sich gar bald die mit weiser diplomatischer Vorsicht und Voraussicht geschehene Ablehnung des preussischen Vorschlages heraus, dass noch vor Beginn der Feindseligkeiten Oesterreich der Genfer Convention beitrete. Man hatte im Hauptquartier der österreichischen Armee, geblendet von der Siegeszuversicht, die Eventualität ganz übersehen, dass bei einem raschen Rückzug nach einer verlorenen Schlacht die Verbandplätze von den feindlichen Truppen besetzt, diesen anheimfallen und die armen Verwundeten dann der Willkür des Feindes preisgegeben werden können. Denn darüber durfte man sich ja kaum einer Täuschung hingeben, dass nur wenige Aerzte den Muth haben würden, wenn Alles flüchtet, auf dem Verbandplatze zurückzubleiben, um ihre Berufspflicht auch dann noch zu erfüllen und sich der Gefahr, als Gefangene behandelt zu werden, auszusetzen. In der That verliessen auch die meisten Aerzte ihre Posten und liessen nicht nur die Verwundeten auf den offenen Verbandplätzen hilflos zurück;

es kehrten auch Viele den ihrer Obhut anvertrauten Spitälern den Rücken, ohne dass sie deshalb nachträglich zur Verantwortung hätten gezogen werden können, weil sie ja in der Lage waren, sich auf die Verfügung des Commandanten der Armee zu berufen, der den ihnen von feindlicher Seite angebotenen Schutz so schroff zurückgewiesen hatte. Zur Ehre der preussischen Commandanten muss jedoch gesagt werden, dass, soweit dies nur immerhin möglich war, die Verwundeten in den österreichischen Spitälern dieselbe sorgsame Pflege fanden, wie die eigenen Verwundeten, dass die preussischen Aerzte ihrer humanen Aufgabe sich vollends bewusst und nur von dieser geleitet, in der Behandlung der in den Spitälern zurückgelassenen Soldaten keinen Unterschied machten. Die Verwundeten jedoch, welche das Unglück hatten auf dem Verbandplatz zurückzubleiben, waren freilich nicht so gut daran; ihnen erging es im Gegentheil sehr schlimm. Die feindlichen Truppen gingen oder ritten über sie hinweg; wie viele Hunderte mögen da hilflos ihr Leben beendet haben, das ihnen unter anderen Umständen vielleicht erhalten geblieben wäre!

Ich habe der auf dem Kriegsschauplatze darüber herrschenden Stimmung in einem besonderen Berichte Ausdruck zu geben gesucht, allein die diesbezügliche Stelle verfiel dem Rothstift des Redacteurs. Ich fand es ganz begreiflich. Lag doch in jener Stelle des Berichtes ein directer Vorwurf gegen die Massnahmen der obersten Militärbehörde, und werden ja ähnliche Kritiken selbst in ruhigen Zeiten nicht geduldet, geschweige denn unter so ausserordentlichen Verhältnissen, wie in Zeiten des Krieges. Ueberdies mag Herr von Teschenberg von rein menschlichen Gefühlen sich haben leiten lassen, als er dem erwähnten Stimmungsberichte die Aufnahme in die »Wiener Zeitung« versagte; war es doch voraus zu sagen, welche Wirkung eine solche Darstellung auf die Eltern machen musste, deren Kinder der operirenden Armee zugetheilt waren!

Regierungsrath Dumreicher konnte aber seine gereizte Stimmung nicht zurückhalten, er sprach seine Meinung sogar in etwas rücksichtsloser Form dem diplomatischen Vertreter im Hauptquartier aus, hinzufügend, dass er nicht unterlassen werde, auch dem Kriegs-

ministerium davon Kenntniss zu geben. Die stille, aber immerhin deutliche Antwort, welche ihm hierauf geworden, mag ihm wohl die Ueberzeugung verschafft haben, dass der Angeschuldigte seine (Dumreicher's) Meinung durchaus nicht theile und auch durch die Drohung, dem Kriegsministerium davon Kenntniss zu geben, nicht im geringsten eingeschüchtert wurde. Der diplomatische Vertreter zuckte nämlich gleichgiltig die Achseln und kehrte, ohne ein Wort zu sagen, Herrn Professor Dumreicher den Rücken.

Zu einer solchen Vorstellung an die Militärbehörde kam es nun freilich nicht, es gab für den Chef der Operateure viel mehr und viel Wichtigeres zu thun. Das preussische Zündnadelgewehr hatte verheerende Wirkungen angerichtet. Nach den zwei ersten Schlachten zählte man in der österreichischen Armee die Verwundeten nach vielen Tausenden, und wäre eine zehn- und zwanzigfache Anzahl von Aerzten zur Verfügung gestanden, sie hätte auch noch nicht hingereicht, um all' den Unglücklichen Hilfe zu bringen, die von den feindlichen Geschossen getroffen, theils in den Feldspitälern, theils in provisorischen Baracken und zum Theil noch auf den Perrons der Bahnhöfe, auf einfache Strohsäcke gebettet, lagen, und oft laut jammernd den Tod herbeiwünschten, als die einzige Erlösung von ihren unsäglichen Leiden! Wer jemals ein solch' entsetzliches, herzzerreissendes Bild vor sich gesehen, dem bleibt der Eindruck für sein ganzes Leben unauslöschlich in der Erinnerung!

Es sollte aber noch schlimmer kommen! Nach den zwei ersten verlorenen Schlachten befand sich die österreichische Armee schon nicht mehr im »schlagfertigen« Zustande. Sie war entmuthigt durch die Niederlagen, hatte das Vertrauen in die Führung verloren; hiezu kam noch eine unsagbare Angst vor dem Schnellfeuer des Zündnadelgewehres. Der Obercommandant stand ebenfalls unter dem Eindruck der Niederlagen und er hatte seinerseits wieder alles Vertrauen zu den Chefs der Operationskanzlei, den beiden Generalen Henikstein und Krismanic eingebüsst, für welche er ja schon von vorneherein nur wenig Sympathien hatte. Er depeschirte deshalb nach Wien und erbat sich die Weisung, die Armee weiter nach rückwärts concentriren zu dürfen, ihr Erholung zu gewähren, Zeit zur Sammlung zu

lassen und somit jeder Schlacht in Böhmen auszuweichen. Die Antwort entsprach nicht seinem Wunsche. Er wurde vielmehr strikte angewiesen, sich sofort zu einer grossen Schlacht vorzubereiten. Die diesbezügliche Antwort überbrachte General Graf Baumgarten, der in der Nacht vom 2. auf den 3. Juli im Hauptquartier anlangte, die Enthebungs-Decrete für die beiden Generale Henikstein und Krismanic in der Tasche hatte, und nun selbst die Leitung der Operationskanzlei übernahm. Mit Widerstreben ging Benedek daran, die Befehle zu vollziehen. Tags darauf befand sich das Gros der Armee dem Feinde gegenüber. Die Schlacht vor Königgrätz wurde geschlagen! Mit welchem Erfolge, ist bekannt.

Es ist mir heute wie ein Traum, wenn ich daran denke, wie ich plötzlich mitten in das Schlachtgewühl, mitten in die flüchtende Armee hineingerieth. Ich hatte, als ich mein Pferd bestieg, wahrhaftig nicht die Absicht, auf das Schlachtfeld zu kommen. Der Officier, in dessen Begleitung ich den Ritt unternahm, glaubte selbst, dass wir ganz sicher seien, und anfänglich, in den ersten Vormittagsstunden, waren wir es auch. Ich konnte noch drei Telegramme an die »Wiener Zeitung« expediren und nach Mittheilung aus guter Quelle die freudige Meldung machen, dass die Chancen für die österreichischen Waffen sich immer günstiger gestalten. Plötzlich befanden wir uns — mein Begleiter und ich — in einem förmlichen Kugelregen; von allen Seiten um uns her stiegen die Rauchwolken auf, es knallte und knatterte von vorne und rückwärts, von rechts und links, und in demselben Augenblicke stürmten auch schon Truppenmassen in vollster Auflösung und in wirrem Durcheinander heran; es war kein Zweifel, dass ein Theil der Armee sich in wildester Flucht befand und von den feindlichen Truppen verfolgt wurde. Alles jagte der Königgrätzer Festung zu.

Es ist später von Berichterstattern über die Schlacht von Königgrätz behauptet worden, dass von der Festung heraus auf die Flüchtenden geschossen worden sei, in der Meinung, dass der Feind die Festung bestürme. Ich weiss es nicht; ich weiss nicht, woher die Kugeln kamen, die theils über unsere Häupter wegflogen, theils in unserer Mitte zahllose Soldaten niederstreckten. In meiner nächsten

Nähe stürzte der Sohn eines Wiener Professors, von einer feindlichen Kugel getroffen, vom Pferde. War er todt oder nur verwundet? Wer konnte sich darum kümmern? Ueber hunderte von Gewehren, Tornistern, Patronentaschen und Helmen hinweg jagte Alles dem sicheren Orte zu.

Da lagen auf dem Boden Todte und Verwundete. Wer achtete darauf? Man sah wohl Manche händeringend um Hilfe flehen, man hörte wohl auch das Jammergeschrei der Unglücklichen. Wer konnte ihnen Rettung bringen, wer sich auch nur einen Moment lang mit ihnen befassen! Man kann nicht einmal von Egoismus sprechen, nicht davon, dass man auf sein eigenes Leben vor Allem bedacht ist. Ist's Angst, ist's Furcht, ist's Schrecken, dass man über Stock und Stein, über menschliche Körper hinwegjagt, einem den Meisten sogar unbekannten Ziele zu? Wer weiss es, wer vermag es zu sagen, wer sich im Augenblicke darüber Rechenschaft zu geben? Man wird eben vom Strome mitgerissen und folgt willenlos dem Zuge der wilden Masse . . . Ich weiss nur noch so viel, dass ich, als wir die Festung erreicht hatten, nicht vom Pferde konnte und durch einen Soldaten aus dem Sattel gehoben wurde. Was weiter mit mir geschah, habe ich erst später erfahren. Ich wurde in halbbewustlosem Zustande mit einigen Schicksalsgenossen in eine grosse Stube eines Königgrätzer Bürgers gebracht, dessen Wohnung, von dem Eigenthümer verlassen, zu einem Spital hergerichtet worden war. Hier lag ich, ohne dass ich meine Glieder bewegen konnte, zu Bette, und ohne dass sich Jemand nach mir umgesehen hätte; nicht einmal einen Arzt bekam ich zu Gesichte. Die hatten auch Dringenderes zu thun.

Am nächsten Tage war zeitlich Morgens mein erster Gang zum Festungscommando. Vor Allem hatte ich mich dort vorschriftsmässig zu melden und meine Aufenthaltskarte vidiren zu lassen. Ferner glaubte ich hier erfahren zu können, wohin das Hauptquartier der Armee seinen Sitz verlegt habe. Ich zweifelte keinen Augenblick daran, dass ich die gewünschte Auskunft erhalten werde. Wie täuschte ich mich!

Niemand wusste mir etwas über das Hauptquartier zu sagen, keinerlei Meldungen waren von demselben eingelangt, und der

Festungscommandant war deshalb auch nicht in der Lage, über die hochwichtigen Ereignisse des vergangenen Tages Rapport zu erstatten. Mittlerweile verbreiteten sich in Königgrätz die schrecklichsten Gerüchte über den Zustand der Armee. Es hiess, Benedek sei von dem Stabe getrennt, ein eigentliches Hauptquartier bestehe gar nicht mehr und die Armee befinde sich auf der Flucht und sei in vollster Auflösung begriffen. Das Alles erzählte man sich offen und frei, und man sprach davon, wohl mit schauerlichem Entsetzen, aber wie von einer vollendeten Thatsache, an welcher nichts mehr zu ändern sei. Auch das Gerücht, dass Benedek abgedankt und dass der Kaiser selbst das Obercommando übernommen hätte, fand vielfachen Glauben.

Mir kam es selbstverständlich keinen Augenblick in den Sinn, auch nur eines dieser absonderlichen Gerüchte zu verzeichnen und davon in einer Correspondenz an meine Zeitung Erwähnung zu thun. Die Arbeit wäre übrigens auch eine sehr vergebliche gewesen. Die Festung war für diesen Tag für jeden Verkehr abgeschlossen, die Telegraphenleitung zerstört, und die Feldpost functionirte nicht. Unter sothanen Umständen musste ich daran denken, mich von dieser unfreiwilligen Gefangenschaft sobald als möglich zu befreien; ich verfügte mich deshalb nochmals zum Festungscommando und erwirkte endlich nach langem Bemühen die Erlaubniss, Königgrätz verlassen zu dürfen. Nun aber waren vorerst noch zwei wichtige Fragen zu lösen. Zunächst die Frage, wohin ich mich nunmehr wenden solle: das war natürlich die wichtigere Frage. Ferner musste ich aber auch für die Unterkunft meines Pferdes sorgen, das Tags vorher gelegentlich der wilden Jagd ganz lahm und dienstuntauglich geworden war. Letzteres fand übrigens bald seine Erledigung. Ein Marketender erklärte sich bereit, für das Thier zu sorgen und mir, sobald es wieder hergestellt sein sollte, darüber ins Hauptquartier eine Mittheilung zukommen zu lassen. Ich habe, was so nebenbei erwähnt werden mag, weder Marketender, noch Pferd je wieder zu Gesicht bekommen. Gelegentlich dieser »Versorgung« meines Gauls brachte ich zufällig in Erfahrung, dass ein grosser Transport verwundeter Soldaten nach Pardubitz abgehe, und ein Officier ertheilte mir den Rath, den Commandanten dieses Transportes um die Erlaubniss anzugehen, mich

demselben anschliessen zu dürfen. Das wurde mir ohne Schwierigkeit gestattet, und ich zog also mit diesem Transport.

Als ich in Pardubitz angelangt war, entrollte sich vor meinen Augen ein geradezu entsetzliches Bild! Der grosse Bahnhof war zu einem improvisirten Spital umgewandelt, oder vielmehr hatte er sich von selbst in ein solches umgewandelt. In der ganzen Stadt waren die Spitäler von Verwundeten überfüllt, kein Belegraum mehr frei. Die Verwundeten mussten, wie sie die Eisenbahnzüge heranbrachten, auf Strohbündeln, die man in den langen Bahnhofsraum hingelegt hatte, Mann an Mann gelegt werden, und ihre Zahl war eine so bedeutende, dass zwei bis drei Reihen solcher Lagerstätten formirt werden mussten. In diesem Raum versahen die Aerzte und versah das Sanitätspersonale den strengen verantwortungsvollen Dienst. Auch da zeigte sich ein Mangel an ärztlicher Hilfe. Das Dumreicher'sche Corps, welches ebenfalls nach der unglücklichen Schlacht von Königgrätz naeh Pardubitz »verschlagen« worden war, vermehrte zwar den Stand der militärischen Berufsärzte, allein die »Operationszöglinge«, wie sie officiell genannt wurden, hatten so viel mit schwierigen Operationen und Amputationen zu thun, dass sie sieh um die anderen Verwundeten nicht kümmern konnten.

Das war nun ein Jammern und Klagen in diesem Bahnhofsraum, dass es selbst die Signalpfeifen der Locomotiven übertönte, die immer neue Züge von Todten und Verwundeten herbeiführten. Mit Aufopferung ihrer eigenen Gesundheit oblagen da die Vertreter des patriotischen Hilfsvereines ihrer Pflicht, indem sie Berge von Verbandzeug herbeizuschaffen suchten, und durch Wein die armen Verwundeten labten. Allein Alles war unzureichend, das vorhandene Verbandmateriale war bald aufgebraucht, und die Weinfässer waren bald geleert. Weit abseits von der Station lagerten zwar noch auf der Strasse zahlreiche Fässer, sie konnten aber nicht herbeigeschafft werden, aus Mangel an jeglichem Fahrbetriebsmittel. Die entleerten Waggons wurden sofort wieder zurückdirigirt an jene Stellen, wo noch hunderte von Verwundeten an der Strasse lagen, und auch die Zahl dieser Waggons war unzureichend geworden, weil alles verfügbare Betriebsmateriale für die Truppentransporte zur Verfügung

gestellt werden musste. Wie bei einem grossen Brande eilte nun Alles herbei, um Hilfe zu leisten. Männer, Weiber und Kinder mit Krügen, mit Schaffeln, Bottichen und Flaschen, was eben derartiges just zur Verfügung stand, wurden hinausbeordert auf die Strecke, wo die Weinfässer lagerten, um auf diese Weise den Verwundeten Labung zu verschaffen.

Die Stadt Pardubitz war an diesem Tage von Soldaten aller Truppengattungen dicht besetzt. Obschon die meisten der der wohlhabenderen Classe der Bevölkerung angehörigen Insassen die Stadt aus Preussenfurcht verlassen hatten, waren doch nicht genügend Zimmer zur Unterbringung der Officiere vorhanden. Ich für meine Person verdankte es nur der Liebenswürdigkeit eines Mitgliedes des Dumreicher'schen Corps, dass ich eine halbwegs menschliche Unterkunft fand. Es wurde mir ein Bett in dem Hause des Postmeisters Kraus (Bruders des nachmaligen Statthalters Freiherrn von Kraus) angewiesen, der sich kurz vorher ebenfalls aus Pardubitz geflüchtet hatte, sein ganzes, grosses, neugegebautes Palais mit einer prachtvollen Einrichtung und zahlreichen, mitunter kostspieligen Nippessachen der Obhut einer Magd anvertrauend.

Was an diesem Tage die Operateure des Dumreicher'schen Corps, was zumal Dr. Mosetig und Dr. Jurie in ihrer Eigenschaft als Operateure geleitet haben, spottet jeder Schilderung. Es war ein unerhörter Aufwand an menschlicher Kraft!

Mitten in seiner Thätigkeit wurde das ärztliche Corps plötzlich durch eine Mittheilung des Stationsvorstandes von Pardubitz gestört. Sie lautete dahin, dass in wenigen Stunden der letzte Zug in der Richtung nach Brünn abgelassen werde. Woher kam dieser Auftrag? Es hiess, vom Obercommandanten. Der Stationschef sagte es zwar nicht, that vielmehr sehr geheimnissvoll. Er habe diese Weisung erhalten und befolge sie, so erklärte er in kurz angebundener Weise dem Regierungsrath Dumreicher, als sich dieser um die näheren Umstände erkundigte. Dumreicher war jedoch nicht der Mann, der sich so kurz abfertigen liess, er wollte durchaus die Ordre sehen, auf Grund deren der Stationsvorstand vorgehe. Da kam es nun zwischen Beiden zu sehr lebhaften Auseinandersetzungen, denen der

dem Vorstande beigegebene militärische Commandant, ein Oberst, damit ein Ende machte, dass er erklärte er habe die Weisung gegeben und woher er sie erhalten, danach habe Niemand zu fragen, am allerwenigsten ein Unberufener. Professor Dumreicher wüthete. Zornesröthe stieg ihm in die Wangen und er liess sich nun in einen heftigen Wortwechsel mit dem Commandanten ein, der den gereizten Ton Dumreicher's seinerzeit mit noch gereizteren Worten erwiderte und schliesslich den Streit dadurch beendete, dass er ihn kurz abbrach und fortging.

Das Alles vollzog sich in Gegenwart von Officieren, Bahnbediensteten und angesichts der vielen Verwundeten, die den Bahnhofraum füllten. Um Letztere war es eben Herrn von Dumreicher zu thun. Die Sorge um diese liess ihn ganz vergessen, dass er im Unrecht sei, dass er sich eigentlich ohne Weiteres zu fügen habe, sobald der militärische Commandant sich auf einen Befehl berief, den er von seinem Vorgesetzten erhalten. Was sollte aber in der That mit den vielen Verwundeten geschehen, unter denen, nach der Versicherung der Fachleute, Einige waren, die gefährliche Verwundungen erlitten und denen rasche ärztliche Hilfe geleistet werden musste, sollten sie nicht ihren Wunden erliegen? Da war nun nichts mehr zu thun. »Das ist der Krieg«. Die Einzelnen sind Nichts, die Gesammtheit Alles! Wie und in welcher Weise für die vielen Verwundeten gesorgt wurde, — das wusste Niemand zu sagen, und wir erfuhren auch später nichts über ihr Schicksal.

Der Abgang des »letzten« Zuges liess übrigens lange auf sich warten. Anfänglich hiess es, er werde längstens in zwei Stunden »abgelassen« werden. Wir, die wir die Erlaubniss hatten, mitzufahren, es waren dies die Operateure, denen ich mich angeschlossen hatte, und einige Verpflegsbeamte, gingen viele Stunden in der Halle auf und ab. Die Aerzte hatten noch reichliche Gelegenheit, da ab und zu verdienstlich zu wirken. Endlich war der Zug arrangirt; nur ein einziger Passagierwagen erster und zweiter Classe stand zu unserer Aufnahme bereit. Die ganze lange Reihe der anderen Waggons dritter und vierter Classe war mit Truppen besetzt, die nach und nach angekommen waren und, wie es hiess, nach Brünn befördert werden

sollten. Ich stieg mit dem Dumreicher'schen Corps in Zwittau aus. Professor Dumreicher hatte nämlich, wie er uns unter strengster Discretion mittheilte, in Erfahrung gebracht, dass sich das Hauptquartier in die Nähe von Zwittau zurückgezogen; von da aus sollten wir es zu erreichen suchen.

Es war spät geworden, bis wir nach Zwittau kamen. Der stark belastete Zug konnte sich nur langsam vorwärts bewegen, auch wurde in jeder kleinen Station Halt gemacht. Beim Aussteigen aus dem Waggon wurde Professor Dumreicher sofort von einem Manne angesprochen, der ihm eine Depesche überreichte. Es war dies ein Beamter des Telegraphenbureaus, der in der Meinung, Professor Dumreicher sei Stabsofficier (er trug nämlich die Uniform eines k. k. Regierungsrathes mit einem sogenannten Schleppsäbel an der Seite) und Commandirender des Zuges, sich Instructionen holen wollte, was mit dem Telegramm zu geschehen hätte. Es enthielt eine hochwichtige Meldung und war an den Obercommandanten gerichtet, konnte diesem aber nicht zugestellt werden, weil dessen Aufenthaltsort nicht bekannt war. Dumreicher übergab das Telegramm an den Commandanten des Transportes, und nun wurde eifrig deliberirt, was damit zu geschehen habe. Während dieser Unterredung gelangte man plötzlich durch einen Gendarm in Kenntniss, dass das Hauptquartier nach Leitomischl verlegt worden sei. Nun handelte es sich nur mehr darum, in welcher Weise die telegraphische Meldung dahin befördert werden sollte. Die Telegraphenlinie war streckenweise zerstört, auch lag die Befürchtung nahe, das Telegramm könnte vom Feind aufgefangen werden, was zu verhüten die Vorsicht erheischte. Man konnte zu keinem rechten Entschluss kommen.

Da wandte sich plötzlich Professor Dumreicher an mich, der ich in ziemlicher Entfernung von ihm stand, rief mich bei Seite, informirte mich, um was es sich handle, und theilte mir, ohne irgend eine Antwort meinerseits abzuwarten, mit, dass ich zu der »ehrenvollen Mission ausersehen worden sei«, nach Leitomischl zu reiten, um den Obercommandanten persönlich das wichtige Telegramm zu überreichen. Vergeblich sträubte ich mich dagegen. Mein Einwand, dass ich den Weg dahin nicht kenne, wurde damit ent-

kräftet, dass ein Gendarm zur Begleitung mir beigegeben werde; auch für die Bestellung eines sicheren Pferdes werde gesorgt werden — die Sache war mit einem Male abgemacht, und nach kaum einer Stunde sass ich bereits zu Pferde, um »als Courier in besonderer Mission« nach Leitomischl zu reiten.

Das mir verschlossen übergebene Telegramm enthielt die Mittheilung, dass Graf Mensdorf zur Inspicirung der Armee von Wien abgereist sei und sich ins Hauptquartier begeben werde. — — —

Für die durch die Kriegsbulletins ohnedies aufgeregten Gemüther der Bewohner von Zwittau bildete mein Ausritt aus dem Städtchen erst recht ein sensationelles Ereigniss. Wusste doch Niemand und wussten doch selbst die sonst jederzeit über Alles »Gutunterrichteten« nicht, wer ich sei, in wessen Auftrag ich den Ritt unternehme, welcher Zweck damit verbunden sei; war doch das alles sehr geheimnissvoll behandelt worden. Je dunkler aber ein Geheimniss ist, desto grösser die Sensation! Nebst den »Eingeweihten«, den Aerzten des Dumreicher'schen Corps, einem Stabsofficier und dem Telegraphenbeamten, umstanden mich noch, als ich mein Pferd bestieg, viele Insassen des kleinen Städtchens. Darunter mögen wohl Manche gewesen sein, die meinen Muth bewunderten. Die Preussen wären ja im Anzuge, so hiess es allgemein; wie leicht könnte es also geschehen, dass ich in Gefangenschaft gerathe, und welches Schicksal stünde mir dann bevor? So ängstigten sich wohl Manche um mich. Ja, Einer, ein alter angesehener Hopfenhändler des Ortes, der sogar als sehr muthig galt, weil er nicht, wie so viele andere der besitzenden Classe angehörigen Bewohner, die Flucht ergriffen hatte, vermochte sein Angstgefühl nicht zu unterdrücken und mitleidsvoll drängte er sich an mich heran, ermahnte mich zur strengsten Vorsicht, indem er mir leise zulispelte, dass er aus bestimmter Quelle erfahren habe, die Preussen seien schon in nächster Nähe.

Daran war nun freilich kein wahres Wort; unbehaglich war mir's aber doch zu Muthe, als ich mit meinem Begleiter Zwittau den Rücken kehrte und mich mit diesem allein bei hereinbrechender Dunkelheit auf der Landstrasse befand. Im Stillen machte ich mir Vorwürfe, die Mission übernommen zu haben, zumeist deshalb, weil sie mir ja doch

eigentlich — was mir freilich zu spät durch den Kopf ging — nicht von autoritärer Seite übertragen wurde; denn dass weder der Telegraphenbeamte noch viel weniger aber Professor Dumreicher die Berufenen waren, ein Depeschengeheimniss, von welcher Art immer, einem Fremden anzuvertrauen, ward mir erst jetzt, als ich über die Sache nachzudenken Gelegenheit hatte, recht klar. Indess war an all dem nichts mehr zu ändern. Jetzt galt es, nur so rasch als möglich das Ziel zu erreichen. Der Ritt hat mir auch weiter keinerlei Schwierigkeiten bereitet. Die Landstrasse, breit und mit einem festen Unterbau versehen, zieht sich eben dahin. Wir, mein Begleiter und ich, mussten aber doch unsere Pferde vorsichtig führen. Donner und Blitz verkündeten nämlich, nachdem wir etwa eine Stunde geritten waren, das Herannahen eines Gewitters. Der Himmel, kurz vorher klar und sternenbesät, erschien plötzlich weithin mit Wolken umzogen, welche die ganze Ebene verfinsterten. Auf die kürzeste Distanz war kein Ausblick möglich. Alles ringsumher war schwarz, die Felder und Wiesen, wie die Bäume, welche die Fahrstrasse einsäumten. Nur hie und da sah man in der Ferne einen Lichtfunken, der sich, je näher man kam, immer erweiterte und vergrösserte und sich schliesslich als ein Bivouakfeuer darstellte, um welches herum die bivouakirenden Soldaten lagerten, und das wohl nur angezündet war, um Licht zu geben. Den Pferden gab in dieser, man konnte fast sagen, schauerlichen Finsterniss, nur der weisse Boden der Strasse, der sich wie ein breites Band dahinzog, die Richtung an, und sie trabten ruhig und gleichen Schrittes weiter, trotz Donner und Blitz, wie eben alte, gut gerittene Soldatengäule.

Mit anbrechendem Morgen kamen wir in Leitomischl an. Das Gewitter war nicht recht zum Ausbruche gekommen, die Wolken hatten sich verzogen, der Himmel erschien wieder klar in seiner schönsten, hellsten, sommerlichen Bläue, und die aufsteigende Morgenröthe warf ihre goldene Beleuchtung auf den grossen Platz von Leitomischl, wo das bunte Gewoge der Soldaten aller Truppengattungen ein ganz eigenthümlich lebhaftes Bild zeigte. Es herrschte hier ein furchtbares Durcheinander, ein Gedränge, von dem man sich keine Vorstellung machen kann, und ein geradezu betäubender Lärm.

Mein Erscheinen, ein Civilist zu Pferd, mit einem Gendarmen an der Seite, musste selbstverständlich auffallen. Es war mir sehr erwünscht, dass ein Ordonnanzofficier an den Gendarmen heranritt und diesen befragte, wer ich sei und was ich hier wolle. Ich wies das an den Obercommandanten gerichtete Schreiben vor. Der Officier nahm es mir ab mit dem Bemerken, der Commandant sei jetzt nicht zu sprechen, das Schreiben werde ihm aber unverzüglich übergeben werden. Meine Mission war damit zu Ende. Ich stieg vom Pferde. Todmüde durch den langen Ritt, erschöpft von Hunger und Durst, suchte ich in der in der Nähe befindlichen Restauration Ruhe und Labung; hier erfuhr ich aber auch, dass Mensdorff bereits mit dem Obercommandanten, und zwar nicht in Leitomischl, zusammengetroffen war. Mein Ritt hätte also füglich unterbleiben können, und ich hatte es nur dem Feuereifer Professors Dumreicher zu danken, dass ich mit einer Mission betraut worden, die sich als ganz zwecklos erwies, mich aber der Gefahr aussetzte, als Spion erschossen zu werden, und mir für alle Fälle unnöthige Strapazen verursachte, welche allerdings auch wieder ihr Gutes für mich hatten, unerwartet Gutes, worüber zu seiner Zeit berichtet werden soll. Hier sei noch in Kürze erwähnt, dass ich mein Pferd dem Gendarmen überliess und mich einem Truppentransport anschloss, um wieder »heimwärts« zu kommen. Auf halbem Wege musste ich übrigens diesen Transport, der die Weisung bekam, die österreichisch-ungarische Grenze zu überschreiten, wieder verlassen. Nach mancherlei Irrfahrten erreichte ich dann endlich die Hauptstadt Mährens.

Der Feldzug vom Jahre 1866 hat den bekannten Ausspruch des weisen Rabbi ben Akiba, dass es nichts Neues unter der Sonne gebe, ganz zu Schanden gemacht. In zehn Tagen ist vorher noch kein Krieg beendet worden. Ja, er hätte nicht einmal so »lange« gedauert, wenn es nach dem Wunsche des Obercommandanten FZM. Benedek gegangen wäre! Es ist schon an früherer Stelle erwähnt worden, dass Benedek, von Misstrauen erfüllt gegen seine beiden Chefs des Generalstabes, Henikstein und Krismanic, die er von allem Anbeginne des Feldzuges nicht gut leiden mochte, nach den zwei ersten grösseren Gefechten um deren Enthebung gebeten hatte, eine Bitte

die ihm auch Kaiser Franz Josef sofort gewährte, indem er den ihm von Obercommandanten in Vorschlag gebrachten General Baumgarten zum Chef des genannten Stabes ernannte, und es ist auch weiters bereits erwähnt worden, dass Benedek, voll Misstrauen gegen die Schlagfertigkeit der Armee und voll Hoffnungslosigkeit, jeder ernsten Schlacht gerne ausgewichen wäre.

Auch unter den energischesten Corpscommandanten gab es nun Einige, welche, wie ihr Obercommandant schon früher, dem Friedensschluss offen und rücksichtslos das Wort redeten, indem sie erklärten, dass bei Königgrätz die österreichische Waffenehre den Todesstoss erhalten habe; ein höherer Stabsofficier äusserte sich in Brünn mir gegenüber, als ich (am 6. Juli) meinen Pass vidiren liess und mich so nebenher erkundigte, ob es denn wahr sei, dass wir Venedig an Napoleon abgetreten haben, und dass damit auch der Krieg in Italien als beendet anzusehen sei: »jetzt hilft auch das nichts mehr. Bis wir die Truppen, die in Italien lagern, heraufbekommen, sind wir von den Preussen schon ganz besiegt«, und der General gab mir den gutgemeinten Rath, meiner Sicherheit wegen doch lieber gleich nach Wien zu gehen, denn auf dem Kriegsschauplatze sei nichts mehr zu thun; und er fügte noch hinzu: »Wir sind fertig.«

Ich konnte nicht daran glauben, dass es so schlimm stehe. Schon deshalb nicht, weil mir mittlerweile von sehr vertrauenswürdiger Seite aus Wien die Weisung zugegangen war, ich solle mich »unverzüglich« ins Hauptquartier begeben, da »wichtige Ereignisse« sich vorbereiten.

Noch ehe ich recht in Erfahrung bringen konnte, wo sich das Hauptquartier befinde, — ich war eben im Begriffe, mich für alle Fälle reisefertig zu machen — da drang von der Strasse herauf in meine Stube ein furchtbarer Lärm. Ich eilte zum Fenster und sah hunderte von Menschen über den Platz jagen und hörte laut schreien, und unterschied die Rufe: »Die Preussen kommen, die Preussen kommen!« Die österreichischen Truppen hatten in der Nacht vorher (am 11. Juli) Brünn verlassen und Tags darauf zogen wirklich die Preussen daselbst ein. Ich befand mich nun, ohne einen Schritt gethan zu haben, im Hauptquartier, freilich nicht, wie

die Weisung lautete, im österreichischen Hauptquartier, sondern in dem der preussischen Armee!

Ich stellte mich unter den Schutz des Bürgermeisters Dr. Giskra. So leicht ward mir dies übrigens auch nicht. Ich habe lange, länger als es mir lieb war, im Stadthause antichambriren müssen, ehe es mir möglich wurde, beim Bürgermeister »vorzukommen«. Er hatte, wie man sich denken kann, vollauf zu thun, und weit wichtigere Geschäfte als »Privat«-Personen zu empfangen. Ich nahm es ihm auch gar nicht übel, dass er mich etwas barsch mit den Worten begrüsste: »Was machen Sie noch hier? Warum haben Sie nicht mit unseren Truppen die Stadt verlassen?« Ehe ich noch die Antwort darauf geben konnte, riss Jemand die Thür auf, — es war ein Rittmeister der preusischen Armee, der in sehr erregtem Tone darüber Klage führte, dass viele Bürger sich weigern, das von ihnen Verlangte herzugeben, und dann noch mit lauter Stimme hinzufügte: »er sei fest entschlossen, die Kriegscontribution um das Zehnfache zu vermehren«, wenn der Bürgermeister nicht sofort die Bürger zur Raison bringen würde. Ich zog mich durch den offen gebliebenen Eingang zurück, musste aber im Nebenzimmer das auch weiterhin laut geführte Gespräch mit anhören.

»Vor Allem bitte ich den Herrn Rittmeister, nicht daran zu vergessen, dass Sie mit dem Bürgermeister von Brünn sprechen,« entgegnete Dr. Giskra schon etwas gereizt. »Was die Bürger leisten können, werden sie gewiss leisten, dafür will ich schon sorgen, aber bei uns in Oesterreich gilt das Sprichwort: »Wo nichts ist, da hat auch der Kaiser das Recht verloren«, und das gilt nicht blos von unserem Kaiser, sondern auch von Ihrem König.« Damit liess sich aber der Rittmeister nicht beschwichtigen, und er wiederholte seine Drohung, indem er noch hinzufügte, dass insbesondere für die Verpflegung und Unterbringung der Pferde gesorgt werden müsse. Aufs heftigste erzürnt erwiderte Dr. Giskra: »Zuerst muss ich für die Menschen, für meine Mitbürger sorgen, das, glaube ich, ist vor Allem Menschenpflicht; ich werde keinem Bürger von Brünn zumuthen, seinen Laden oder seine ebenerdig gelegene Wohnung zu räumen, damit Ihre Pferde untergebracht werden können. Ich

werde mich übrigens sofort zu Ihrem Vorgesetzten begeben, und wenn ich ihn nicht sprechen kann, mich an den Grafen Bismarck wenden. Bis ich von dort zurückgekehrt sein werde, werden Sie sich schon, Herr Rittmeister, gedulden müssen!«

Das war nun keine leere Drohung. Ohne Zögern verfügte sich Giskra, sobald der Rittmeister, wie man sich denken kann, etwas unwirsch über den unerwarteten Widerstand, den er hier gefunden, das Bürgermeisteramt verlassen hatte, in das Palais, wo das Hauptquartier untergebracht war, um daselbst seine Beschwerde vorzubringen. Er hatte es so eilig, dass er, an mir vorbeistürmend, sich nicht mehr Zeit nahm, mein Anliegen anzuhören; er rief mir nur noch in sichtbar aufgeregtem Zustande zu: »Warten Sie!« und fort war er. Ich wartete Giskra's Rückkunft nicht ab, sondern verfügte mich nach Hause und vervollständigte die Aufschreibungen über die wichtigen Erlebnisse der vergangenen Tage in meinem recht lückenhaft gewordenen Tagebuche.

Ich war eben im Begriffe, meine Wohnung zu verlassen, als ein Diener Giskra's erschien. Der Bürgermeister liess mich rufen und der Diener fügte noch hinzu: »Der Herr Doctor ist sehr ungehalten, dass Sie fortgegangen sind, ehe er zurückgekommen war.« Ich eilte sofort ins Stadthaus und fand dort Giskra noch aufgeregter als zuvor. »Sie werden doch gut thun, hier zu bleiben,« redete er mich ohne weitere Einleitung an, »ich glaube, es wird hier für Sie viel zu thun geben.« Auf mein Befragen, was denn in Aussicht stehe, erwiderte er kurzweg: »Der Friede!« Doch dürfe vorläufig kein Wort darüber gesagt werden. »Hören Sie,« wiederholte er, »kein Wort, wir sind sonst geschiedene Leute!« Ich konnte die Bemerkung nicht zurückhalten, dass ich ja eigentlich nichts zu melden wüsste und dass ja schon deshalb jede Warnung überflüssig sei. Es lag nicht in meiner Absicht, mehr zu erforschen, Mitwisser eines Geheimnisses zu werden, von dem ich ohnehin keinen journalistischen Gebrauch hätte machen dürfen. Giskra aber brachte es nicht über sich, etwas so Grosses, bei dem ihm selbst eine gewichtige Rolle zugefallen war, auf dem Herzen zu behalten. Er musste es sich ja doch »herunter« reden.

Die Thatsache, um welche es sich damals handelte, ist seither durch die persönlichen Mittheilungen Giskra's, die er einmal gelegentlich einer Delegationssitzung in Pest machte, allbekannt geworden. In einer vertraulichen Besprechung mit Bismarck habe ihn dieser mit einer hochwichtigen Mission, mit der Mission, den Friedensunterhändler zu machen, betraut. Es sei bei diesem Anlasse auch über die Friedensbedingungen gesprochen worden. Mit aller Offenheit habe Bismark damals die Gründe dargelegt, die es ihm räthlich erscheinen liessen, seinen König zum Friedensschluss zu bestimmen. Vor Allem sei ihm (Bismark) daran gelegen, der Mediation Frankreichs zuvorzukommen; er wolle nicht, dass sich eine fremde, eine nichtdeutsche Macht in die Angelegenheit der deutschen Stammesbrüder menge. Deshalb sei es aber nöthig, dass unverzüglich die Friedensunterhandlungen beginnen. Als Sieger thue Preussen gerne den ersten Schritt, und die Bedingungen, die es stelle, seien derart, dass Oesterreich ohne Bedenken sofort darauf eingehen könne. Er (Bismark) denke sich die Friedensbedingungen so: Integrität des österreichischen Gebietes mit Ausschluss Venetiens, das übrigens ohnehin schon an Napoleon abgetreten war, keinerlei Kriegsentschädigung, Oesterreich tritt aus dem Deutschen Bund und überlässt es Preussen, mit den norddeutschen Staaten einen eigenen Bund zu schliessen, wogegen es Oesterreich überlassen bleiben soll, sich mit den Süddeutschen zu verbinden.

Bismarck soll damals wiederholt betont haben, dass er für diese überaus milden Forderungen sich nur dann einsetzen könnte, wenn sie rasch, noch vor der Einmengung Napoleons, zugestanden werden, dessen Vertreter, wie ihm telegraphisch bereits bekannt gegeben worden sei, sich schon auf dem Wege nach dem preussischen Hauptquartier befinde, mit den weitestgehenden Vollmachten ausgerüstet.

Die Bedingungen erschienen nun in der That Giskra derart, dass Oesterreich, ohne seine Machtstellung im europäischen Concert aufgeben zu müssen, darauf eingehen konnte, und so theilte er mir denn auch mit, dass er die Mission übernommen habe; doch werde nicht er selbst nach Wien reisen. Das könne er in diesem Augen-

blicke nicht, ohne seine Pflichten als Bürgermeister zu verletzen, weshalb er eine andere vertrauenswürdige Persönlichkeit im Auge habe, die er auch bereits verständigen liess, und er hoffe, dass den Völkern Oesterreichs der Friede bald beschieden sein wird. Nach dieser hochinteressanten Mittheilung kam die Warnung, nur ja nichts, nicht einmal die geringste Andeutung hierüber verlauten zu lassen.

Man kann sich kaum eine Vorstellung von der Aufregung machen, in welcher sich Giskra befand; er kam noch wiederholt auf die Details der Friedensbedingungen zu sprechen, erklärte sie als äusserst rücksichtsvoll, und combinirte auch, weshalb sie Bismarck in der milden Form stelle; auch zweifelte er gar nicht daran, dass man in Wien die Bedingungen ohneweiters acceptiren werde. »Sie werden sehen,« fügte er hinzu, »wir haben in wenigen Tagen den Frieden.«

Die Persönlichkeit, welcher Giskra die ihm zugedachte Mission übertragen hatte, war der Handelskammer-Präsident von Brünn, Freiherr von Herring. Dieser begab sich noch an demselben Tage (12. Juli) nach Wien, gleichfalls voll froher Hoffnung.

Mit ungeheurer Aufregung und Spannung sah Giskra der Rückkunft Herring's entgegen. Sie liess etwas lange auf sich warten. Was Giskra hiebei ganz besonders beunruhigte, war, dass er ohne alle Nachricht blieb. Er hoffte, schon am nächsten Tage durch einen besonderen Boten einen Bericht Herring's über dessen Aufnahme auf dem Ballplatze und über den Eindruck zu erhalten, den seine Mission auf die leitenden Staatsmänner gemacht habe. Es kam aber keine Nachricht und sie blieb auch am nächsten Tage aus. Die Anfrage Bismarck's, weshalb man ihn ohne Bescheid lasse, steigerte noch mehr die Aufregung Giskra's, der sich das Stillschweigen Herring's absolut nicht zu erklären wusste. Zum Ueberfluss ward ihm aber noch (am 14. Juli) die officielle Mittheilung, dass das preussische Hauptquartier von Brünn nach Nikolsburg verlegt wird, und das geschah in der That, ohne dass Giskra in der Lage gewesen wäre, vorher noch über den Erfolg der Friedensmission irgend eine Mittheilung machen zu können.

Erst nach 36 Stunden kam Freiherr von Herring wieder nach Brünn. Ich erfuhr das sofort nach seiner Ankunft; doch welchen

Erfolg seine Mission gehabt, darüber war absolut nichts zu erfahren; nur aus der Aufregung Giskra's, aus seinem zornesbleichen Gesichte, als ich mir die Anfrage erlaubte, ob die Friedenshoffnungen sich erfüllt hätten, kurz, aus verschiedenen Aeusserlichkeiten liess sich herauscombiniren, dass Herring's Bericht nicht zur Zufriedenheit Giskra's ausgefallen sein mochte. Ich hörte nur, dass Baron Herring dem preussischen Hauptquartier nach Nikolsburg nachgefahren sei, um dort über den Erfolg seiner Wiener Reise zu berichten. Am 15. Juli endlich, als ich mich von Giskra verabschiedete, da ich nach Wien zurückberufen worden war, wurde Giskra wieder mittheilsamer. So erfuhr ich denn, dass Herring's Mission seltsamer Weise ganz erfolglos gewesen war.

In einer geradezu unbeschreiblichen Aufregung erzählte mir Giskra, dass Baron Herring bei seinem ersten Besuch beim Grafen Mensdorff den Eindruck gewonnen habe, dass dieser von den preussischen Friedensvorschlägen angenehm überrascht worden sei, und sich sofort bereit erklärte, dieselben dem Kaiser zu unterbreiten und auf ein Eingehen in officielle Unterhandlungen anzurathen. Bei dem zweiten Besuche habe Herring jedoch den Minister des Aeussern schon weit zurückhaltender gefunden, und bei der dritten, letzten Unterredung zeigte sich plötzlich Graf Mensdorff gänzlich umgestimmt, da er im Gegensatz zu seinen Aeusserungen in der ersten Besprechung nunmehr erklärte, »man« könne sich insolange nicht in ernstere Verhandlungen einlassen, bis nicht eine officielle Persönlichkeit, mit den nöthigen Vollmachten ausgerüstet, mit den Friedensunterhandlungen betraut worden sei. Auf Herring's Gegenbemerkung, dass das österreichische Cabinet eine solche Persönlichkeit erwählen und ins preussische Hauptquartier entsenden könne, soll jedoch Graf Mensdorff ausweichend geantwortet haben.

Giskra wüthete. Er war der Ansicht, dass bessere Bedingungen, als sie Bismark gestellt hatte, kaum zu erlangen sein werden; er bedauerte es, dass man die Sache so ohneweiters von sich gewiesen, und fügte noch hinzu: »Ich glaube, unsere weisen Staatsmänner haben schon wieder einmal die Ueberfuhr versäumt.« Wie recht er

doch hatte! Schon am nächsten Tage konnte ihm Herring berichten, dass alles verloren sei. Bismarck habe ihn nämlich, noch ehe er zur Berichterstattung kam, schon mit den Worten empfangen, es sei Alles vorbei, Napoleons Mediation sei bereits angenommen, Benedetti's Ankunft werde mit jeder Minute erwartet; er (Bismarck) habe es mit Oesterreich gut gemeint, und er bedauere es auf das lebhafteste, dass man in Wien so lange gezögert habe. Jetzt müsse man abwarten, welche Vorschläge Napoleon machen werde.

Heute weiss man bereits, welche Motive die damals massgebenden Staatsmänner hatten, auf die Vorschläge Bismarck's nicht einzugehen, und auch, welche Staatsmänner es waren, die sich entschieden ablehnend dagegen verhielten. Heute weiss man, dass Graf Mensdorff, der, wie bekannt, von vorneherein ein Gegner des Krieges war, ohneweiters bereit gewesen wäre, sich in Friedensunterhandlungen einzulassen und einen Bevollmächtigten nach Brünn zu entsenden. Entschieden ablehnend dagegen verhielt sich Graf Eszterhazy und die damals eben sehr einflussreiche clericale Partei. Ueber den Kopf des Ressortministers hinweg wurde beschlossen, die Vorschläge Bismarck's ausweichend zu beantworten. Man hatte sich der Hoffnung hingegeben, durch die freundschaftlichen Gesinnungen Napoleons bessere Bedingungen zu erzielen, schliesslich auch nach der Heranziehung der frei gewordenen Truppen aus Italien den Krieg mit verstärkter Macht aufnehmen zu können, um die Waffenehre Oesterreichs wieder voll herzustellen.

Giskra berichtete darüber einige Jahre später (1871) in der Delegationssitzung in Pest, und was er damals mittheilte, wurde seither von keiner Seite dementirt. Dagegen wurde der ganze Heerbann der officiösen Correspondenten auswärtiger Blätter gegen den »kleinen Bürgermeister einer kleinen Provinz, der durchaus ein grosser Staatsmann eines grossen Staates sein möchte,« losgelassen, und es wurde vielfach an ihm herumgenörgelt. Man machte ihm einen Vorwurf daraus, dass er eine ihrer Natur nach sehr vertrauliche Mittheilung »vorzeitig« preisgab. Andere wieder versuchten Giskra gar lächerlich zu machen, indem sie in Zweifel zogen, dass die ihm übertragene Mission ernst gewesen.

Bismarck — so behaupteten sie, ohne sich diesbezüglich auf eine Thatsache oder auf eine Autorität berufen zu können — habe sich »damals« nur »einen Spass gemacht«. Und Andere, die etwas Aehnliches glauben zu machen versuchten, behaupteten wieder, der preussische Staatsmann habe nur »einen Fühler« ausstecken wollen, wie man sich in Wien zu einem etwaigen Ausgleich, wenn er preussischerseits angeregt werden sollte, verhalten würde, und wäre man auf die durchaus nicht ernst gemeinten Vorschläge eingegangen, so würde sich da nur für die österreichischen Diplomaten ein volles Fiasco herausgebildet haben. Es sei deshalb »sehr klug gewesen«, nicht darauf einzugehen.

Einen Anderen als Giskra hätten vielleicht alle diese nachträglichen Angriffe ganz kalt gelassen. Er aber sah sich dadurch in seiner Empfindlichkeit verletzt, eine Schwäche, die ihn zu jeder Zeit beherrschte, und er glaubte die Angriffe nicht unerwidert lassen zu dürfen, ihnen mit aller Rücksichtslosigkeit entgegentreten zu müssen. Er griff also zur Feder und schrieb einen geharnischten Artikel gegen die »Söldlinge des Pressbureaus«, der so umfangreich war, dass die Veröffentlichung desselben den Raum eines Tagesjournals von dessen Titel bis zur Signatur des verantwortlichen Redacteurs ausgefüllt hätte. Zum Abdruck kam freilich das interessante Schriftstück nie, obschon sich damals der Redacteur eines grossen Journals, dem die Arbeit vorgelegen, bereit erklärt hatte, sie »in Fortsetzungen zu bringen«. Interessant war diese Arbeit deshalb, weil darin noch manche Details der Unterredung Bismarck's mit Giskra enthalten waren, die, so viel mir bekannt, auch später nicht veröffentlicht wurden. Eine Dame, deren Urtheil Giskra hoch schätzte, die lange Zeit hindurch einen politischen Salon unterhielt, Besuche von Staatsmännern, Politikern von Namen und militärischen Würdenträgern empfing und allgemein als kluge und und tactvolle Politikerin galt, rieth jedoch Giskra von der Veröffentlichung entschieden ab, indem sie von der ganz richtigen Ansicht ausging, dass aus der Entgegnung sich nur eine Polemik herausbilden würde, bei welcher Jene, die berufsmässig die Feder führen, immer im Vortheil wären.

So verzichtete er denn auf die Drucklegung. Vorgelesen hat er aber seine Arbeit so Manchem. Auf diese Weise kam auch ich zur Kenntniss des Inhaltes der »Entgegnung«, und Manches, was diese enthielt, ist mir bis heute im Gedächtniss geblieben. So erinnere ich mich, dass darin eine Kritik Bismarck's, und eine sehr drastisch scharf tadelnde Kritik der Politik der österreichischen Diplomaten zur Zeit des Schleswig-Holstein'schen Krieges enthalten war; es waren auch die Anschauungen des preussischen Staatsmannes dargestellt, die sich dahin zuspitzten, dass der Krieg zwischen Preussen und Oesterreich ganz leicht zu vermeiden gewesen wäre, wenn nach Beendigung jenes Feldzuges Oesterreich zu einer Verständigung mit Preussen die Hand geboten hätte .... Das stand nun und steht freilich im vollen Widerspruch zu den bekannten Thatsachen und den Verhältnissen, wie sie sich damals entwickelten; aber eben darum wäre es von Interesse gewesen, wenn die Mittheilungen hierüber in die Oeffentlichkeit gelangt wären. So zwischen den vier Wänden lässt sich freilich Manches gut behaupten, was in seinen Voraussetzungen und somit auch in seinen Schlussfolgerungen vielleicht falsch ist.

Auch Complimente Bismarck's, die dem Selbstbewusstsein Giskra's schmeichelten, waren in dem Schriftstücke des letzteren wortgetreu wiedergegeben. So soll Bismarck im Laufe der Unterredung unter Anderem gesagt haben: »Ich sehe Sie noch als österreichischen Minister, und ich hoffe, wir werden dann noch viel miteinander zu thun haben!« Auf diese Aeusserung that sich Giskra ganz besonders viel zu Gute. Ich bin auch überzeugt, dass jene »Entgegnung« sich nach dem Ableben Giskra's unter seinen hinterlassenen Papieren befunden hat; denn ich glaube nicht, dass er, der viel auf sie hielt, sie vernichtet haben wird.

Wien vor und nach dem Friedensschluss.

Ich bin im Vorstehenden den Ereignissen einigermassen vorausgeeilt und nehme nun den Faden der chronologischen Berichterstattung dort wieder auf, wo er abgerissen wurde.

Als ich gegen Ende Juli wieder in Wien eintraf, fand ich hier eine Stimmung vor, die sich von jener auf dem Kriegsschauplatze wesentlich unterschied. Dort war sie eine gedrückte, hier eine aufgeregte, und diese aufgeregte Stimmung beherrschte alle Kreise. Sie gab sich kund im Gemeinderathe, dem einzigen Vertretungskörper, welcher von Belcredi noch nicht mundtodt gemacht war, in geheimen Versammlungen und an öffentlichen Orten. Man scheute sich nicht, die Männer rücksichtslos anzuklagen, welche Oesterreich in leichtfertiger Weise in einen aussichtslosen Krieg verwickelt hatten; man untersuchte nicht erst, ob er überhaupt zu vermeiden gewesen wäre, man bekrittelte das Geschehene, unbekümmert um das, was vorangegangen war. Man überhäufte mit Spott die Führer auf dem Kriegsschauplatze, bei deren Wahl mehr der historische Adelsname als Talent und Befähigung den Ausschlag gegeben; am entschiedensten und rücksichtslosesten sprach sich jedoch die öffentliche Meinung gegen die Regierung aus, zumal gegen Belcredi und den Grafen Eszterhazy, die man für alles Unglück, das über das Land hereingebrochen war, verantwortlich machte. Allüberall wurden Resolutionen wegen Einberufung der Vertretungskörper, der Landtage und des Reichsrathes beschlossen, und zumal im centralistischen Wien waren die Kundgebungen dieser Art am lautesten.

Welche Stellung nahm nun zu all' dem die Regierung ein? Sie verhängte (am 26. Juli) den Belagerungszustand über die Haupt- und Residenzstadt. Auch ein Auskunftsmittel.

Grosse und wichtige Ereignisse hatten sich bereits vorher abgespielt. Venedig war an Napoleon abgetreten worden, ein Manifest des Kaisers an seine Völker war erschienen, worin der Monarch erklärte, dass er nie in den Abschluss eines Friedens willigen werde, der die Grundbedingungen der Machtstellung des Reiches erschüttern würde. Die Südarmee wurde in Eilmärschen zurückgezogen und ihre Vereinigung mit der Nordarmee beschlossen. Erzherzog Albrecht wurde zum Commandanten und FML. John zum Generalstabschef sämmtlicher operirenden Armeen Oesterreichs ernannt (10. Juli). Der Bürgermeister von Wien, Dr. Zelinka, sprach dem Kaiser in einer besonderen Audienz die Besorgnisse der Reichshauptstadt aus, welche durch die auf dem linken Donauufer bei Floridsdorf zum Schutze von Wien errichteten Schanzen hervorgerufen worden seien. Erzherzog Albrecht war inzwischen schon in Wien angelangt und hatte bereits seinen ersten Tagesbefehl erlassen.

Man hatte sich also in der That am Albrechtsplatz und Am Hof für die Fortsetzung des Krieges eingerichtet, während man bereits am Ballplatz die Mediation Napoleons acceptirt hatte. Dort rüstete man zum Krieg — hier zum Frieden.

Auch Belcredi war nicht müssig. Es liess wieder Deak nach Wien kommen, um den infolge des Krieges abgerissenen Faden der Unterhandlungen mit Ungarn wieder aufzunehmen, und es wurde in der Herrengasse die Frage der Bildung eines ungarischen Ministeriums eifrigst durchgesprochen. Man kann sich also leicht eine Vorstellung von der Stimmung der Bevölkerung machen, die von Tag zu Tag und von Stunde zu Stunde immer wieder durch neue Gerüchte neuerdings in Aufregung versetzt wurde.

Ich, für meine Person, hatte auch darunter sehr zu leiden. Ich wusste nicht, sollte ich mich für den Krieg oder für den Frieden vorbereiten, sollte ich mich bereit halten, wieder nach dem Kriegsschauplatze zurückzukehren, oder konnte ich meine Mission als beendet betrachten? Niemand wusste etwas Bestimmtes darüber zu sagen. Herr von

Teschenberg, der seine Informationen als Chefredacteur der »Wiener Zeitung« am Ballplatz erhielt, meinte, es sei alle Aussicht vorhanden, dass die nächsten Tage den Frieden bringen werden; im Landhause in der Herrengasse, dem Sitze des patriotischen Hilfsvereines, herrschte die gegentheilige Meinung vor, gestützt theils auf mündliche Mittheilungen hoher Militärs, theils auf Zuschriften aus dem Kriegsministerium, dass der Verein alle seine Kräfte aufbieten möge zur Herbeischaffung alles dessen, was für die Pflege von Verwundeten nothwendig sei. Jedenfalls musste ich rechtzeitig darauf bedacht sein, meinen Aufenthaltsschein für den Kriegsschauplatz vidiren zu lassen, und ich überliess dies, da im Kriegsministerium eine Erledigung absolut nicht zu erreichen war, dem Secretariat des patriotischen Hilfsvereines, respective dem Präsidenten des Vereines.

Der Vorstand dieses Vereines beauftragte mich zur selben Zeit, einen ausführlichen, schriftlichen Bericht über meine Erlebnisse und Wahrnehmungen auf dem Kriegsschauplatze zu erstatten. Anfänglich war blos in Aussicht genommen, dass dieser Bericht in einer der Plenarsitzungen des Ausschusses zur Verlesung gebracht und dann dem Protokolle beigefügt werden sollte. Es kam aber zu meiner grössten Ueberraschung anders. Dem Berichte musste ich, immer im Auftrage des Ausschusses, einen durch statistische Daten über die Thätigkeit des Hilfsvereines verstärkten Auszug für die Journale folgen lassen, und der Bericht selbst, der allerdings Manches enthielt, was in dem officiellen Berichte bisher nicht gesagt worden war, bildete den Gegenstand ernsterer Beachtung an Stellen, an die ihn zu adressiren ich ursprünglich nicht gedacht hätte. Die Wirkung war eine solche, dass das Ministerium des Aeussern unter Berufung auf jene Arbeit und meine Thätigkeit auf dem Kriegsschauplatze aus eigener Initiative mich für eine Auszeichnung beim Kaiser in Vorschlag brachte.

Infolge jenes Berichtes wurde mir nach wenigen Tagen auch schon eine zweite Mission übertragen. Sie ging diesmal direct vom Ausschuss des patriotischen Hilfsvereines aus.

Der Krieg war inzwischen beendet, wenigstens so viel wie beendet, wenn auch die Verträge über den Abschluss des Friedens noch nicht

formell von den Vertretern beider kriegführenden Mächte unterzeichnet und ausgetauscht waren. Die Waffen ruhten bereits und die Aufmerksamkeit lenkte sich nunmehr den armen Verwundeten zu, die nach dem Rückzuge unserer Truppen in den Spitälern auf dem Kriegsschauplatze verblieben waren und der feindlichen Obsorge überlassen bleiben mussten. Professor Dumreicher erhielt vom Kriegsministerium den Auftrag: »die in den Festungen Königgrätz und Josefstadt und in den feindlichen Lazarethen befindlichen k. k. österreichischen Verwundeten« zu besuchen, die sanitätsbehördlichen Massregeln einzuleiten und diesbezüglich entsprechende Anträge zu stellen, zugleich aber den ärmsten Bewohnern im Bereiche des Kriegsschauplatzes Hilfe zu bringen.« Um dieser doppelten Aufgabe entsprechen zu können, wurde eine gemischte Commission gebildet. Ihre Mitglieder waren: Dr. Skoda (Bruder des berühmten Professors an der Wiener Hochschule), Landes-Medicinalrath von Böhm, Dr. Zoborski, k. k. Stabsarzt, Dr. Freiherr von Mundy, k. k. Regimentsarzt, Dr. Mosetig, akademischer Docent (jetzt Professor in Wien), Dr. Pichler, Dr. Kaltenbach und die Mitglieder des patriotischen Hilfsvereines in Wien Herr Baron Gorup-Besanetz, k. k. Rittmeister a. D., Herr Rohrweck, k. k. Oberlieutenant a. D., denen ich als Secretär beigegeben war. Zu unserer Dienstleistung stellte uns noch der genannte Verein drei Diener bei. Zur Förderung der Wirksamkeit dieser Commission war seitens des Kriegsministeriums alles vorher eingeleitet worden. Professor Dumreicher erhielt eine vom General Moltke unterzeichnete Ordre, durch welche er sich bei den verschiedenen Spitalscommandanten auf dem Kriegsschauplatze legitimiren konnte, die auch angewiesen wurden, die Commission in Allem und Jedem zu unterstützen.

Die den Mitgliedern hier übertragene Mission war eine sehr ehrenvolle, aber auch durch die mittlerweile auf dem Kriegsschauplatze ausgebrochene Cholera eine äusserst gefahrvolle. Die Aerzte hatten nicht nur den Verwundeten, sondern der von der furchtbaren Krankheit heimgesuchten Bevölkerung ihren Beistand zu leisten. Den beiden erstgenannten Mitgliedern des patriotischen Hilfsvereines fiel die Aufgabe zu, für eine entsprechende Verpflegung der Verwundeten

und Kranken zu sorgen, und ich hatte nach den Angaben der Aerzte die Namensliste der in den Spitälern befindlichen Soldaten, die Art ihrer Verwundungen (ob leichte oder schwere) zu registriren, und die Correspondenzen der Verwundeten und Kranken mit ihren Angehörigen zu vermitteln.

Als sich die Commission in den ersten Tagen des Monats August vor dem Hause, in welchem Professor Dumreicher wohnte (das Stiftungshaus des juridisch-politischen Lesevereines) zur gemeinschaftlichen Abfahrt versammelte, machte die kleine Wagencolonne einiges Aufsehen, zumal Professor Dumreicher, wie bei seinen früheren Expeditionen, auch jetzt in der Uniform eines Regierungsrathes erschienen war, und die Neugierigen, die sich in der Rothenthurmstrasse postirt hatten, sich keine rechte Vorstellung davon machen konnten, welchen Zweck die Abfahrenden verfolgen.

Am 9. August war die Commission an dem ersten Orte ihrer Bestimmung angelangt. Es war dies vor Prossnitz, wo sich ein Spital (in österreichischer Verwaltung) befand. Vor dem ersten Hause dieser Ortschaft, und zwar quer gegen die Fahrstrasse, befand sich eine auf einer ziemlich hohen Stange befestigte Tafel mit der Aufschrift: »Hier herrscht die Cholera« — für die nichtärztlichen Mitglieder der Commission ein nicht sehr erbauliches Aviso. Dieses improvisirte Spital war übrigens mehr von Kranken als von Verwundeten belegt, und die Inspicirung ging daher ziemlich rasch vor sich. Es wurden ferner besucht die Lazarethe in Vestarz, Nechanic und Hradek und am 10. August die Spitäler in Nadelist, Cerekvic und Horic. Hier traf die Commission mit Herrn Geheimrath von Langenbeck, Professor an der Berliner Hochschule, zusammen. Das Gespräch zwischen den beiden ärztlichen Autoritäten bewegte sich in den freundschaftlichsten und collegialsten Formen. Professor Dumreicher berichtete über seine Wahrnehmungen, die er gelegentlich der Inspicirung der unter der preussischen Verwaltung befindlichen Spitäler gemacht, anerkannte in lobendster Weise, was er gesehen; nur in Betreff des in der That trostlosen Zustandes des Lazarethes in Vestarz konnte Professor Dumreicher nicht umhin, seinem Erstaunen in unverhohlener Weise Ausdruck zu geben.

Ueber dieses Zusammentreffen der beiden Professoren wurde seinerzeit viel geschrieben, und es kam beiderseits zu heftigen Angriffen, theils in Zeitschriften (»Nordeutsche allgemeine Zeitung« in Berlin und der »Medicinischen Zeitschrift« in Wien), theils in Broschüren, die vom Standpunkte der Wissenschaft sehr zu beklagen waren und auch allenthalben den peinlichsten Eindruck machten.

Professor Langenbeck, gereizt durch falsche Mittheilungen über Aeusserungen, die Professor Dumreicher über seine Person vorgebracht haben sollte, trat gegen seinen Collegen mit vehementen Angriffen auf, die dieser selbstverständlich nicht unerwidert lassen konnte; darauf folgten Klagen und Gegenklagen, Angriffe und Beschuldigungen aller Art, und schliesslich wurden in den Kampf der wissenschaftlichen Autoritäten auch Fernerstehende mit hineinbezogen und die Zeugenschaft derjenigen angerufen, die zufällig das erste Gespräch zwischen Professor Langenbeck und Professor Dumreicher mit angehört hatten. Auch mir war dabei eine ähnliche Rolle zugewiesen; ich musste nämlich nachher über das Gehörte, dem ich ohnehin schon früher einen ausführlichen Bericht an den patriotischen Hilfsverein gewidmet hatte, nochmals eine schrifliche Darstellung geben, die in einer der diesem Streite gewidmeten Broschüren Aufnahme gefunden hat.

Ueber den allgemeinen Zustand der unter preussischer Verwaltung gestandenen Lazarethe liess sich übrigens nur Gutes berichten. Die Belegräume waren in der Mehrzahl zweckentsprechend, die Zahl der Aerzte mehr als hinreichend, die barmherzigen Schwestern waren vom regsten Pflichteifer beseelt, und andere freiwillige Krankenpflegerinnen wetteiferten mit denselben in der Pflichterfüllung; ausserdem stand eine hinreichende Zahl von Wärtern zur Verfügung. Die Lebensmittel für die Verwundeten und Kranken wurden durch Requisition, die mitunter für die Bevölkerung, die auch keinen Ueberfluss hatte, freilich sehr drückend war, herbeigeschafft, und ausserdem that auch sehr viel der Johanniter-Orden, der allen Bedürfnissen der Verwundeten im reichlichsten Masse abhalf und mit nicht genug anzuerkennender Bereitwilligkeit jeden ausgesprochenen Wunsch,

soweit dies nur überhaupt möglich war, sofort erfüllte. Alle Bedingungen zu einer ausserordentlich guten Lazarethpflege waren mithin gegeben.

Die Zusammenstellung von Namenslisten, die Ausfüllung gewisser mir vorgeschriebener Tabellen erforderte blos einige Aufmerksamkeit. Es ist dies eine rein mechanische Arbeit, eine Aufgabe, die, da mir auch ausreichende Hilfskräfte zur Verfügung standen, an und für sich leicht zu lösen war. Sie wurde mir nur erschwert, ja häufig ganz unmöglich gemacht durch die Epidemie, respective durch ihre verheerende Wirkung. Verwundete, die am Vormittag als solche in die Listen eingetragen wurden, starben oft schon nach wenigen Stunden, nachdem die Tabellen bereits expedirt waren, so dass nicht einmal mehr eine Correctur derselben vorgenommen werden konnte, und die Betreffenden erst in der nächsten Liste wieder als »todt« verzeichnet werden mussten.

Ich erlebte da geradezu erschütternde Scenen! Ein sächsischer Soldat, bei welchem die Heilung seiner ursprünglich schweren Verwundung einen raschen und günstigen Verlauf genommen hatte, so dass ihm der Spitalscommandant die erfreuliche Aussicht eröffnen konnte, er werde bald beurlaubt und nach Hause fahren können, was er mir mit der Bitte mittheilte, ich möchte dies seinen, um sein Befinden gewiss sehr besorgten Angehörigen schreiben, starb an demselben Tage noch an der Cholera, nachdem das gewünschte Schreiben bereits abgegangen war, und es fiel mir da die über alle Massen peinliche Aufgabe zu, dem ersten hoffnungsvollen Brief einen zweiten mit der erschütternden Todesnachricht nachzuschicken! Und es war dies kein vereinzelter Fall, Aehnliches wiederholte sich fast mit jedem Tage!

Der patriotische Verein hatte zur speciellen persönlichen Dienstleistung bei seinen Delegirten drei Dienstmänner engagirt, die sich in unserer steten Begleitung befanden. Mein Diener, ein verhältnissmässig noch junger Mann, gesund und kräftig, wich fast nie von meiner Seite, und da er schreibkundig war, verwendete ich ihn, um ihm noch einen Nebenverdienst zukommen zu lassen, auch bei der Ausfüllung der Listen und dictirte ihm ausserdem Briefe für die

Angehörigen der Verwundeten. Eben weil er so anstellig, fleissig und überaus pflichttreu war, liess ich ihn nie im Spital schlafen, sondern stets in meinem Zimmer, das mir jeweilig von dem Stadtvertreter angewiesen und gewöhnlich sehr geräumig und gut gelegen war.

Eines Morgens erwachte ich etwas später als sonst; es war bereits 7 Uhr Morgens, während ich an den früheren Tagen schon um 5 Uhr Früh »in Dienst« war. Ich war aber nicht wenig überrascht, als ich auch meinen Diener noch ruhig in seinem Bette liegen sah. Ich rief ihm zu, er antwortete nicht. Ich rief mit lauter Stimme; wieder vergeblich, der Diener rührte sich nicht. Da blieb mir denn nichts übrig, als mich zu seinem Bette zu begeben, um durch heftiges Rütteln ihn aus dem Schlafe zu wecken. Vergebens! Der Diener war todt. Auch er war der Cholera zum Opfer gefallen! Offenbar nur um mich nicht aus dem Schlafe zu stören und mich nicht zu beunruhigen, ertrug der Arme die furchtbaren Schmerzen, ohne ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Auf dem Nachttischchen vor seinem Bette stand ein fast entleertes Fläschen mit Choleratinctur, mit welcher wir Alle für die »erste Hilfe« versehen waren. Ich war starr vor Schrecken!

Mein Auge hatte sich in den letzten Wochen an den Anblick Verwundeter, grässlich Verstümmelter und Todter schon gewöhnt, der Anblick Sterbender war für mich etwas Alltägliches geworden, ich hatte vorher schon Hunderte nach qualvollen Schmerzen aus dem Leben scheiden gesehen. Ich hatte nach und nach die Kaltblütigkeit, mit welcher die Aerzte am Krankenlager eines Sterbenden stehen, begreifen gelernt; auch das Schrecklichste kann durch häufige Wiederholung viel von seiner Schrecklichkeit einbüssen — bei dem Anblick meines todten Dieners jedoch vermochte ich mich kaum zu fassen, und auch heute noch, indem ich mich dieses Vorfalles erinnere, läuft es mir eiskalt über den Rücken. Der Tod trat da so unvermittelt ein! Wenige Stunden vorher hatte ich den kräftigen Mann noch frisch, gesund und arbeitsfreudig gesehen, und nun lag er als Leiche vor mir! Ich vermochte lange nicht den Gedanken los zu werden, dass der Arme vielleicht doch sein Leben hätte retten können, wenn

er rechtzeitig ärztliche Hilfe in Anspruch genommen hätte, und dass er nur ein Opfer seiner Diensttreue geworden.

Meine Collegen, die beiden Delegirten des patriotischen Vereines, riethen mir, mich nach einem anderen Diener umzusehen, ein Officier stellte mir freundlichst seinen Diener zur Verfügung und übernahm es, beim Commandanten die Erlaubniss einzuholen, dass mich sein Bursche bis zur Beendigung meiner Mission begleiten dürfe. Ich habe jedes ähnliche Anerbieten dankend abgelehnt. Ich blieb fernerhin allein und verzichtete gerne auf jede fremde Hilfeleistung!

Beinahe fünf Wochen nahm diese Expedition in Anspruch. Sie war reich an trüben und düsteren Erlebnissen. Die üppige Phantasie eines Romanschriftstellers vermag nicht erschütterndere Vorfälle zu ersinnen, als sie sich hier in Wirklichkeit ereigneten! Die schwierige Tagesarbeit, die eigene Mühe und die Strapazen — sie kamen da gar nicht in Betracht. Die sich der Aufgabe unterzogen, den Kranken und Verwundeten Hilfe zu bringen, sie in den Spitälern auf dem Kriegsschauplatze aufzusuchen, wo die Cholera wüthete, mussten sich ja von vorneherein bewusst sein, dass die Durchführung ihrer Mission zuweilen mit grossen Schwierigkeiten verbunden sei. Was wir aber in Wirklichkeit erlebten, dass ein grosses und umfangreiches Aufgebot der verschiedensten Hilfsmittel sich als unzureichend herausstellen sollte, und dass noch vieles Andere, was über die menschliche Voraussicht hinausging, und dem gegenüber jede Hilfe sich als machtlos erwies, das Hilfswerk zu einem peinlichen und herzerschütternden gestalten würde, — das hatte Niemand voraussehen können und hatte auch Niemand vorausgesehen!

Nach unserer Rückkehr vom Kriegsschauplatze trat gleich in den ersten Tagen ein Vorfall ein, welcher den traurigen Erlebnissen während der Expedition einen tragischen Abschluss gab. Mein College vom patriotischen Verein, Freiherr von Gorup, der seine Aufgabe überaus ernst und gewissenhaft erfüllt hatte, den ganzen Tag und mitunter auch ganze Nächte im Dienste gewesen war, sich allen Mühen unterzogen und alle Warnungen der Aerzte ignorirt hatte, war unangefochten von all' dem Erlebten frisch und gesund nach Hause zurückgekehrt. Der erste Sonntag, den er wieder im Kreise

seiner Familie verbrachte, wurde mit einem heiteren Mahle gefeiert, bei dem er an dem Knochen eines Huhns erstickte!

Und als ob das Schicksal sich nur in drastischen Effecten gefiele, brachte an demselben Tage die Post das Anerkennungsschreiben des Präsidiums des patriotischen Hilfsvereines, in welchem der Himmel gepriesen wurde, der uns (die drei Delegirten des Vereines) vor allen Gefahren bewahrt hatte!!!

Beust und der Dualismus.

Am 30. October 1866 wurde Freiherr von Beust zum Minister des Aeussern ernannt. Wochen vorher wurde das Eintreten dieses »Ereignisses« schon vielfach öffentlich besprochen. In der deutschliberalen Partei herrschte die Meinung, Beust werde nur dann im Hôtel auf dem Ballplatz erscheinen, wenn vorher der Auszug Belcredi's aus dem Palais in der Herrengasse stattgefunden habe.

»Ich habe eine zu gute Meinung von dem Diplomaten und Staatsmanne Beust, von seiner seltenen Begabung, zumal aber ist seine deutsche Gesinnung zu bekannt, als dass ich annehmen könnte, dieser Mann werde mit einem Belcredi in einem Cabinet zusammensitzen«, so schrieb mir Skene, als ich nach mehreren vergeblichen Versuchen, ihn in seiner Wohnung zu sprechen, mit der schriftlichen Anfrage mich an ihn gewendet hatte, ob er etwas darüber wisse, dass Beust's Ernennung zum österreichischen Minister wirklich schon für die nächsten Tage bevorstehe. »Insolange Sie nicht in der »Wiener Zeitung« die Enthebung dieses »verdienstvollen Mannes« von seinem Posten als Staatsminister lesen, ist Beust's Erscheinen in Oesterreich als ausgeschlossen zu betrachten, und gehört die Uebernahme der Geschäfte durch diesen deutschen Mann zu den vielen anderen frommen Wünschen unserer Partei!« So heisst es in diesem Schreiben weiter, interessant heute deshalb, weil im Laufe der Zeiten gerade Skene mit einer der enragirtesten und unversöhnlichsten Gegner Beust's geworden ist, eine Gegnerschaft, die nur noch übertroffen wurde durch jene des Dr. Herbst und zumal des Fürsten Carlos Auersperg, welcher Beust als »die Beule am österreichischen

Körper« bezeichnete, und welcher derartige wenig schmeichelhafte Kraftausdrücke für den ersten Beamten des Staates bei vielen Gelegenheiten bereit hatte.

Wer sich aber von allem Anfang an über den Freiherrn von Beust, über seine Thätigkeit, und zumal über seinen Charakter keiner Täuschung hingab, das war der alte Achtundvierziger aus dem Frankfurter Parlament und nachmalige Chefredacteur der bei Brockhaus in Leipzig erschienenen »Deutschen Allgemeinen Zeitung«, der auch als Professor der Geschichte und als Schriftsteller wohlbekannte Dr. Biedermann. Dieser, der allgemein als der Milchbruder Beust's bezeichnet wurde, hatte ihn schon zu der Zeit bekämpft, als Beust der einflussreichste und gefürchtetste Mann Sachsens war.

»„Unser Beust“ soll nach Oesterreich kommen,« so schrieb mir, wenige Tage vor der Berufung desselben, unter anderem Professor Biedermann, als Redacteur der »Deutschen Allgemeinen Zeitung«, deren Correspondent ich damals war. »Ich gratulire Ihnen zu dieser Acquisition. Möge er sich nur in Oesterreich sehr wohl befinden; wir Sachsen werden ihn nicht für uns reclamiren, wir haben ihn lange genug genossen. Möge das so viel geprüfte Oesterreich mit diesem Manne nicht die gleichen traurigen Erfahrungen machen, die uns während seiner verhängnissvollen Thätigkeit in dem schönen Sachsenlande leider nicht erspart geblieben sind. Ich erwähne dies blos für Sie als Instruction. Lassen Sie sich nicht in eines der Netze dieses schlauen . . . . fangen, die er vielfach ausspannen wird, und seien Sie vorsichtig in der Verwendung der Informationen; denn nicht Alles lässt sich von der Ferne aus richtig beurtheilen, und ich möchte nicht, dass die »Deutsche Allgemeine Zeitung« der Boden sei zur Ablagerung der Beust'schen Lügen.«

Die »Warnung« fand ich damals deshalb überflüssig, weil ich mich zur Zeit um die äussere Politik wenig kümmerte, für die »Deutsche Allgemeine Zeitung«, die ja noch andere Correspondenten hatte, nur über die inneren politischen Verhältnisse schrieb, und bislang auch keine Beziehungen zum Ministerium des Aeussern hatte und suchte. Später ist das freilich anders geworden. Die Ausdehnung meines journalistischen Wirkungskreises erfolgte — wie das Professor

Biedermann vorausgesehen hatte — auf Veranlassung des Freiherrn von Beust, der eine Annäherung vorzüglich zu jenen Correspondenten anstrebte, die für sächsische Blätter schrieben, und der mich direct aufsuchen liess, zu dem Zwecke, dass ich Informationen aus dem Ministerium des Aeussern entgegennehme.

Nach einer diesbezüglichen ersten Unterredung, die ich mit einem hervorragenden Beamten aus dem Pressbureau hatte, schrieb ich darüber sofort Herrn Dr. Biedermann nach Leipzig. Ich berichtete, mit welcher Bereitwilligkeit man mir im Ministerium des Aeussern Informationen in Aussicht stelle, und dass »man« mir auch nahe gelegt habe, eventuell ganze Artikel über die äussere Lage zur Benützung entgegen zu nehmen, wenn ich es möglich machen könnte, dass dieselben unverkürzt in der »Deutschen Allgemeinen Zeitung« Aufnahme finden.

Die darauf erfolgte Antwort liegt mir nicht mehr vor, doch muss sie jedenfalls im Principe zustimmend gelautet haben, da ich mich noch deutlich erinnere, dass ein solcher Artikel, vom Freiherrn von Beust verfasst, selbstverständlich ohne Nennung seines Namens in der genannten Zeitschrift erschienen ist, der aber mit einer solchen Einleitung und mit solchen Glossen versehen war, dass ich annehmen konnte, dem Verfasser werde die Lust zu einem zweiten ähnlichen Versuch dadurch gründlich benommen worden sein.

Für mich hatte diese Publication den Effect, dass ich dadurch die Bekanntschaft des Herrn von Beust machte. Am Tage nämlich, als die Post die »Deutsche Allgemeine Zeitung« nach Wien brachte, erhielt ich durch das Pressbureau die Einladung zu einer »Privataudienz« beim Minister des Aeussern, und zwar für den nächsten Tag.

Herr von Beust empfing mich in seinem Arbeitszimmer. Als ich eintrat, erhob er sich von seinem Schreibtische, der aussergewöhnlich gross und breit, mit Bergen von Actenstücken belegt war; solche lagen auch auf zwei breiten Fauteils, die neben dem Schreibtische standen. Herr von Beust machte einen der Fauteuils frei und lud mich ein, Platz zu nehmen. Da er leise und in sehr prononcirtem sächsischen Dialekte sprach, hatte ich anfänglich Mühe, ihn zu verstehen.

Lächelnd eröffnete er die Unterredung mit der scherzweise vorgebrachten, wie es sich aber später herausstellte, doch sehr ernst gemeinten Bemerkung: »Ich habe Sie zu mir bitten lassen, damit Sie mich interviewen.« Selbstverständlich bildete der mit den scharf kritischen und satirischen Glossen versehene Artikel in der »Deutschen Allgemeinen Zeitung« den Ausgangspunkt der Unterredung. Beust sagte beiläufig: Er erkenne an jeder Zeile die Feder seines intimen Feindes Biedermann. Dieser sei mit einer derjenigen gewesen, welche ihn durch eine schöne Reihe von Jahren daran gewöhnt hätten, gegen die Nadelstiche der Journalisten unempfindlich zu sein. Damit wolle er aber durchaus nicht sagen, dass er eine Kritik seiner Thätigkeit und seiner Person unbeachtet lasse, oder dass es ihm gleichgiltig sei, was über ihn in der Presse geschrieben werde. Im Gegentheil. Er anerkenne und anerkannte stets die Macht der Presse, und welche Bedeutung er ihr beilege, davon hätte er ja erst vor Kurzem einen Beweis geliefert, indem er mich ersuchen liess, dem aus seiner Feder stammenden Artikel Eingang in die »Deutsche Allgemeine Zeitung« zu verschaffen. Er habe einen besonderen Werth darauf gelegt, dass diese Art eines Selbstbekenntnisses, das in dem Artikel niedergelegt war, zur öffentlichen Kenntniss komme, und er sei durchaus nicht überrascht, in Wahrheit gesagt, auch nicht gekränkt gewesen, als er die Eingangszeilen zu jenem Artikel gelesen. Etwas Anderes habe er von Biedermann gar nicht erwartet.

Freiherr von Beust sagte weiter:

In seinem Rundschreiben an die diplomatischen Vertreter Oesterreichs an den europäischen Höfen habe er es ausdrücklich erklärt, dass er mit seiner Vergangenheit gebrochen, habe er die Vertreter ausdrücklich angewiesen, dies bei jedem Anlass zu betonen, und diese Wandlung in seinen Anschauungen habe sich nicht nur auf dem Gebiete der äusseren Politik vollzogen; er sei überhaupt ein ganz Anderer geworden. Die Völker Oesterreichs mögen ihm nur mit Vertrauen entgegenkommen, und er werde das Seinige gewiss dazu beitragen, um dieses Vertrauen zu beleben und zu rechtfertigen. Er sei sich vollkommen bewusst, dass er als Fremder auf mancherlei Schwierigkeiten stossen werde; Fremden begegne man gemeiniglich

mit Misstrauen. Er für seine Person betrachte sich freilich nicht als Fremder, er sei jetzt ein Oesterreicher mit Leib und Seele und seine Thätigkeit werde beweisen, dass ihm an Patriotismus Keiner überlegen sei.

Er sprach dies Alles in einem Zuge, jedoch langsam, bedächtig, und hie und da ein Wort mit ganz besonderer Betonung.

Bezüglich des Standes der ungarischen Angelegenheiten, welcher ich im Verlaufe des Gespräches Erwähnung that, bemerkte Beust flüchtig, dass sich damit vorzugsweise der Staatsminister Belcredi zu befassen habe, doch »thue auch er mit«. Er wisse zwar, dass ihm dies von vielen Seiten werde übel genommen werden, allein es gehe unter den gegebenen Umständen nicht anders.

Ein Schiff, das von gewaltigen Stürmen hin und her gepeitscht und von mächtigen Wellen leck geworden, bedarf, wie der Minister weiters bemerkte, um es sicher in den ruhigen Hafen zu bringen, der Aufmerksamkeit aller Officiere und der ganzen Mannschaft an Bord. Da heisst es gemeinschaftlich zusammenwirken zu einem gemeinschaftlichen Zwecke. Nach den schweren Schlägen, welche Oesterreich durch den unglücklichen Feldzug erlitten, müsse es nun die Hauptaufgabe aller Staatsmänner und Politiker des Landes sein, den Frieden im Innern herzustellen, und es müsse deshalb vorher mit Ungarn Frieden geschlossen werden. Ein grosses Stück Arbeit sei ja in dieser Angelegenheit schon vor Ausbruch des Krieges gethan worden, und auf dem damals gewonnenen Boden müsse nun weiter gearbeitet werden.

Auf meine Frage, ob bald, wie es die deutsche Bevölkerung so sehnlichst wünschte, der Reichsrath wieder einberufen werden wird, erwiderte Beust ausweichend und unter einem etwas gezwungenen Lächeln, das sei Sache des Staatsministers.

Im weiteren Verlaufe der Unterredung ergab sich abermals die Gelegenheit, von der Einberufung des Reichsrathes zu sprechen, indem ich darauf hinwies, dass ja die Ungarn, die an den constitutionellen Formen festhalten, die Einberufung des Vertretungskörpers als eine Bedingung des Ausgleiches hingestellt hätten. Freiherr von Beust hielt es auch für selbstverständlich, dass das Uebereinkommen

mit Ungarn — sobald es einmal perfect geworden sein sollte — von der Reichsvertretung werde ratificirt werden müssen; nur über die Zeit der Einberufung sei, wie er noch hinzufügte, noch nichts besprochen worden, da man erst mit den Ungarn fertig werden wollte.

Was war aber der eigentliche Zweck, zu dem mich Freiherr von Beust zu sich beschieden? Ich hatte es nicht nöthig, lange herumzurathen, denn der Minister liess mich darüber nicht im Zweifel. Aus der Art, wie sein Artikel in der »Deutschen Allgemeinen Zeitung« »appretirt« worden sei, habe er die Ueberzeugung gewonnen, dass es mit grossen Schwierigkeiten verbunden sei, sich der unabhängigen Presse zu bedienen, da sie selbst der Wahrheit eine gewisse Voreingenommenheit entgegenbringe, wenn die Einsendungen von gouvernementaler Seite kommen. Herr von Beust gestand zu, dass diese Vorsicht geboten erscheine. Die Presse habe nicht den Apparat und auch nicht immer die Zeit, um zu controliren, ob eine dem Blatte zugekommene Mittheilung vollkommen der Wahrheit entspreche, und da man officiösen Mittheilungen — schon wegen der Urheberschaft, wie der Minister lächelnd hinzufügte, — immer misstraue, so müsse man, erkenne man eben die Macht und die Bedeutung der Presse an, wie dies bei ihm der Fall sei, auf einem Seitenwege zu dem zu gelangen trachten, was auf dem geraden Wege unerreichbar sei.

Ihm läge vorzugsweise daran, sich mehr der unabhängigen, als der officiösen Presse zu bedienen. Ferne liege ihm aber der Gedanke, die erstere beeinflussen zu wollen, für Personen und Sachen einzutreten, wie das der Tendenz des betreffenden Blattes etwa widersprechen könnte. Er wolle nur in klarer Beleuchtung die Dinge zeigen, wie sie wirklich sind, und nicht durch das »färbige Glas« der Officiösen. Zumal sei ihm darum zu thun, dass sich die politische Welt des In- und Auslandes über seine Person kein unrichtiges Bild mache. Er sei in der That — Beust wiederholte das und mit besonderer Bedeutung — ein anderer Mensch geworden. Als er nach Oesterreich ging, habe er an der Grenze, einem Wanderer gleich, den Blick auf den Wegweiser gerichtet, um nicht irre zu gehen. Er wisse nun, welchen Weg er einzuschlagen habe; er sei sich über sein Ziel klar, doch

wolle er, dass es auch andere wissen, und er sei von der Ueberzeugung durchdrungen, dass ihm die ehrlichen Politiker auf seinem Wege folgen werden, sobald sie ihn nur genau kennen gelernt haben. Dazu sei es aber nothwendig, dass man ihm vorerst Vertrauen entgegenbringe, und um dies zu erwirken, bedürfe er der Mithilfe der Presse, der unabhängigen Presse.

Was also durch die Mittheilungen, die aus dem Pressbureau kommen, nicht zu erreichen sei, müsse er auf einem anderen Wege zu erreichen trachten. Er wolle sich deshalb von Zeit zu Zeit interviewen lassen, da komme er zu Worte. Da spreche er in seinem Namen, mit der vollen Verantwortung seiner eigenen Person. Gewiss werde man auch dann noch Mancherlei zu bemängeln haben; aber schliesslich werde man sich eben sagen müssen, dass ein ernster Mann sich doch nicht muthwillig in die Gefahr begeben werde, als ein Doppelzüngiger oder gar als politisch charakterlos zu gelten. Zumal müsse man ihn doch für klug genug halten, dass er als »Fremder unter Fremden« nicht eine falsche Meinung über sich selbst verbreiten werde, woraus später einmal die herbsten Vorwürfe gegen ihn geschmiedet werden könnten. So wolle er denn den angedeuteten Versuch machen und die öffentliche Meinung durch die unabhängige Presse für sich zu gewinnen suchen. Er appellire da an den oftbewährten Patriotismus der österreichischen Journalisten; denn es handle sich hiebei nicht ausschliesslich um seine Person allein, es handle sich vielmehr um die Beurtheilung seiner Thätigkeit und der Art, wie er in die Staatsgeschäfte eingreife.

Freiherr von Beust erwähnte ferner, dass er sich mit dem gleichen Anliegen auch an andere, ihm als verlässlich bezeichnete Correspondenten auswärtiger Blätter gewendet habe, und dass es mir nicht auffällig erscheinen solle, wenn andere Journale in der nächsten Zeit auch Berichte über »Unterredungen mit dem Freiherrn von Beust« veröffentlichen sollten. Doch sei er selbst, wenn auch nicht Jounalist von Beruf, doch immerhin mit dem journalistischen Wesen vertraut genug, um zu wissen, dass er nicht dem einen Correspondenten das Gleiche wie seinen Collegen sagen könne, und er werde auch öfter pikante Mittheilungen machen, die nicht nur

die Berufspolitiker interessiren; er werde auch darauf bedacht sein, das Interesse der grossen Masse wach zu rufen.

Nun war es ja klar, dass diese Bekenntnisse — ich gebrauche da das Wort Beust's — nicht den Inhalt eines Berichtes bilden konnten, dass sie als eine discrete Mittheilung betrachtet werden mussten. Das betonte auch Freiherr von Beust, indem er gleichzeitig bemerkte, er würde es als eine grosse Gefälligkeit ansehen, wenn ich meinen Bericht über die stattgehabte Unterredung mit ihm gemeinschaftlich abfassen würde, und er denke sich die Sache so, dass er all' das zu Papier bringen werde, was er ausgesprochen wünsche, und wenn auch dann Details in dem Aufsatze enthalten sein sollten, über die nicht gesprochen worden sei, so habe das nichts weiters auf sich, dementirt werde es ja von keiner Seite und schliesslich seien es ja doch seine Antworten; scherzend fügte er hinzu, den Titel einer damals populären Musikcomposition vaiirend: »Sagen wir »Antworten ohne Fragen«.

Ich erwiederte darauf, dass ich eine Zusage bezüglich der Veröffentlichung überhaupt oder der ungeschmälerten Aufnahme nicht machen könnte, schon deshalb nicht, weil mir bekannt sei, dass die »Deutsche Allgemeine Zeitung« ihren besonderen Correspondenten für auswärtige Angelegenheiten habe, und ich deshalb meinem Berichte ein separates Schreiben an den Chefredacteur beilegen müsse, zur Entschuldigung und zur Aufklärung, dass ich die mir eingeräumte Competenz überschreite.

Das war denn auch geschehen. Noch an demselben Tage hatte ich aus der Privatkanzlei des Freiherrn von Beust die unter seinem Dictat abgefassten Daten zur Abfassung eines Berichtes zugestellt erhalten. Es war in der That Manches darin, was in der Unterredung nicht gesprochen worden war; ich benützte nun wohl diese, nebstbei erwähnt, mitunter sehr pikanten Einzelheiten in meinem Berichte, schloss aber ein besonderes Schreiben an Professor Biedermann bei, worin ich über die Genesis und den Verlauf der Unterredung wahrheitsgetreu berichtete. Der »Wiener Brief« fand — zu meiner grössten Ueberraschung — ungekürzte Aufnahme in den Spalten der »Deutschen Allgemeinen Zeitung«, nur war seitens der Redaction die Fussnote

beigefügt: »Die Redaction behält sich vor, auf diese Mittheilungen noch zurückzukommen.«

Für mich hatte diese Unterredung mit Herrn von Beust, ganz abgesehen von der Thatsache selbst, auch noch das specielle Interesse, dass ich da zum ersten Male einen Einblick in die diplomatische Werkstätte erhielt. — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Freiherr von Beust war nicht nur Minister des Aeussern, er spielte nebenbei auch den Staatsminister. Eigentlich war er es in der That. Der nominelle Staatsminister Graf Belcredi that in allen Fragen nur mit; er glaubte zu schieben, indessen wurde er geschoben. Als er sich dessen klar wurde und energisch gegen die Uebergriffe des Freiherrn von Beust in sein Ressort zu protestiren begann, war es bereits zu spät; sein Boden war schon durch die Schlauheit des sächsichen Staatsmannes unterwühlt.

Im Grunde genommen war es ein Glück für die Monarchie, dass sich Herr von Beust mehr um die innere Politik als um die Angelegenheit seines Ressorts kümmerte. Bei seiner erhöhten Actionslust und andererseits wieder bei dem Misstrauen, mit dem man ihm allenthalben an den europäischen Höfen begegnete, hätte er leicht durch sein allzu geschäftiges Diplomatisiren hie und da Anstoss erregen können, umsomehr, als durch den unglücklichen österreichischen Feldzug die politischen Verhältnisse überhaupt unklar geworden waren. In der inneren Politik konnte dagegen der neue Minister, der noch ganz freie Hand hatte, nach keiner Richtung hin engagirt war und sozusagen über den Parteien stand, seinem Thatendrang uneingeschränkt folgen, ohne dass zu befürchten stand, er könne für die Monarchie gefährliche Verwicklungen herbeiführen; schon deshalb nicht, weil er eben nicht als Ressortminister, nicht als Staatsminister handelte, sondern als einfache Mittelsperson auftrat, das heisst, sich wenigstens anfänglich den Schein gab, als würde er zwischen der österreichischen Regierung und den ungarischen Parteiführern stehen.

Die deutsch-liberale Partei sah in dem Eingreifen Beust's in die innere Politik des Landes eine Förderung ihrer Wünsche und

Hoffnungen. Wenn auch Einzelne aus ihrer Mitte, wie bereits erwähnt, in ihrem anfänglichen Vertrauen zu Beust dadurch erschüttert wurden, dass er gleichzeitig mit dem Grafen Belcredi in einem Cabinet sass, so war doch andererseits kaum anzunehmen, dass er sich in dem Fahrwasser des förderalistischen Ministers weiter fortbewegen werde, zumal bekannt geworden war, dass Beust seine eigenen Wege ging, sich um den Grafen Belcredi nicht kümmerte, sich schon im Gegensatze zu diesem befinde, und weiters bekannt war, dass die Ungarn unter ihre Forderungen auch die der Reactivirung der Verfassung aufgenommen hatten.

Dass der Staatsminister Belcredi nur mehr formell regierte, bewies unter Anderem eine Thatsache, nämlich die, dass sich Freiherr von Beust in Begleitung des ungarischen Hofkanzlers nach Pest begab. um mit den Führern der ungarischen Ausgleichspartei, mit Deak und Andrassy, die zur Zeit bereits vorgeschrittenen Ausgleichs-Unterhandlungen zu finalisiren.

Es war dies gegen Ende December 1866. Behufs Einholung von Informationen wurde ich auch nach Pest geschickt Es war mir gelungen, noch am Tage meiner Ankunft in Pest Deak und Andrassy zu sprechen. Deak empfing mich in seiner bescheidenen Stube. Ich hatte es gar nicht nöthig, mich in seine Erinnerung zurückzurufen; er gedachte sofort der Unterredung, die einige Monate vorher unter freiem Himmel stattgefunden hatte. Und ich erwähnte dabei nur, für die damaligen Mittheilungen noch nachträglich dankend, in Bezug auf sein damaliges Gleichniss mit dem Accepte, auf dessen volle Einlösung die Ungarn dringen müssten, dass nun die Zeit wirklich gekommen scheine, dass die erhoffte Einlösung nunmehr erfolgen werde. Deak erwiederte lächelnd: der ganze Wechsel werde wohl kaum eingelöst werden, zum Mindesten vorläufig nicht, vielleicht mit der Zeit, nach Jahren erst; vorläufig müsse sich Ungarn mit einer Abschlagszahlung von 75 Percent begnügen, die restlichen 25 Percent bleiben als Buchschuld, und es wäre ungerecht, sie unter die dubiosen Forderungen einzustellen. Werde es in der That zu einem Ausgleiche kommen, — Deak sprach sehr hypothetisch davon — dann müsse es erst recht Aufgabe der ungarischen Nation sein,

auf dem gewonnenen Wege energisch weiterzuarbeiten; so Manches, was heute unerreichbar erscheine, werde dann erreicht werden können, sobald man nur zu den Ungarn Vertrauen gewonnen haben werde, und sobald die Nation ihrerseits wieder in die Lage versetzt worden sein werde, das verloren gegangene Vertrauen wieder beleben zu können. Ueber die Details des Ausgleiches bewahrte Deak vollständige Discretion. Die Journale hätten diesbezüglich ohnehin schon Vieles veröffentlicht, und was noch nicht mitgetheilt worden sei, entziehe sich vorläufig der öffentlichen Discussion.

Deak erkundigte sich hierauf wie ein Fremder um die Stimmung in Oesterreich, und wie sich die massgebenden Politiker zu einem allfälligen Ausgleiche mit Ungarn nunmehr verhielten, nachdem ja die Hauptbedingungen, unter welchen Ungarn den Ausgleich schliessen könne, bekannt geworden seien. Als ich nun meinerseit auf die Journalstimmen verwies, bemerkte Deak, die Journale seien nicht immer der Ausdruck der öffentlichen Meinung, sie seien auch berufen, die öffentliche Meinung zu machen. Vox populi, vox Dei, was das Volk spreche, darauf komme es an. Ich erwiderte, dass das Volk gewiss den Ausgleich wünsche. Vor Allem beschäftige sich aber der liberale Theil der österreichischen Bevölkerung mit der Frage der Wiedereinberufung des Reichsrathes. Der sistirte Parlamentarismus müsse wieder zu neuem Leben erweckt werden, darum handle es sich vor allem Anderen. »Das wünschen wir auch,« warf Deak ein, »gewiss, es ist ja das mit eine der Hauptbedingungen des Ausgleiches; das ist ja bekannt.« Als ich der Anwesenheit Beust's in Pest erwähnte und mein Erstaunen darüber ausdrückte, dass der Minister des Aeussern die Unterhandlungen leite, während dies doch Sache Belcredi's wäre, bemerkte Deak ernst: ein Theil der Bevölkerung betrachte ja Ungarn als Ausland, und das erschwere eben die Ausgleichs-Unterhandlungen.

Ueber die Person des Freiherrn von Beust war Deak voll des Lobes; er sei ein kluger Diplomat, ein weiser Staatsmann mit richtigem Blick für die Staatsinteressen, es fehlten ihm nur die Personalkenntnisse, die man ja von einem Manne nicht verlangen könne, der früher die österreichischen Verhältnisse doch nur von einem anderen Gesichtspunkte aus überblickt habe, und der ein Fremder im Lande

sei; aber er (Deak) sei gewiss, dass sich Beust auch diese Personalkenntnisse bald verschaffen werde, zumal er ja mitten drin in der Action stehe und überhaupt ein kluger Kopf sei. Ueber Schmerling, von dem selbstverständlich auch die Rede war, äusserte sich der ungarische Patriot mit vorsichtigster Reserve. In der Politik, sagte er, dürfe man nicht obstinat sein, das sei der grösste Fehler der meisten Politiker, die keine Staatsmänner seien. Schmerling sei gewiss einer der tüchtigsten Beamten der österreichischen Monarchie, und wenn einmal die Verhältnisse im Innern des Landes vollständig geordnet sein würden, werde er immer seinen Platz ausfüllen, wohin er gestellt werden wird. Er sei ein Mann des starren Rechtes; doch leider auch recht starr und unbeugsam, ohne die Verhältnisse zu berücksichtigen, die aber, ebenso wie Gesetz und Recht, oft mächtige Factoren seien, auf die man Rücksicht nehmen müsse.

Die Unterredung dauerte fast eine halbeStunde. Deak entliess mich mit den Worten: »Auf baldiges Wiedersehen — nach dem Ausgleich.«

Ich sprach damals zufällig im Hôtel »Zur Königin von England« auch einen ungarischen Deputirten, einen sogenannten Achtundvierziger. Dieser Heisssporn verurtheilte damals, was bereits geschehen, und was von den »Ausgleichshelden« noch geplant werde. Ueber die Verfassungspartei, ihre Führer und zumal über Schmerling erging sich der gute Mann in Ausdrücken, wie sie nur Hass und tiefe Verachtung ersinnen können. Aber auch seine eigenen Landsleute kamen da schlecht weg. Er bezeichnete sie sammt und sonders als »Landesverräther«, und nur das Eine möchte er — wie er unter Anderem hinzufügte — noch erleben: sie alle hängen zu sehen.

Ich erzähle diese kleine Episode zur Charakterisirung der Stimmung, die damals in einem Theile der ungarischen Bevölkerung herrschte, hinzufügend, dass, so gereizt wie der Achtundvierziger sprach, so gereizt auch die Sprache eines grossen Theiles der ungarischen Presse lautete. Zumal waren es die humoristischen Blätter, die in mitunter freilich nicht geschmackvollen Abbildungen und Zeichnungen die Wortführer des Ausgleiches verhöhnten, und die mit ihrem Hohn und mit ihrem Spott sogar an die ersten Männer der Nation sich heranwagten.

Auf der Rückreise nach Wien traf ich — in Neuhäusel — mit Herrn von Beust zusammen. Ich hatte ihn schon in Pest am Bahnhofe bemerkt und wusste, dass er mit im Zuge sei. Er sprach mich vor dem Eingange zur Restauration mit der Frage an: ob ich viel Neues im Portefeuille hätte? Ich erwiderte, dass mir leider ein Portefeuille noch nicht angeboten worden sei, ich besässe also auch keines, und gab ihm dann die Frage zurück: »Aber Euer Excellenz haben wohl viel Neues im Portefeuille?«

»Ja und nein, wie man es nehmen will. Zu thun werden die Herren Journalisten wohl jedenfalls viel bekommen.« — — — —

So war es auch. Der Ausgleich war abgeschlossen.

Der ungarische Ausgleich im österreichischen Parlament.

Der Ausgleich war fertig. Nicht bloss in seinen äusseren Umrissen; über alle Hauptpunkte war eine volle Einigung erzielt. Beust konnte dem Monarchen über den guten Erfolg seiner Mission berichten. Jetzt galt es nur noch, dem Wortführer des Ausgleichs die volle Beruhigung zu verschaffen, dass der »König von Ungarn« die Vereinbarungen auch gutheissen werde. Zu dem Ende wurde Deak nach Wien berufen; er wurde vom Monarchen in besonderer Audienz empfangen. Er konnte, nach Pest zurückgekehrt, seinen Parteigenossen melden, dass nun alles im besten Gange sei, und dass der Ausgleichsentwurf nunmehr dem Landtage vorgelegt werden könne. Von jetzt an trat Deak bescheiden zurück und liess dem Grafen Julius Andrassy den Vortritt. Handelte es sich doch jetzt mehr um Angelegenheiten persönlicher Natur, um die Bildung eines ungarischen Ministeriums, respective um die diesbezüglichen Vorschläge. Deak hatte von vorneherein erklärt, dass er auf alle Würden und Auszeichnungen Verzicht leiste. Ihm genügte das Bewusstsein, dass er — wie er sich gelegentlich einmal äusserte — die Hauptmauern des neuen ungarischen Staatsgebäudes aufgeführt habe; die decorative Ausstattung desselben mögen nun andere geeignetere Männer besorgen, und er bezeichnete in dieser Richtung als den dazu Geeignetsten seinen Freund Julius Andrassy. Dieser befand sich thatsächlich von jener Zeit an fortwährend auf dem Wege zwischen Pest und Wien.

Es war keine leichte Aufgabe, die Personalfragen zu lösen. Es galt mit weiser Vorsicht und mit richtigem Tact bei der Cabinetsbildung vorzugehen. —

Während man sich in der Hofburg fast ausschliesslich mit dem ungarischen Ausgleiche beschäftigte, waren die Parteimänner in den verschiedenen Lagern der anderen Nationalitäten lebhaft bemüht, die Parteien zu consolidiren und das Nothwendige für ihre Action vorzubereiten. Wieder zeigten sich in den mittlerweile einberufenen Landtagen die Gegensätze zwischen Centralisten und Föderalisten, zwischen Deutschen und Anti-Deutschen, wieder wurde der politische Kampf auf beiden Seiten mit aller Leidenschaft geführt; und nicht nur in den verschiedenen Landtagen, auch in Volksversammlungen und in privaten Conferenzen erwachte wieder das politische Leben, und loderten die Parteileidenschaften zu hellen Flammen auf. Die deutsch-liberale Partei forderte vor Allem (im nieder-österreichischen Landtag am 4. December 1866) die Einberufung des verfassungsmässigen Reichsrathes, also die Aufhebung der Sistirung; und als ungefähr einen Monat darauf der ausserordentliche Reichsrath zu dem Zwecke einberufen wurde, um die mit den Ungarn eingeleiteten Ausgleichsverhandlungen zum Abschluss zu bringen, sprach sich die öffentliche Meinung in dem deutschen Theile der Bevölkerung wieder entschieden auch gegen diesen »verfehlten« Schritt des Staatsministers Belcredi aus.

Im Schosse des Cabinets waren von diesem Augenblicke an die Conflicte acut geworden. Es war kein Geheimniss mehr, dass Freiherr von Beust mit der Belcredischen Massregel nicht einverstanden war. Dass die Einberufung des ausserordentlichen Reichsrathes dennoch erfolgen konnte, erweckte in der deutschen Partei einerseits wieder das Misstrauen gegen Beust; andererseits glaubte man, Beust habe eine Niederlage erlebt, und man trug sich mit der Hoffnung, — es war dies nur ein kleiner Theil kurzsichtiger Politiker — Beust werde seine Demission anbieten, und dann werde die »Sache ihren geregelten Gang nehmen«, Beust's Demission werde nicht angenommen, und der verfassungsmässige Reichsrath werde dann einberufen werden.

Es kam aber nicht so. Beust demissionirte nicht. Mit kluger Voraussicht hatte er es erkannt, dass gerade diese Action Belcredi's seine letzte sein werde; er liess ihn gewähren. Nicht er wollte als

Derjenige gelten, der den Staatsminister gestürzt; die von ihm geschaffenen Thatsachen sollten dem »kranken Mann« den Tod bringen.

Unthätig blieb aber Freiherr von Beust doch nicht. Was ihm offen aus taktischen Gründen nicht räthlich erschien, das that er auf geheimen Wegen, mit der doppelten Absicht: das erwachte Misstrauen gegen seine Person zu zerstreuen und den Sturz Belcredi's vorzubereiten. Dabei bediente er sich wieder der Presse.

Es war in den ersten Tagen des Monats Jänner 1867, als ich wieder zu Herrn von Beust berufen wurde. Der Minister empfing mich, auch diesmal in seinem Arbeitszimmer, beiläufig mit folgenden Worten: »Es handelt sich um eine wichtige Mittheilung, wichtig und interessant für Ihr Journal. Sie haben mir schon mancherlei Gefälligkeiten geleistet, und ich freue mich, Ihnen nun auch gefällig sein zu können. Hier habe ich für Sie die Mittheilung schon concipirt«; dabei überreichte er mir einen grossen Bogen, auf dem nur wenige Worte standen. Ich las: »Aus verlässlicher Quelle wird uns gemeldet, dass die Einberufung des engeren Reichsrathes für die nächste Zeit zu erwarten steht.« Herr von Beust bemerkte noch weiter: es sei immerhin möglich, dass ein Dementi durch die »Wiener Abendpost« erfolge. Das möge mich nicht beirren, die Meldung sei doch wahr, und das Journal könne das allfällige Dementi mit der Glosse versehen, dass es seine Mittheilung trotzdem vollkommen aufrecht halte. Herr von Beust äusserte nur den einen Wunsch, dass über die Urheberschaft der Notiz vollste Discretion beobachtet werde.

Danach musste ich wohl voraussetzen, dass die »Morgenpost« allein die interessante Nachricht bringen werde. Dem war aber nicht so; auch die »Neue Freie Presse« brachte dieselbe Mittheilung, und wie ich mich nach zwölf Stunden schon überzeugen konnte, stand sie auch noch im »Pester Lloyd«, und hier sogar noch erweitert, denn auch der Rücktritt Belcredi's wurde als eine beschlossene Sache gemeldet.

Kein Zweifel; die gleiche Nachricht kam aus der gleichen Quelle. Sie wurde vom Ballplatz aus verbreitet, und die Absicht war unverkennbar!

Die Wirkung entsprach ganz den Erwartungen. Die Nachricht machte geradezu Sensation; im Lager der Deutschen wurde sie mit Genugthuung aufgenommen. Die ungarische Presse und die liberale österreichische begrüssten sie mit aller Sympathie, und die vielfach zum Ausdruck gebrachte freudige Stimmung vermochte selbst das von Beust angekündigte, in der That auch erfolgte Dementi der »Wiener Abendpost« nicht im geringsten Masse zu trüben, man glaubte eben nicht daran. Die ganze politische Situation in der diesseitigen wie jenseitigen Reichshälfte war derart, dass die Nachricht von der bevorstehenden Einberufung des engeren Reichsrathes und dem damit im Zusammenhange stehenden Rücktritt Belcredi's als mit den thatsächlichen Verhältnissen vollkommen übereinstimmend angesehen werden musste.

Freiherr von Beust hatte aber damit, dass sich die öffentliche Meinung in Oesterreich und Ungarn mit der Thatsache des Rücktrittes Belcredi's bereits beschäftigte und rückhaltslos ihr Urtheil über die Persönlichbkeit des gefallenen Staatsministers aussprach, schon gewonnenes Spiel; die öffentliche Meinung war sein Bundesgenosse geworden, auf sie konnte er sich massgebenden Ortes als einen mächtigen Factor berufen, der in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo ohnehin die Gemüther sehr erregt seien, nicht unbeachtet bleiben dürfe.

Mit der kurzen Zeitungsnotiz hatte Beust dem freilich schon todtkranken Minister den »letzten Stoss« gegeben. Er selbst aber soll sich, wie von guter Seite versichert wird, noch in einer der letzten Ministerrathssitzungen gegen den Rücktritt Belcredi's ausgesprochen und diesen Rücktritt als etwas bezeichnet haben, was »unter den gegebenen Umständen sehr bedenklich wäre, da die Continuität der Verhandlungen mit Ungarn dadurch unterbrochen würde, was im Interesse des Ausgleiches vermieden werden müsse.«

So zeigte sich Freiherr von Beust schon vom Anfange seiner ministeriellen Thätigkeit in Oesterreich an als der Diplomat der alten Schule, wie ihn Professor Biedermann in Leipzig geschildert, als der Diplomat, der im persönlichen Umgang äusserst liebenswürdig, durch ein freundliches Entgegenkommen Vertrauen zu erwecken

sucht, dem aber durchaus nicht zu trauen sei, weil sich hinter seinen Worten immer andere Gedanken verbergen und man nie sicher sei, was Wahres und Falsches daran. . . .

Der Rücktritt Belcredi's ist übrigens nicht so rasch erfolgt, als nach den durch Beust veranlassten Zeitungsnotizen anzunehmen war. Er erfolgte erst am 7. Februar 1867. Die »Wiener Zeitung« brachte an diesem Tage neben der Entlassung des Sistirungs-Ministers auch die Ernennung des Freiherrn von Beust zum Ministerpräsidenten; auch die Leitung des Staats- und Polizeiministeriums wurde ihm »einstweilen« übertragen. So vereinigte Beust in sich verschiedene Ministerposten; er war zur Zeit Minister des Aeussern, des kaiserlichen Hauses, Staats- und Polizeiminister und schliesslich Ministerpräsident. Mehr konnte er für den Augenblick nicht erreichen!!

In seinem Rundschreiben an die Statthalter und Landeschefs war übrigens Freiherr von Beust bemüht, die Wunden, die er seinem scheidenden Collegen beigebracht, mit einem die Schmerzen mildernden Pflaster zu bedecken. In jenem Rundschreiben heisst es unter Anderem:

> »Die Frucht der Sistirung ist der Ausgleich mit Ungarn; dieser soll festgehalten, durch die Zustimmung der übrigen Theile der Monarchie besiegelt und beiderseits durch legale und verständige Ausführung zu einem nutzbringenden werden. Zugleich soll aber der mit der Sistirung verbunden gewesene Nachtheil, die Unterbrechung verfassungsmässiger Zustände in den cisleithanischen Ländern, fortan schwinden.«

Also in dem ersten Theile des Rundschreibens wird der Ausgleich mit Ungarn als ein Erfolg der Sistirung gepriesen und in den Schlusssätzen diese Sistirung selbst wieder als »Nachtheil« bezeichnet, dessen Consequenzen sofort verschwinden gemacht werden müssen. Wahrlich, der ganze, unverfälschte Beust, auf der Staatsschaukel sitzend, die beiden Enden nach Belieben senkend und hebend!

Was übrigens in dem Rundschreiben des neuen Staatsministers an die Statthalter und Landeschefs bereits als feststehend angekündigt wurde, die Sistirung der Sistirung und das Zurückgreifen auf verfassungsmässige Zustände, war wohl im Ministerrathe bereits eine

beschlossene Sache, in der That erfolgte aber die Verlautbarung dieses Beschlusses erst am 18. Februar.

An diesem Tage erst erschien in der »Wiener Zeitung« das kaiserliche Handschreiben, durch welches der »verfassungsmässige Reichsrath« einberufen wurde mit dem ausdrücklichen Beisatz, dass diesem Reichsrath die »rücksichtlich des Ausgleiches mit Ungarn nothwendigen Verfassungsänderungen zur Annahme vorgelegt werden«.

Zur »Annahme!« Das schien deutlich genug. Was sollte aber geschehen, wenn die Majorität des verfassungsmässigen Reichsrathes die Annahme verweigern oder wesentliche Aenderungen beschliessen würde?! Darüber wurde selbstverständlich in den verschiedenen Parteiversammlungen viel gesprochen, und schliesslich »einigte« man sich dahin, erst dann zu dieser Frage Stellung zu nehmen, wenn die ungarische Ausgleichsvorlage zur Berathung vorliegen werde.

Mit den gleichen gemischten Gefühlen, mit welchen die Einberufung des »verfassungsmässigen Reichsrathes« — in welchen ja schon ein gewaltiger Riss durch den Ausgleich mit Ungarn gemacht war — bei den verschiedenen Parteien aufgenommen wurde, begegnete man auch dem Vermittler dieses Ausgleiches, dem Freiherrn von Beust. Die Föderalisten standen ihm selbstverständlich am schroffsten gegenüber, hatte er doch alle ihre Hoffnungen und Erwartungen zerstört. Die Centralisten konnten sich mit dem Gedanken nicht befreunden, das Reich in zwei Hälften getheilt zu sehen, wobei sie auch schon deshalb mit Betrübniss der Zukunft entgegensahen, weil ja als gewiss vorauszusehen war, dass die Ansprüche der Nationalen mit noch mehr Nachdruck sich geltend machen würden, nachdem man den nationalen Forderungen der Ungarn gerecht geworden. Die Clericalen begegneten überhaupt nur mit Misstrauen dem protestantischen Minister, der für die religiösen Empfindungen der katholischen Bevölkerung kein Herz haben könne; und den Conservativen erschien Beust als Liberaler, nachdem er mit solchem Aplomb hatte erklären lassen, dass er »mit seiner Vergangenheit vollständig gebrochen habe«, ihnen aber gerade das Vorleben des Freiherrn von Beust sympathischer gewesen wäre, als der homo novus.

Das grösste Misstrauen brachte dem Freiherrn von Beust vor allem Dr. Herbst entgegen. In einem mit dem Datum: Prag, 20. Februar versehenen Schreiben des Dr. Herbst, der mir für die Zusendung einiger Zeitungsausschnitte dankte, kommt unter Anderem der Passus vor:

» . . . . Ich will dem Manne (Beust) nicht Unrecht thun; aber wenn ich sein Vorleben berücksichtige, kann ich mir nicht denken, dass er plötzlich ein so ganz Anderer geworden sein sollte, als er in Sachsen war. Dort hat er kein gutes Andenken hinterlassen, und die liberale Partei würde jedenfalls gut thun, ihm nicht sofort mit offenen Armen entgegenzulaufen. . . . . . Bezüglich der Auslegung, die der Passus des Einberufungsschreibens in der »Morgenpost« gefunden, bin ich anderer Ansicht; wenn darin gesagt wird, dass die Vorlage, den ungarischen Ausgleich betreffend, »zur Annahme« vorgelegt wird, so ist deshalb doch nicht ausgeschlossen, dass die Vorlage auch verworfen oder amendirt werden kann. Eine andere Frage ist freilich die, was dann geschehen würde, wenn sich das Haus, respective die Majorität desselben, ablehnend dagegen verhalten sollte. Gedenkt man dann den Reichsrath aufzulösen und Neuwahlen auszuschreiben? Oder wurde dieser eventuelle Fall gar nicht in Aussicht genommen? Es scheint mir dies das Wahrscheinlichste; hat ja leider die Erfahrung gelehrt, dass für wichtige Regierungsvorlagen die Regierung sich immer ihre Majorität bilden kann . . . .«

Bei diesem Anlasse möchte ich eines »geheimen Planes« Erwähnung thun, der, soviel ich weiss, bis jetzt noch geheim geblieben ist und von einem jungen Deputirten ersonnen wurde, der vom Ehrgeiz getrieben, sich einige Zeit eingehendst damit beschäftigte, es aber doch nicht für räthlich befunden hatte, sich vorweg mit »Gesinnungsgenossen« darüber zu verständigen und das Weitere zu verfügen. Besagter Abgeordneter, der übrigens heute noch Mitglied des Abgeordnetenhauses, aber seither schon conservativer in seinen politischen Ansichten geworden ist, erschien eines Tages in meiner Wohnung unter den Weissgärbern mit dem Ersuchen, ich möge ihm eine Unterredung mit Herrn Dr. Landsteiner vermitteln, den er für die Vertretung einer grossen, wichtigen Sache gewinnen möchte. Es handle sich nämlich um nichts Geringeres, als um eine Allianz mit der ungarischen liberalen Partei. Käme eine solche zwischen dieser und den Liberalen des Abgeordnetenhauses zu Stande dann wäre ein Schlag, wie ihn Belcredi gegen die Verfassung ge-

führt, für »immer ausgeschlossen«. Der jugendliche Volksvertreter war für keinerlei Einwand zugänglich und nicht davon abzubringen, dass seine Idee eine vorzügliche und von äusserst praktischem Werthe sei; nur müsse sie vorerst von einem angesehenen politischen Journal propagirt werden, und hiezu habe er eben die »Morgenpost«, als eines der verbreitetsten liberalen Blätter, ausersehen. Einen besonderen Werth aber müsse er, wie er weiters hinzufügte, darauf legen, dass vorläufig nur Herr Landsteiner allein die Person kenne, von welcher die Idee ausgehe; denn er lege auf die Priorität einen grossen Werth und wolle sich darum nicht der »Gefahr« aussetzen, dass die Idee ihm »unter der Hand« abgenommen werde und sie dann ein Anderer als die seinige ausgebe. Die Propagirung dieser Idee dachte sich jener Abgeordnete durch Veröffentlichung »einer Serie von Artikeln«, die er bereits fertig habe.

Die nicht berufsmässigen Journalisten, die den Drang in sich fühlen, mit Arbeiten aus ihrer Feder in die Oeffentlichkeit zu treten, haben immer gleich eine Serie von Aufsätzen in Bereitschaft. Das ist eine alltägliche Erscheinung, so war es vor 30 Jahren und so ist es noch heute der Fall. Dass die Hauptaufgabe einer Zeitung zuvörderst darin besteht, durch klare Darstellung in conciser Form den Leser über das zu orientiren, was mitgetheilt werden soll, davon haben nur Wenige eine Vorstellung. Die Meisten wollen ihre gründlichen Arbeiten in »Serien« gedruckt sehen, von der Voraussetzung geleitet, dass jede »Serie« auch einen Treffer bedeutet. Tief gekränkt verliess der Abgeordnete Herrn Landsteiner, mit dem ich ihn Tags darauf im Café Fetzer an der Donau zusammengebracht, als ihm dieser, ohne auf die Sache näher einzugehen, die Aufnahme der Artikel rundweg abgeschlagen hatte mit der Motivirung, dass der »geheime Plan« gar nichts für sich habe; denn bestünde hüben oder drüben eine liberale Majorität, so sei ohnehin jedes Schutz- und Trutzbündniss überflüssig, und bestünde eine solche Majorität nicht, dann hätte ja wieder das Bündniss keinen praktischen Werth; und dass sich gegebenen Falls die Regierung selbst bei dem Bestande der Majoritäten und bei einem noch so festen Bündniss derselben diesseits und jenseits nicht darum

kümmern, sondern nach den eigenen Entschlüssen vorgehen würde, habe ja gerade Belcredi's Sistirung am deutlichsten bewiesen. Tempora mutantur et nos mutamur in illis! Heute würde derselbe Abgeordnete wohl am liebsten mit der conservativen Partei ein Bündniss schliessen, und heute wäre ihm wohl nichts peinlicher, als wenn die Serie seiner Artikel, in welchen er des Langen und Breiten sein politisches Glaubensbekenntniss niedergelegt hat, in der »Morgenpost« zum »ewigen Gedächtniss« thatsächlich erschienen wäre!

Die Krönungsfeier in Pest.

Mit einer Hast, als gälte es, in wenigen Wochen das einzuholen, was in vielen Jahren verabsäumt wurde, schritt man zur Verwirklichung der Ausgleichsbedingungen. Jeder Tag brachte diesbezüglich irgend ein neues wichtiges politisches Ereigniss. Vor Allem wurde das selbstständige ungarische Ministerium gebildet. Graf Andrassy stand an der Spitze desselben. Noch war dieses neue Ministerium dem Lande nicht in der üblichen constitutionellen Form vorgestellt, noch hatte Graf Andrassy keine Gelegenheit gehabt, sich und die Mitglieder seines Cabinets beim ungarischen Landtag einzuführen, und schon wurde dieses einer allgemeinen Ministerberathung in der Hofburg zu Wien beigezogen, bei welcher der Kaiser selbst präsidirte. Freilich handelte es sich da um Beschlüsse, um Verfügungen, welche die neuconstituirte Reichshälfte betrafen; aber immerhin wurde die Thatsache selbst vielfach besprochen und erörtert, erregte sie grosse Aufmerksamkeit in den diesseitigen politischen Kreisen.

Freiherr von Beust suchte, vielleicht in der Besorgniss, das in Ungarn bereits Geschehene und das, was für die nächsten Tage bevorstand, könnte bei den diesseitigen Politikern des Reiches eine üble Auslegung finden und eine Missstimmung gegen den Ausgleich hervorrufen, bald nach der Ernennung des ungarischen Ministeriums Fühlung mit den Führern der deutsch-liberalen Partei zu gewinnen, indem er, um die Parität zwischen Hüben und Drüben herzustellen, die Bildung eines parlamentarischen Ministeriums auch für die zweite Reichshälfte in An-

regung brachte. Die Dinge waren aber hier noch nicht so zur Reife gediehen wie jenseits der Leitha. Personalfragen sind bekanntlich immer die heiklichsten, da spielen immer menschliche Empfindungen und Schwächen mit hinein. Man stösst fast immer auf Neid und Missgunst, und in der Frage der Cabinetsbildung kamen diese Schwächen umsomehr zum Ausdruck, als Freiherr von Beust den einzelnen Deputirten sozusagen mit den Portefeuilles ins Haus stürzte. Da gab es nun persönliche Empfindlichkeiten in Hülle und Fülle, und ohne dass man es eigentlich laut werden liess, scheiterte die Idee gleich bei den ersten Unterhandlungen, respective vertraulichen Besprechungen mit den einzelnen Auserwählten.

Herr von Beust machte sich darüber nicht viel Kopfzerbrechens. Er bemerkte einmal sehr zuversichtlich: »Mit der Zeit werden sich schon die Herren zwingen lassen, Portefeuilles zu übernehmen, und das Unglück, mit einer hohen Würde bekleidet zu werden, geduldig zu ertragen.«

Dr. Giskra wäre wohl sofort bereit gewesen, dieses Unglück über sich ergehen zu lassen, wenn er nicht eine Scheu vor seinem Collegen Herbst gehabt hätte, der von der Uebernahme eines Portefeuilles absolut nichts wissen wollte. Andere Persönlichkeiten wieder, die man auch für berufen hielt in das Cabinet einzutreten, stellten jedoch direct die Bedingung, dass Dr. Herbst ein Portefeuille übernehme, da sie von seinem Eintritt den ihren abhängig machen müssten.

So kam nichts zu Stande.

Die Bemühungen des Freiherrn von Beust waren also damals erfolglos. Das diesseitige Cabinet musste aber doch reconstruirt werden. Die Ungarn drangen auch darauf, dass eine gewisse Parität zwischen Hüben und Drüben hergestellt werde, und Beust trat sein Portefeuille als Staatsminister an den Grafen Taaffe ab, der provisorich mit der Leitung des Ministeriums des Innern betraut wurde.

In Ungarn nahmen die Dinge mittlerweile einen sehr raschen Verlauf. Das ungarische Cabinet traf Verfügungen auf Verfügungen, die den von der anderen Reichshälfte noch gar nicht sanctionirten Ausgleich perfectionirten. Auf administativem Wege wurden alte

Beamte von ihren hohen Stellungen entfernt und durch neue Persönlichkeiten ersetzt, welche der liberalen Partei in Ungarn die volle Bürgschaft gaben, dass sie bei der Durchführung des Ausgleichswerkes das in sie gesetzte Vertrauen rechtfertigen und die nöthige Energie entfalten würden.

Kaum hatte sich das neue Ministerium dem ungarischen Landtag vorgestellt, und kaum war von diesem die Ausgleichsvorlage mit grosser Majorität angenommen, als auch schon eingreifende Verfügungen bezüglich der Verwaltung des Landes in Vorschlag und zur raschen Ausführung gebracht wurden. Ja selbst die Vorbereitungen zur Königskrönung wurden bereits in Angriff genommen, und als bald darauf die gesetzgebenden Factoren der anderen Hälfte des Reiches, rascher als man es vielleicht erwartet hatte, den Ausgleich mit Ungarn sanctionirten, wurde auch der Krönungstag u. z. auf den 8. Juni festgesetzt.

In dem Maasse, als sich die politischen Ereignisse häuften, steigerte sich begreiflicherweise auch die Arbeit in den Redactionsstuben. Es war keine kleine Aufgabe, das riesige Materiale, das jeder Tag brachte, »aufzuarbeiten«, zu sichten, zu ordnen und zu glossiren. In den gegebenen Raum musste Alles untergebracht werden; zu einer Vergrösserung des Blattes, zu einer sogenannten Beilage konnten sich die Herausgeber fast nie entschliessen. Der Oekonomie des Blattes wurde stets die gleiche Aufmerksamkeit gewidmet, wie der eigentlichen redactionellen Thätigkeit, und Doctor Landsteiner predigte da den Grundsatz, dass auch die geistige Nahrung nicht im Uebermasse geboten werden dürfe, der Leser verlange auch diesbezüglich täglich ein bestimmtes Quantum; ein Mehr sei eher schädlich als nützlich!

Diese Besorgniss für das Wohl seiner Leser entsprang wohl zumeist dem eigenen Interesse und der Rücksicht, die Dr. Landsteiner jedesmal, wenn es sich um eine neue Ausgabe handelte, für das Budget des Blattes an den Tag legte.

Schwere Sorgen bereiteten ihm desshalb auch die Auslagen für die Berichterstattung über die Königskrönung. Dass es ein Berichterstatter »nicht richten« konnte, stand ausser Zweifel, es

mussten mindestens zwei sein. Das war schon eine gewaltige Concession, welche sich Dr. Landsteiner nur mit Widerstreben abzwingen liess, da seiner Ansicht nach — was übrigens zum Theile ja auch richtig war — über Vieles das Telegraphen-Correspondenzbureau berichten müsse. Nun war aber auch dieses zu jener Zeit in seinen Mitteln beschränkt und in seiner Organisation sehr mangelhaft. In seinen Mittheilungen beschränkte es sich thatsächlich blos auf die Wiedergabe alles dessen, was gerade die einzelnen Mitglieder der Regierung veröffentlicht wissen wollten, auf die Verfügungen der Behörden und auf zum Theile sehr mangelhafte Auszüge aus den Reden der Minister. Es mussten also für eine weit ausgiebigere Berichterstattung Vorbereitungen getroffen werden; zumal war dies nothwendig für die »Morgenpost«, die damals keinen ständigen Correspondenten in Pest hatte, weshalb Specialberichterstatter dahin entsendet werden mussten. Die Wahl fiel auf Heinrich Reschauer und auf mich.

Heinrich Reschauer — er ist vor wenigen Jahren gestorben — war ein Wiener. Hätte er seinen Geburtsort verleugnen wollen, seine Zunge wäre an ihm zum Verräther geworden. Er sprach nämlich im Wiener Dialekt, und der Wiener schlug ihm erst dann recht in den Nacken, wenn er sich gewählt ausdrücken wollte. Indessen lag ihm nichts ferner, als seine Vaterstadt zu verleugnen. Im Gegentheil, er war stolz darauf, ein Wiener Kind zu sein, und wo er nur konnte, bei allen Anlässen, die sich ergaben und die er mitunter auch bei den Haaren herbeizog, betonte er, dass seine Wiege am Brillantengrund gestanden, wo sein Vater als Wiener Bürger eine hochgeachtete Stellung einnahm. Vom ersten Tage an, als er in die Journalistik eintrat, beschäftigte er sich fast ausschliesslich mit der Berichterstattung über communale Angelegenheiten. Für diese interessirte er sich mehr, als für alle sonstigen Ereignisse, ob sie sich nun auf socialem oder politischem Gebiete vollzogen. Ein Antrag von Nikola, Steudel oder Kopp galt ihm mehr als eine Nachricht, welche die ganze politische Welt in Aufregung versetzte. War es ihm gelungen, in den Besitz eines solchen Antrages 24 Stunden vor der betreffenden Gemeinderathssitzung zu

gelangen, so kam er in sichtbarer Erregung in die Redaction, und schon bei der Thüre verkündete er dieses hochwichtige Ereigniss mit lauter Stimme, wobei er die stereotype Redeformel hatte: »Heut' hab' i aber was, wovon morgen ganz Wien reden wird.« Ganz Wien!

Was über die Linien Wiens hinausging, liess ihn total gleichgiltig, und er war der innerlichsten Ueberzeugung, dass das, was die Bevölkerung der Kaiserstadt nichts angehe, für ein Volksblatt von nebensächlicher Bedeutung sei. Seine Beziehungen zu den Gemeinderäthen, welcher Parteischattirung immer sie angehören mochten, waren in der That zumeist intimer Natur. Theils lag der Grund darin, dass die meisten Mitglieder des Gemeinderathes — es war das damals so, wie es noch heutzutage der Fall ist — sich gerne gedruckt sahen, zumal in einem Volksblatte wie die »Morgenpost«, das seine grösste Verbreitung in Wien hatte; anderntheils wieder lebte er in den Familien der Wiener Bürger, die ihre Vertreter in dem Gemeinderath sitzen hatten, und so waren es also auch sociale Beziehungen, die ihn den Vätern der Stadt näher brachten. Tief gekränkt und verletzt konnte Reschauer sein, wenn einer seiner Collegen in seine Competenz eingriff, und über communale Angelegenheiten zu schreiben sich unterfing. Das Verständniss hiefür sprach er rundweg Jedem ab, Jedem, wer es auch immer sein mochte.

Reschauer gerirte sich gerne als Achtundvierziger, obschon er im Revolutionsjahre noch kaum den Kinderschuhen entwachsen war. Thatsächlich verkehrte er aber viel mit politischen Persönlichkeiten aus jener Zeitperiode.

Als es sich darum handelte, Berichterstatter nach Pest zu entsenden, meldete er sich sofort zu dieser Arbeit, mit Hinweis darauf, dass er fast Alle, denen eine bevorzugte Rolle bei der Krönungsfeier zugewiesen sei, persönlich kenne, ja zum Theil sogar mit ihnen seit Jahren persönlich befreundet sei und im politischen Contacte stehe. Es war dies nicht so ganz buchstäblich zu nehmen, aber immerhin war es Reschauer, nachdem er zur erwähnten Berichterstattung designirt worden war, thatsächlich gelungen, sich mit

vielen Empfehlungsbriefen an politische Persönlichkeiten von Stellung und Namen zu versehen, und mit diesen Empfehlungen ausgerüstet kam er nach Pest.

Während ich ein Zimmer im Hôtel »Europa« gegenüber der Kettenbrücke bezog, von wo aus die Krönungsfeierlichkeiten bequem übersehen werden konnten, hatte sich Reschauer in eine Privatwohnung einlogirt, angeblich im Hause eines »Achtundvierzigers«, von dem er sich die besten, sensationellsten Mittheilungen über die Vorkommnisse des Tages erhoffte. Von der Stunde an, als wir den Boden Pests betraten, hatte ich Reschauer nur ein einziges Mal zu Gesichte bekommen; es war dies am Tage nach dem grossen Krönungsbanket, bei welcher Gelegenheit er mir mittheilte, dass er bereits »sechs Artikelchen« hochinteressanten Inhaltes nach Wien geschickt habe, die aber der streichsüchtige H . . . . . . gewiss wieder mit seinem Blaustift verstümmeln werde.

Dieser Zornesausbruch überraschte mich ganz und gar nicht. In so gereizter Stimmung befand sich Reschauer fast täglich gegen jenen Redacteur der »Morgenpost«, dem zufällig die Aufgabe zugefallen war, die Arbeiten Reschauer's »durchzusehen«. Er beklagte sich immer über Zurücksetzung, über »Verstümmlung« seiner Artikel, die man nur kürze, weil man für die Wichtigkeit und Bedeutung derselben nicht das richtige Verständniss habe. Diesmal war übrigens sein Zornesausbruch darüber, dass seine Berichte aus Pest so »stark beschnitten« im Druck erschienen, schon deshalb ernster zu nehmen, weil er sich in den Augen derjenigen zurückgesetzt sah, denen er nach Absendung seiner Briefe schon im Voraus annoncirt hatte, was er für wichtige Mittheilungen nach Wien geschickt habe, und dass er bei der Abfassung derselben so »ausführlich als nur möglich gewesen«, während man sich gleich in den nächsten Tagen durch persönlichen Augenschein davon überzeugen konnte, dass der Raum der »Morgenpost« durch die Correspondenzen Reschauer's in nicht übermässiger Weise in Anspruch genommen worden war.

Zu dem grossen Krönungsbanket, das in den Redoutensälen Pest's stattfand, ergingen die Einladungen nach rigorosester Auswahl. Es war das selbstverständlich. Schon die räumlichen Verhältnisse

hätten es nicht gestattet, alle Jene zu berücksichtigen, die sich um Eintrittskarten zu dem feierlichen Bankette beworben hatten. Man ging also dabei nach einem bestimmten Principe vor, und schränkte den Kreis für die Einladungen dementsprechend eng ein.

Den Berichterstattern wurde allerdings der Zutritt auf die Galerie gestattet. Von da aus hatte man aber nur den Ausblick auf zwei anstossende Säle, während alle Redoutensäle geöffnet und für den gedachten Zweck zur Verfügung gestellt waren. Es war also klar, dass die Berichterstatter unter solchen Umständen ihre Aufgabe nur theilweise zu lösen in die Lage kamen. Entweder musste man sich nun mit anderen Collegen zum Behufe des Austausches der Berichte verständigen, oder sich an befreundete Persönlichkeiten, die zu den Eingeladenen gehörten, mit der Bitte wenden, sie möchten als freiwillige Berichterstatter fungiren. Mir schien der letztere Weg der bessere und für meine Zwecke der geeignetere zu sein.

Ich postire mich deshalb lange vor dem Beginne des Festessens vor die Haupteingangsthüre zum Banketsaale, um hier das Nöthige vorzukehren. Es war zwar auch das mit gewissen Schwierigkeiten verbunden. Die bestellten Ordner, durchwegs junge ungarische Cavaliere, walteten ihres Amtes mit aller Strenge, und dazu gehörte auch, die Eingänge für die geladenen Gäste freizuhalten. Jeder, der sich also nicht entsprechend »auszuweisen« vermochte, wurde unerbittlich veranlasst, den Vorsaal zu verlassen. Auch an mich erging die Aufforderung zur Ausweisleistung. Ich hütete mich wohl, meine Absicht zu verrathen, sondern erklärte mit aller Bestimmtheit, dass ich den Platz nicht verlassen könne, da ich hier den Präsidenten des österreichischen Reichsrathes, Herrn Dr. Giskra, zu erwarten habe. Nach langem Parlamentiren der einzelnen Ordner untereinander wurde mir endlich das »Warten« gestattet, ja, um — wie ausdrücklich hinzugefügt wurde — den Verkehr nicht zu hemmen, mir sogar an der Thüre ein Fauteuil angewiesen.

Giskra liess nicht allzulange auf sich warten. Kaum wurde ich seiner ansichtig, als ich sofort auf ihn zuschritt, ihm offen bekennend, welchen »Missbrauch« ich mir mit seinem Namen erlaubt hatte, und zu welchem Zwecke ich es gethan. Dr. Giskra kam mir auch

diesmal, wie immer, freundlichst entgegen, und ohne dass ich die Absicht geäussert, er möge mir in solcher Weise, wie es nun geschah, zur Lösung meiner Aufgabe verhelfen, was ich, offen gestanden, auch gar nicht gewagt hätte, ergriff er selbst hiezu die Initiative. Wir sprachen im Weitergehen, und unbehindert von den Ordnern passirten wir so den Eingang zum Hauptsaal der Redoute, der für die höchsten Staatswürdenträger reservirt war. Selbstverständlich konnte ich nicht daran denken hier zu verbleiben, und wenn mir dies auch einen Augenblick lang in den Sinn gekommen wäre, so hätten mir die Blicke, welche mir einige Ordner zuwarfen, deutlich genug zu verstehen gegeben, dass ich nicht in den Saal gehöre. Ich beeilte mich deshalb auch, mich von Giskra zu empfehlen, der ohnehin sofort beim Eintritte in den Saal durch Begrüssungen vielfach in Anspruch genommen war, so dass es meinerseits ein arger Verstoss gegen die Schicklichkeit gewesen wäre, würde ich ihn noch weiters belästigt haben. Indess — der Mensch denkt und das Schicksal lenkt.

Giskra, liebenswürdig wie er sein konnte, lud mich freundlichst und mit allem Ernste ein, zu bleiben, und da er, ebenso wie ich, bemerkt haben mochte, dass die Ordner schon bereit standen, um mich stricte aufzufordern, den Saal zu verlassen, wandte er sich sofort an den Nächststehenden mit den Worten: »Der Herr (auf mich zeigend) ist mein Stenograph, und ich möchte Sie freundlichst ersuchen, ihn auch an meiner Seite zu belassen; ich bedarf seiner dringendst.« Der Ordner verbeugte sich und trat zurück. Ich dankte dem Präsidenten für seinen guten Willen, konnte aber nicht umhin, auf die »Gefährlichkeit meiner Situation« hinzuweisen, da ich mit keiner Einladung versehen, doch Jedem als unberechtigter Eindringling erscheinen und gewärtig sein müsse, sobald ich ohne ausgiebigen Schutz allein bliebe, gewiss »beanständet« zu werden. Giskra sah das ein, und während ich nun vollkommen gefasst darauf war, den Saal zu verlassen, um meinem Schutzpatron keine weitere Verlegenheit zu bereiten, wandte er sich sofort an Freiherrn von Beust, der, ihn zu begrüssen, eben herangetreten war: »Haben Excellenz etwas dagegen, wenn ich meinen Leibjournalisten an meiner Seite behalte?« »Ich,« erwiederte dieser mit seinem bekannten freundlichen Lächeln, »ich gewiss nicht, die

öffentliche Meinung ist eine Grossmacht, und ich bin ein zu eingefleischter Diplomat, um den Vertreter einer Grossmacht nicht achtungsvollst zu behandeln.« Die gleiche Frage richtete Giskra an den Präsidenten des Herrenhauses, den Fürsten Carlos Auersperg, dem ich bei dieser Gelegenheit noch besonders vorgestellt wurde. Und als auch dieser seine Zustimmung jedoch mit der Einwendung gab, dass Gäste wohl nicht gut andere Gäste einladen könnten, und dass Berufenere ihre Zustimmung zu meinem Verbleiben im Saale geben müssten, wandte sich Giskra an einen der Ordner mit dem Ersuchen, man möge ihn zu einem Mitgliede des Festausschusses begleiten. Nachdem nun Giskra diesem Herrn die Erklärung abgegeben, dass er nicht nur für seine Person, sondern auch im Namen des Ministers des Aeussern und mit Zustimmung des Präsidenten des Herrenhauses mein Verbleiben wünsche, war auch der Form Genüge geleistet, und mein unbehelligtes Verbleiben war dadurch gesichert.

Nun handelte es sich um den Platz, der mir zu meiner Arbeit angewiesen werden sollte. Man hielt deshalb Umschau in dem Saal, und es ergaben sich da allerlei Schwierigkeiten, einen passenden Platz, wo ich ungestört sei und auch wieder die Gäste nicht störe, ausfindig zu machen. Und wieder war es Dr. Giskra, der Rath schaffte; ich erhielt ein gutes Plätzchen in der unmittelbarsten Nähe des Tisches, an welchem die höchsten Würdenträger des Staates sassen, angewiesen, von wo aus ich Alles übersehen und alle Redner gut hören konnte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Da sass ich nun mitten im Festsaale zunächst der weitgestreckten Ehrentafel, die ausschliesslich für die ersten Männer des Reiches, für die Träger der berühmtesten Namen bestimmt war.

Ein Gefühl des Unbehagens bemächtigte sich meiner. Konnte ich zwar nach dem, was vorausgegangen war, vollkommen beruhigt sein, und hatte ich irgendwelche Recrimination durchaus nicht zu befürchten, so machten mich doch die eigenthümlichen Blicke Derjenigen befangen, die von der Sachlage nicht unterrichtet waren, und die, wie ich ganz gut bemerken konnte, sich durch Umfragen zu unterrichten suchten, wer ich denn eigentlich sei, und was mich berechtige, einen solchen Platz einzunehmen. Ich hatte eben eine

ganz unliebsame Aufmerksamkeit auf mich gelenkt, und ich bedauerte bereits im Stillen, dass ich so unvorsichtig gewesen, die Liebenswürdigkeit Giskra's ohne energischere Einsprache angenommen zu haben. Freilich hätte mir dies wenig genützt; im Gegentheil, je entschiedener diese Einsprache ausgefallen wäre, desto mehr hätte sich Giskra »ins Zeug« gelegt, um zu beweisen, dass er, was er sich einmal in den Kopf gesetzt, auch durchführe. Andererseits hatte mir Giskra auch nicht einmal die nöthige Zeit zu einem Einspruch gelassen; es kam alles so rasch, dass ich selbst davon überrascht wurde.

Indess hatten mich, offen gestanden, die unten im Festsaal Sitzenden weniger in Verlegenheit gebracht, als Diejenigen, die oben auf der Galerie untergebracht, waren, und unter diesen waren es auch nur meine Berufsgenossen. Dass diesen meine Anwesenheit im Saale und mitten unter den erlauchten Gästen auffallen musste, war doch gewiss. Nun konnte ich mir auch lebhaft vorstellen, welche Art von Auslegung diese Bevorzugung meiner Person finden werde. Spielt schon an und für sich der Neid im menschlichen Leben eine Hauptrolle, so tritt diese Schwäche bei den Journalisten aus mehr sachlichen als persönlichen Gründen öfter kräftig hervor. In der Bevorzugung des einen Journalisten ist man leicht veranlasst, eine Zurücksetzung des Blattes zu sehen, das zu vertreten man berufen ist, und eine solche Zurücksetzung »seines« Blattes lässt sich Niemand gern gefallen.

Indessen wurde mir nicht lange Zeit gelassen, mit mir und meiner Lage mich zu befassen. Die Toaste begannen.

Den Reigen derselben eröffnete der Fürstprimas von Ungarn mir dem festlichen Toast auf den »König von Ungarn«.

Nach einer langen Reihe von Jahren, nach verschiedenen Schicksalswendungen, nach vielen und harten Kämpfen der ungarischen Nation um die Wiedererlangung ihrer verfassungsmässigen Rechte war es da zum ersten Male, dass man bei einem feierlichen und festlichen Anlasse von einem »König von Ungarn« sprechen, dass man dem »König« huldigen konnte.

Unbeschreiblicher Jubel folgte deshalb dem Toaste des hohen Kirchenfürsten. Wie bei stürmischer See Welle an Welle sich reiht,

so erneuerten sich immer die Eljen-Rufe, die gar kein Ende nehmen wollten. Der Enthusiasmus hatte alle Anwesenden in gleichem Masse erfasst. Man sah um sich herum nur in die Luft gestreckte Hände; Gläser klirrten, die Damen auf den Galerien schwenkten mit den Tüchern, Alles war von der Bedeutung der Worte des Toastirenden gleichmässig erfasst und hingerissen, und der Jubel wollte kein Ende nehmen.

Als er sich endlich gelegt hatte, erhob sich der Präsident des ungarischen Abgeordnetenhauses, um auf die österreichische Reichsvertretung zu toastiren. Erwidert wurde dieser Toast zuerst von dem Präsidenten des Wiener Oberhauses, dem Fürsten Carl Auersperg.

Der Fürst blickte, indem er sein Monocle ins Auge drückte, vor Allem starr um sich, wartend bis volle Ruhe eingetreten war. Seine mehr bombastisch als schwungvoll gehaltene Ansprache trug er in etwas nasalem Tone vor, aber doch laut genug, um weithin verstanden zu werden. Die ganze Art seines Vortrages liess sofort errathen, dass sich der Sprecher seiner Autorität als »erster Cavalier des Reiches« und als Präsident des Oberhauses voll bewusst war.

Unter allgemeiner Spannung erhob sich dann der Präsident des Abgeordnetenhauses, Dr. Giskra. Der Ruf eines ausgezeichneten Sprechers war ihm lange vorher vorausgeeilt. Die ihn noch nicht persönlich kannten, auf die machte schon die äussere Erscheinung Giskra's einen sympathischen Eindruck. Seine hohe Gestalt, sein freier lebhafter Blick kamen ihm auch hier zu statten. Er sprach mit lauter, weithinschallender Stimme, jedes bedeutsame Wort ganz besonders betonend. Stürmischer Beifall folgte seinem Toaste, und Alles drängte sich an ihn heran, um ihm die Hand zu drücken und ihn zu beglückwünschen. Giskra strahlte vor Freude.

Nachdem wieder einigermassen Ruhe eingetreten war, trat auch ich an Giskra heran, beglückwünschte ihn meinerseits und erbat mir sein Concept. Er that etwas verwundert und schien einen Augenblick ungehalten, dass ich ihm nicht »nachgeschrieben«. Wer ihn jemals sprechen gehört, wird wissen, dass selbst der geübteste Stenograph dies nicht vermocht hätte. Giskra war ein »Schnellredner«, der schnellste Redner im ganzen Parlament. Ich erlaubte mir darauf

hinzuweisen und ihn nochmals um sein Concept zu bitten. Endlich nach längerem Bitten, übergab er mir sein »Concept«; ich konnte bei der ersten Durchsicht schon entnehmen, dass er sich nicht genau daran gehalten und manche Zwischensätze eingeflochten hatte, die er mir aber sofort aus dem Gedächtnisse ergänzte.

Ich ersuchte ihn dann, den Fürsten Auersperg zu bestimmen, dass auch dieser mir sein Concept gebe. Fürst Auersperg zog aus seiner Tasche einen grossen Bogen hervor; er enthielt wörtlich dessen Rede, von seiner eigenen Hand geschrieben. Doch eine Bedingung fügte der Fürst an die Ueberlassung seines Manuscriptes. In seiner etwas herrischen Weise trug er mir auf, dafür Sorge zu tragen, dass er nicht Carlos Auersperg genannt werde. Er sei ein österreichischer Cavalier und kein spanischer Grande, er heisse Carl und nicht Carlos, und nur so wolle er genannt werden. Ich musste mich ihm gegenüber verpflichten, dass sein Name nicht »entstellt« wiedergegeben werde. Selbstverständlich erklärte ich mich sofort hiezu bereit, und ich will gleich hier erwähnen, dass ich dadurch in eine peinliche Verlegenheit gerieth.

Meiner Zusage gemäss hatte ich meinem Berichte über das Banket eine Fussnote beigefügt, in welcher ich die Redaction direct darauf aufmerksam machte, dass ich auf ausdrücklichen Wunsch des Fürsten ihn nicht Carlos, sondern Carl genannt habe, und dass »man« daher eine Aenderung nicht vornehmen dürfe. Trotzdem war in meinem Berichte der Name »corrigirt« worden. Anstatt Carl war Carlos gedruckt. Als ich das Blatt zur Hand bekam, traute ich meinen Augen kaum; ich war entsetzt und ahnte, was mir bevorstünde, wenn ich nicht von der Redaction eine genügende Aufklärung, die mir als Rechtfertigung dienen konnte, erhalten sollte. Ich schrieb daher sofort an die »Morgenpost«, um volle Aufklärung energisch ersuchend. Sie erfolgte mit umgehender Post.

Die Redaction hatte keine Schuld. Sie hatte die Fussnote berücksichtigt und den Namen so stehen gelassen, wie ich ihn geschrieben. Aber eine kleine Unvorsichtigkeit war da doch mit unterlaufen. Der betreffende Redacteur, der meinen Bericht Hand bekam, hatte die Fussnote weggeschnitten, aber nicht daran gedacht, auch den Corrector auf meinen Wunsch aufmerksam zu machen, und dieser,

gewohnt den Namen Carlos zu lesen, corrigirte Carl in Carlos um. Mit dieser »Rechtfertigung« ausgerüstet erwartete ich die Begegnung des Fürsten, noch immer freilich nicht ganz beruhigt, denn ich wusste, mit wem ich es da zu thun hatte.

Noch bedenklicher wurde mir die Sache, als ich über den Vorfall einem Collegen des Fürsten, dem Herrenhausmitgliede Fürsten R. berichtete, und der mir die Aufklärung gab, weshalb Fürst Auersperg nicht Carlos genannt sein wolle. Diese Bezeichnung sei eine Art »Spitzname«, mit dem die böhmischen Cavaliere den Fürsten Carl Auersperg bedachten, ob seines herrisch-stolzen Wesens. Dass sich nun Jemand nicht ruhig gefallen lassen werde, anstatt seines ehrlichen Namens seinen Spitznamen gedruckt zu sehen, fand ich wohl sehr begreiflich; aber nun musste ich mich erst recht auf eine derbe Recrimination gefasst machen. Glücklicherweise hatte Fürst R. noch am selben Tage Gelegenheit, den Fürsten Carl Auersperg, bevor dieser seinen Zorn gegen mich äussern konnte, auf das »Versehen« der Redaction der »Morgenpost« aufmerksam zu machen, und dem Fürsten zu erzählen, wie verzweifelt ich deshalb sei, und so den ersten Sturm gegen mich glücklich abzulenken. . . . .

Nach dieser Einschaltung kehre ich wieder zu dem Bericht über das Banket zurück.

Die Stimmung unter den Festgästen wurde von Toast zu Toast eine immer mehr gehobene.

Es sprach nach Dr. Giskra der Präsident des ungarischen Unterhauses auf den Freiherrn von Beust in — ungarischer Sprache. Kaum hatte sich der Beifall gelegt, der diesem Toaste gefolgt war, als sich Beust zu einer Erwiderung in deutscher Sprache erhob. Er drückte vor Allem sein Bedauern aus, dass er sich nicht in der Landessprache verständlich machen könne, antwortete aber doch auf jeden Satz seines Vorredners, als hätte er ihn wohl verstanden. Es fiel dies nicht sonderlich auf. Man wusste es, und die es nicht wussten, konnten es sich denken. dass Herr von Beust den ihm gewidmeten Toast vorher schon kannte, und seine Erwiderung danach eingerichtet hatte. Er machte auch kein Hehl daraus, denn als ich ihn, gleich den Vorrednern, um sein Concept ersuchte, zog

er aus der Seitentasche seines Fracks einen Bürstenabzug hervor, mit den Worten: »Meine Schrift hätten Sie ja ohnehin nicht lesen können, es wird Ihnen also dieser Abzug aus der Druckerei der »Wiener Zeitung« doppelt erwünscht kommen«.

Nunmehr folgte eine ganze Reihe »wilder« Toaste, die ich jedoch nicht mehr abwartete. Mit dem Wortlaut der Reden des Fürsten Auersperg, des Dr. Giskra und des Freiherrn von Beust eilte ich aus dem Saale aufs Telegraphenamt. Dort schrieb ich meinen Bericht über das Banket, eine Einleitung, in welcher das Wissenswertheste enthalten war, ich schilderte die Physiognomie der Redoutensäle, berichtete über die Sitzordnung, über den Empfang Ihrer Majestäten, kurz, über alle Aeusserlichkeiten des grossen Festes, und fügte dem Briefe die Reden jener Persönlichkeiten im Wortlaute an, die für die Leser der »Morgenpost« das meiste Interesse hatten.

Mein College Reschauer hatte nach Möglichkeit das Gleiche gethan. Von der Galerie aus hatte er die einzelnen Reden aufgenommen und sie ebenfalls telegraphisch nach Wien expedirt; von der Chefredaction erwartete er eine ganz besondere Belobung für seinen Fleiss und seine Mühewaltung. Er hatte aber schlechten Dank dafür.

Anstatt einer Belobung erhielt er Vorwürfe, und als er bald darauf seine Rechnung über die Auslagen in Pest vorlegte, musste er es ruhig geschehen lassen, dass die Administration die Auslagen für das »unnöthige« Telegramm über das Banket — an 3000 Worte! — nicht liquidirte und ihn »zum Ersatz der Kosten« verurtheilte. — — — Landsteiner verstand eben das Sparen.

Am 11. Juni kam ich nach Wien. Ich fand in meiner Wohnung bereits eine grosse Anzahl von Gratulationsbriefen vor. Se. Majestät der Kaiser hatte mir nämlich, wie in der »Wiener Zeitung« zu lesen war, den Franz Josephs-Orden verliehen. In dem diesbezüglichen Decrete, welches mir wenige Tage hierauf zugestellt wurde, heisst es wörtlich: »In Anerkennung der nachträglich zu Meiner Kenntniss gelangten hervorragenden Acte opferwilligen Patriotismus, dann liebevoller, werkthätiger Fürsorge für die Verwundeten und erkrankten Krieger und anderweitiger Verdienste.«

Das Bürgerministerium.

Unter heftigen Geburtswehen kam im December 1867 das Bürgerministerium zur Welt. Der neue Staatsbau erhielt dadurch endlich die architektonische Symmetrie — drüben jenseits der Leitha ein selbstständiges liberales Ministerium, diesseits das Gleiche; und zwischen den beiden Ministerien stand das Reichsministerium mit dem Reichskanzler Freiherrn von Beust an der Spitze. Hätte man nicht in letzter Stunde noch Herbst zum Eintritt ins Cabinet zu bestimmen gewusst (was nur möglich war, nachdem Beust erklärt hatte, dass er dem Kaiser die Liste der zu ernennenden Mitglieder des neuen Ministeriums bereits vorgelegt habe, und dass gegen Niemanden eine Einwendung erhoben wurde), und hätte man nicht so Herbst in eine Zwangslage gebracht und ihm Vorstellungen darüber gemacht, dass ihn allein die volle Verantwortung treffen würde, wenn in der einen Reichshälfte keine liberale Regierung zustande käme, er hätte zweifelsohne seinen Widerstand fortgesetzt, und ohne seinen Eintritt wären alle Bemühungen Beust's gänzlich erfolglos geblieben. Herbst musste mitthun; das war die Bedingung Aller, denen im neuen Ministerium Portefeuilles angetragen wurden. Man fürchtete eben seine Opposition und seine, Alles zersetzende Dialektik. Beust wusste also kein anderes Mittel, um Herbst gefügiger zu machen, als indem er ihn in der gedachten Weise »gefangen« nahm.

Den Todeskeim trug aber das Bürgerministerium schon bei seiner Geburt in sich. Zu heterogene Elemente waren da künstlich zu einer gemeinschaftlichen Thätigkeit zusammengeschweisst worden.

Liberal waren sie zwar alle, die neuen Minister, auch verfassungstreu im Sinne des Februar-Patentes; aber die Temperamente waren zu verschieden und an eine Ausgleichung derselben ebenso wenig, wie daran zu denken, dass eine staatsmännische Auffassung über die verantwortnngsvolle hohe Mission, die sie mit den Portefeuilles übernommen hatten, die persöhnlichen Ambitionen gänzlich in den Hintergrund drängen könnte.

Da war vor Allem Fürst Auersperg, der sich zu sehr als »erster Cavalier des Reiches« fühlte, als Aeltester und Vornehmster unter den Adelsgeschlechtern der Monarchie, als dass er sich in der Mitte der bürgerlichen Collegen hätte behaglich fühlen können. Es war mit Sicherheit vorauszusetzen, dass er sie bei jedem Anlasse seine Superiorität werde empfinden lassen.

Sollte Frieden bleiben, so war nur Eines möglich: von vorneherein auf jedwede Polemik zu verzichten, den Fürsten als — Fürsten in erster Linie und als Ministerpräsidenten in zweiter Linie anzuerkennen, und sich seiner Führerschaft in Allem und Jedem unbedingt und ohne Widerspruch anzuvertrauen, d. h. ihm willenlos zu folgen. Das von Männern wie Herbst und Berger, ja von einem Giskra vorauszusetzen, der seine temperamentvolle Leidenschaftlichkeit nie zu bezähmen gewusst hatte, war geradezu undenkbar; der ausgesprochenste Optimist musste das sofort für unmöglich erklären.

Ein Mann wie Fürst Auersperg konnte andererseits vielleicht in der ersten Zeit politische Rücksichten gelten lassen, indem er sich zur gemeinschaftlichen Thätigkeit mit bürgerlichen Elementen herabliess; dass aber bald die Zeit kommen würde, wo er dieses »Joch« von sich abschütteln werde, darüber konnte Niemand auch nur einen Augenblick im Zweifel sein.

Dass Herbst es nicht lange »aushalten« werde, wusste auch Jeder. Er war der Mann der Opposition; darin bestand seine Bedeutung, seine Grösse und Stärke; ihn zum »Jasager« machen, war so viel, wie ihn politisch todt machen — Herbst mit einem Papageno-Schloss vor dem Munde! Das war ja völlig unnatürlich, Herbst war damit seiner besten Kraft beraubt. Das hatte er selbst auch gefühlt und sich deshalb auch so beharrlich gesträubt, Minister zu werden.

Als er doch dazu gezwungen wurde, glaubte er sich noch theilweise »retten« zu können, indem er ein nichtpolitisches »Ressort« übernahm, nämlich das Justizministerium.

Berger mit seiner scharfen Zunge, mit seinen Neigungen zur Satire, Alles und Alle zu bespötteln und mit epigrammatisch verwundender Spitze seine Gegner zu treffen, war wohl auch nicht der richtige Mann, um mit einem Herbst oder Giskra auszukommen, mit Männern, die wohl seine politischen Glaubensgenossen waren, für die er aber in seinem Innern — die späteren Tage haben dies gezeigt — blutwenig Sympathie hatte; seine Freundschaft für sie war stets nur eine äusserliche, und auch auf politischem Gebiete wurde gar bald das Band entzweigeschnitten, das in der ersten Zeit um alle drei geschlungen war.

Giskra hatte weittragende Ideen, grosse Ambitionen, und indem er sich das eigentlich bedeutendste politische Ressort, das Ministerium des Innern wählte, befand er sich von vorneherein auf dem glattesten, heiklichsten Boden, und musste immer gewärtig sein auszugleiten. Man musste sich sagen: entweder werde er zu viel anstreben, was nach Oben nicht zu erreichen sei, oder zu wenig, wodurch er seine Popularität einbüssen müsste, auf die er den grössten Werth legte.

Und nun erst der arme Brestel! In klagendem Tone hatte er die Zumuthung zurückgewiesen, ein Portefeuille — das ihm von vorneherein zugedachte Finanzportefeuille — zu übernehmen. Er jammerte förmlich, dass er seine so »gute Stelle« bei der Creditanstalt aufgeben solle, für die seine Kräfte gerade ausreichend seien, um einen Ministerposten dafür einzutauschen, zu welchem ihm »alle Eignung« fehle. Brestel, den die Furcht vor der grossen Verantwortung, die man ihm da übertragen wolle, schon an und für sich veranlasst hatte zu bitten, dass man von seiner Person absehen möge, diesen armen Brestel zwang man förmlich, seine einfache Bureaustube zu verlassen und in die Prachträume des Hôtels des Prinzen Eugen einzuziehen! Wer musste da nicht von vorneherein von der Ueberzeugung durchdrungen sein, dass eine auf solcher Grundlage ruhende Position nicht von langer Dauer sein könne.

In dem ganzen neuen Ministerium sass nur ein Mann, der Vertrauen für den längeren Bestand des Cabinets hätte einflössen können — wenn eine Säule überhaupt ein grosses Gebäude zu halten vermöchte; es war dies der mit der Stellvertretung in der Leitung des Cabinets betraute Landesvertheidigungs-Minister und Minister für öffentliche Sicherheit Graf Taaffe.

Graf Taaffe hatte Eines vor allen Anderen voraus: das unbedingte Vertrauen des Monarchen, ein Vertrauen, das sich seine Collegen erst erringen mussten, und das auf Prämissen beruhte, die bei keinem zweiten der Mitglieder des neuen Cabinets in der gleichen oder einer ähnlichen Weise vorhanden waren — selbst nicht bei dem Hochtory, dem Fürsten Carl Auersperg. Aus diesem Grunde war er auch der geeignetste Vermittler zwischen dem Kaiser und seinen neuen Ministern. Speciell seinen Collegen gegenüber wollte Graf Taaffe nichts Anderes sein als Collega; er gab und fühlte sich nur als solcher, als Staatsbeamter ebenso wie die übrigen Mitglieder des Cabinets vom Kaiser dazu berufen, die Staatsgeschäfte nach bestem Wissen und Gewissen zu versehen.

Dem Grafen Taaffe kam überdies noch die Kenntniss der Geschäfte, eine reiche Erfahrung und ein gewisses Wohlwollen, geparrt mit jenem richtigen Tact zu statten, den er in Fällen bethätigte, wo er die Ueberzeugung gewann, dass sich das Cabinet auf eine schiefe Ebene zu begeben im Begriffe stehe, etwas vorhabe und beschliessen wolle, was ihm Verlegenheiten bereiten könnte. Da rieth er nun davon ab, jedoch in einer Weise, die Niemanden verletzen konnte. In solchen Fällen, wo er sich als Stärkerer fühlte, liess er den Schwächeren nie seine Schwäche empfinden; er gab sich blos als Vermittler, als wohlmeinender und wohlwollender Rathgeber, und man kann im vollen Einklange mit der historischen Wahrheit wohl mit Fug und Recht behaupten, dass Graf Taaffe es war, der seinen Collegen im Ministerrathe den Boden glättete und das Seinige dazu beitrug, so Manchem von ihnen Verlegenheiten zu ersparen, die sie sich bei eigenmächtigem Vorgehen und ohne Einsprache des Grafen Taaffe gleich in den Flitterwochen ihrer ministeriellen Thätigkeit gewiss bereitet hätten.

Die Minister sahen das wohl ein, hatten das richtige Verständniss dafür, und sie zollten darum auch dem Grafen Taaffe alles Lob.

Als eines Tages die »Morgenpost« den Grafen Taaffe als den »Kitt« bezeichnete zwischen der Krone und der Regierung, gerieth Giskra in leidenschaftliche Erregung und eiferte gegen alle Jene, die den Stellvertreter im Ministerrathspräsidium — diese Rolle war dem Grafen Taaffe zugetheilt — nur als »Vermittler« gelten lassen, ihm aber sonst eine erspriessliche Thätigkeit im Schosse des Bürgerministeriums nicht zusprechen wollten.

»Wer um Alles in der Welt,« äusserte sich diesbezüglich Giskra in der ihm eigenen heftigen Weise, und zwar unter Anderem auch in Gegenwart des Freiherrn von Beust, »hat diese falsche Meinung vom Grafen Taaffe verbreitet! Hätten wir ihn nicht in unserer Mitte sitzen, wir verirrten uns oft in ein Labyrinth, aus dem wir den Ausweg nicht fänden, und wir wären Alle verloren. Er ist unser Wegweiser und nicht blos ein Rath der Krone, der Rathgeber der Regierung. Seine grosse Geschäftskenntniss und seine reiche Erfahrung kommt uns bei allen wichtigen Fragen zu statten. Wenn wir nicht schon den Grafen Taaffe hätten, wir müssten nach einem Manne mit den Eigenschaften, die er besitzt, mit einer Diogeneslaterne suchen.«

Als gewichtiger noch mag das Urtheil Herbst's gelten, das in einem mir vorliegenden Brief enthalten ist. Herbst schreibt unter Anderem:

». . . . . Graf Taaffe ist nicht minder verfassungstreu als Se. Durchlaucht der Fürst Carlos Auersperg, und er ist es nicht blos als Minister der Kaisers, der ein verfassungstreues Ministerium mit der Leitung der Staatsgeschäfte betraute, und damit Seinen Willen bekundet hat, dass fortan constitutionell regiert werde, und dass sich die Monarchie auf liberalen Grundlagen entwickle; er ist es nicht blos als jederzeit getreuer Vollstrecker des kaiserlichen Willens — er ist es aus reinster Ueberzeugung . . . . .«

Und eine andere Stelle lautet:

». . . . . Der Fürst und der Graf ergänzen sich . . . . . wir konnten Beiden nichts anhaben, und es wäre ein schwerer Verlust für uns, wenn Einer oder der Andere aus dem Ministerium scheiden sollte . . . . .«

Wie seltsam das sich heute liest?! Tempora mutantur! Jawohl, die Zeiten ändern sich und die Anschauungen, zumal die Anschauungen der Politiker, unter den Wandlungen der politischen Verhältnisse! Freilich hat sich diese Wandlung bei Herbst etwas rascher vollzogen. Schon nach einigen Monaten sprach und dachte er anders, aber nicht blos bezüglich des Grafen Taaffe; auch über andere seiner Collegen im Ministerrathe lautete gar bald sein Urtheil sehr herbe — doch hatte das Jemand anders vorausgesetzt? Gewiss nicht. Im Gegentheile; überrascht hätte es nur, wenn der mit der Opposition verwachsene Herbst gerade als Minister von seiner »alten lieben Gewohnheit« gelassen hätte und ein ganz Anderer geworden wäre.

Man hat sich über sein Verhalten im Ministerium ebenso wenig einer Täuschung hingeben können, wie über das des Fürsten Auersperg — beide waren nicht für Ministerposten geschaffen.

Mit kluger Voraussicht alles dessen wurde wohl Graf Taaffe mit der Stellvertretung in der Leitung der Ministerrathssitzungen betraut. Das vorhergesehene Ausscheiden des Fürsten aus dem Cabinet sollte nicht sofort den ganzen Bestand des Ministeriums erschüttern; und das glaubte man wohl verhüten zu können, indem man von vorneherein auf einen entsprechenden Ersatz für den ausscheidenden Auersperg Bedacht nahm.

Wie sich übrigens im Schosse des Bürgerministeriums die Dinge und Verhältnisse entwickelten, und rasch entwickelten, rascher als selbst bedächtige Politiker voraussahen, darüber soll an späterer Stelle berichtet werden.

Die Gründung des „Neuen Wiener Tagblatt“.

Seit dem Bestande des famosen Pressgesetzes (1862) haben die jeweiligen Regierungen verschiedene Methoden angewendet, um die Freiheit der Presse, ihre Macht und ihren Einfluss zu beschränken. Der, weiss Gott weshalb, als liberal geltende Schmerling ging in dieser Richtung am energischesten vor. Als Vater des neuen Gesetzes kannte er genau dessen Vorzüge und Fehler, und wusste er es in einer Weise gegen die liberale Presse auszunützen, wie Keiner nach ihm. Man kann mit Fug und Recht sagen, dass selbst in der Reactionsepoche die Männer der Feder besser daran waren, als unter der Regierung des »liberalen« Schmerling, obschon zu jener Zeit die Presse nicht freigegeben, unter kein Special-Gesetz gestellt war, und es der politischen Behörde allein überlassen blieb, zu dulden, was in ihrem Belieben lag, und zu verbieten, was sie diesbezüglich für zweckentsprechend erachtete.

Die Präventivmassregeln der Reactionszeit, wie sie allgemein bezeichnet wurden, waren lange nicht so drückend wie die angeblich gesetzlichen Massregeln, mit denen Schmerling die Presse und ihre Vertreter verfolgte. Ich habe bereits an anderer Stelle erwähnt, dass unter keiner der auf Schmerling folgenden Regierungen so viele Verfolgungen, Anklagen und mitunter schwere Abstrafungen von Journalisten stattgefunden haben, wie unter der Regierung des Mannes, der sich bei der Uebernahme der Staatsgeschäfte als liberaler Minister zu geben verstand, und dem, als sein Name in der »Wiener Zeitung« erschien, die ganze Bevölkerung und zum grossen Theil auch die liberale Presse zujubelte, den man

allgemein als den Erlöser pries aus einem drückenden und erdrückenden Banne. In der ersten Zeit wusste sich auch Schmerling mit dem Schein des Liberalismus zu umgeben; und begreiflich erscheint es deshalb, dass sich ihm auch die liberale Presse zuneigte. Wer vertrocknetes Brod zu verspeisen genöthigt war, um seinen Hunger zu stillen, dem erscheint jede andere Kost vortrefflich, insolange wenigstens, bis er sich die Ueberzeugung verschafft, dass diese Kost nur eine schädliche Wirkung auf den Organismus ausübt. Die Präventivmassregeln beschränkten die geistige Kost auf das geringste Mass, und man begrüsste das Pressgesetz, welches sich den Anschein gab, als sollten damit die Verhältnisse der Presse »geregelt« werden. Wie gestalteten sich aber in der That diese Verhältnisse?

Zur Zeit, als die politischen Behörden die Presse »überwachten«, wusste man wenigstens, wie man sich zu benehmen habe, wusste man, da diese Behörde Instructionen und Weisungen ertheilte, was zu sagen erlaubt und was verboten ist; man gewöhnte sich daran, so zu schreiben, dass der Leser die Wahrheit doch zwischen den Zeilen herauszulesen verstand, und man erfüllte so die Aufgabe, deren Lösung eben Sache der Presse ist, das Volk zu bilden und aufzuklären, ohne befürchten zu müssen, dass das, was nun einmal von der Censur unbeanständet durchgelassen wurde, später doch beanständet und »verfolgt« werden könnte. Das Pressgesetz jedoch gab der Presse Freiheiten ohne Freiheit, und der Schöpfer desselben wusste sich ein scharfes Werkzeug zur Tödtung des freien Wortes zu schmieden. In der guten Meinung, etwas ganz Unverfängliches niedergeschrieben zu haben, machte man gar bald die traurige Erfahrung, dass man sich geirrt, und dem öffentlichen Ankläger blieb es überlassen, Einen über den Irrthum in einer Weise aufzuklären, die in ihrem Effect sich als weit empfindlicher darstellte, als die Präventivmassregeln der Behörden von einst. Diese waren Massregeln; was Schmerling that, war Massregelung.

Die Volksvertreter wussten dies, sahen es mit an. Es fielen schöne Worte dagegen, zu einer That rafften sie sich jedoch nicht auf; man liess den Staatsanwalt Lienbacher und seine Berufs-

genossen gewähren. Man gab sich so den Anschein, als wollte man die Verfassung hüten und schützen, die liberalen Institutionen vor unberechtigten Angriffen wahren. Lienbacher als Beschützer der liberalen Verfassung!! Es wäre zum Lachen gewesen, wenn das Unheil, das dieser kluge Mann angeblich zum Schutze des Gesetzes und in Ausübung eigenthümlicher Auffassung und Auslegung der Gesetzesstellen anrichtete, nicht gar so furchtbar gewesen wäre!!

Was Schmerling durch das Pressgesetz zu erreichen suchte: die Presse zu einem gefügigen Werkzeug im Dienste der Regierung zu machen, das glaubte Belcredi ohne dasselbe machen zu können. Die Absicht war die gleiche, nur die Methode eine andere. Schmerling betrachtete das Pressgesetz als Zuchtruthe gegen widerspenstige Journalisten, Belcredi als ein geeignetes Mittel, um zu den gleichen Zielen zu gelangen: sie in das Bett des officiellen Fahrwassers zu lenken.

In einer besonderen Instruction an die Statthalter und Landeschefs der gesammten Monarchie sprach er sich diesbezüglich klar und verständlich genug aus. Sämmtliche Spitzen der politischen Behörden sollten alles Mögliche aufbieten, um billige Journale ins Leben zu rufen. Die Regierung werde ihnen alle Unterstützung bieten; von der Entrichtung einer Stempelgebühr seien diese neuen Organe der Regierung von vorneherein zu befreien, und um sie auch inhaltlich interessant zu gestalten, habe man sie mit Nachrichten aller Art, insoweit sie das öffentliche Interesse betreffen, zu versehen.

Er wies auf das Beispiel des »Prager Abendblattes« hin, welches zu dem gleichen Zwecke ins Leben gerufen wurde, und das viele Verbreitung gefunden hatte. In allen Provinzhauptstädten sollten gleiche Journale, wie das erwähnte Abendblatt, entstehen.

Dadurch hoffte Belcredi für die liberalen Blätter eine Concurrenz ins Leben zu rufen, sie materiell zu schädigen und in ihrem Einfluss zu schwächen. Hiebei gab er sich sogar einen liberalen Anstrich, indem er gleichzeitig die öffentlichen Ankläger anweisen liess, die Pressverfolgungen einzustellen.

Den Einwand der Herausgeber der liberalen Blätter, dass die Finanzverwaltung geschädigt werde, wenn durch die geschaffene Concurrenz ihre Journale in der Auflage sinken sollten, weil ja in

dem gleichen Masse sich die Einnahme für den Zeitungsstempel verringern würde, suchte Belcredi damit zu entkräften, dass der »moralische« Nutzen, der der Regierung aus ihren Journalen erwachsen würde, weit höher als der Entgang des Zeitungsstempels anzuschlagen sei; und als ihm ferner entgegengehalten wurde, dass es doch nicht Aufgabe der Regierung sein könne, Privatunternehmungen zu schädigen, verwies er darauf, das das, was dem Privaten, was den politischen Parteien erlaubt sei, doch auch der Regierung erlaubt sein müsse, ja der Regierung um so eher, weil sie dabei doch höhere, weil sie staatliche Interessen verfolge. Mit einem Worte: Belcredi wollte die Presse in der einen Hälfte des Reiches wenigstens theilweise verstaatlichen.

In der Verwirklichung dieser Idee entstand zuerst in Wien, als Vorbild für die Provinzhauptstädte, das »Kreuzerblatt« unter dem Titel: »Wiener Journal«, von dem ich bereits an früherer Stelle gesprochen habe.

Die tüchtigsten Kräfte wurden für dieses Regierungsorgan herangezogen. Mit der Leitung des Blattes wurde ein Hofrath betraut, der zu den besten Federn unter den Wiener Journalisten zählte, und dessen Artikel, die er vorher für liberale Blätter geschrieben, zu den gelesensten gehörten. Für den belletristischen Theil wurde Theodor Scheibe gewonnen, der beliebteste Romanschriftsteller zu jener Zeit.

Das »Kreuzerblatt« brachte es gleich nach den ersten Wochen zu einer hohen Auflage; täglich wurden 30- bis 40.000 Exemplare gedruckt. Bezüglich der Verbreitung hatte sich also Graf Belcredi nicht geirrt. Das »Wiener Journal« war in der That das verbreitetste Blatt in Wien. Dagegen irrte sich der Minister in dem Einflusse dieses Blattes und in seiner Rückwirkung auf die anderen Volksblätter. Diese büssten in ihren Auflagen nur wenig ein; eine materielle Schädigung erlitten sie nicht und ebenso wenig erlitten sie in ihrer moralischen Bedeutung eine Einbusse. Vielleicht hätte sich das Verhältniss im Laufe der Zeit anders gestaltet, vielleicht wäre die Voraussetzung Belcredi's später doch eingetreten. Ein Journal braucht aber zu seiner Entwicklung oft Jahre, während bei

uns die politischen Verhältnisse zu rasch wechselten, und so den weiteren Aufschwung des »Kreuzerblattes« behinderten. Ja, als Belcredi vom politischen Schauplatz abtreten musste, konnte auch an die Weiterführung dieses Blättchens mit der beabsichtigten Tendenz nicht mehr gedacht werden. Ein liberales Ministerium trat an die Stelle des Ministeriums Belcredi, und das Bestreben desselben musste darauf gerichtet sein, die liberale Presse zu unterstützen; eine illoyale Concurrenz war da am wenigsten am Platze. Die neue Regierung liess daher das officiöse Blättchen fallen und verkaufte es an einen Privatmann, der sofort auch die Tendenz wechselte; und wenn auch das Blatt nicht unvermittelt eine oppositionelle Haltung einnahm, — dazu lag ja unter den gegebenen Verhältnissen keine Veranlassung vor — so konnte man doch das »Wiener Journal« nicht mehr zu den officiösen Zeitungen zählen.

Allein es zeigte sich gar bald, dass nicht Jeder geeignet ist, ein Blatt zu leiten, dass hiezu doch mehr als allgemein geschäftsmännische Kenntnisse gehören; und da nun, sobald es die Regierung abgetreten, auch das »Kreuzerblatt« stempelpflichtig wurde und nicht mehr billiger als die anderen Blätter zu haben war, sank die Auflage mit jedem Tag, und der neue Eigenthümer musste sich mit dem Gedanken vertraut machen, die Zeitung so bald als möglich los zu werden, wollte er nicht alles Geld einbüssen, das er dafür bezahlt hatte.

Wochenlang wurde das Blatt ausgeboten, ohne dass sich dafür ein Käufer gefunden hätte. Unter den Vielen, denen es angeboten wurde, war auch der Leitartikler der »Morgenpost« Moriz Szeps und der Schreiber dieser Zeilen, die als Käufer in ernste Unterhandlungen eintraten.

Die Schwierigkeit, die richtigen Männer, die geeigneten Kräfte für die Fortführung dieses journalistischen Unternehmens zu finden war bald beseitigt. Fast alle Redacteure der »Morgenpost« erklärten sich ohne viel Bedenken bereit mitzuthun; es waren dies: Sigmund Schlesinger, der sich in kurzer Zeit den Ruf eines tüchtigen Feuilletonisten und Theaterkritikers zu erschreiben gewusst, Heinrich Reschauer, der Redacteur des communalen Theiles der »Morgenpost«, der

unter den Wiener Bürgern thatsächlich einen grossen Anhang hatte; ich selbst erklärte mich bereit zur Uebernahme des localen Theiles. Wir vier, mit eingerechnet Moriz Szeps, hatten eines Morgens in der Färbergasse im Café Nikola eine Vorbesprechung, und diese eine Sitzung genügte zur Feststellung alles dessen, was zu vereinbaren nothwendig war. Vor Allem natürlich die finanziellen Verhältnisse. Da wurde nun eine von Szeps angeregte Idee sofort acceptirt. Wir vier sollten Geschäftstheilnehmer werden, und zwar Jeder nach Massgabe seines Gehaltes einen Percentsatz vom Gewinn erhalten, selbstverständlich nach Abzug des für die Käufer entfallenden Gewinnantheiles. Dann wurden die Gehaltsbezüge jedes einzelnen Redacteurs festgesetzt, und schliesslich Tendenz und Richtung des Blattes vereinbart.

Man einigte sich gar bald dahin, dass das neu zu gestaltende Unternehmen in Bezug auf die »Mache« etwas ganz Neues bieten müsse. Das neue Blatt sollte weder eine Concurrenz der »Morgenpost« sein, noch nach dem Vorbild der »Neuen Freien Presse« gestaltet werden; es sollte sich vielmehr ein gebildeteres Publicum als jenes der »Morgenpost« zu erringen suchen, und doch wieder nicht in das breite Stromgebiet der »Neuen Freien Presse« einlenken. Es sollte ein Organ für das bessere und gebildete Wiener Bürgerthum werden. Demgemäss wurde festgestellt, dass die sogenannten Leitartikel stets in gedrängter Kürze den Leser über die politischen Ereignisse des Tages zu unterrichten hätten, den communalen Angelegenheiten wurde ein weiteres Feld eingeräumt, ein Hauptwerth aber darauf gelegt, dass die localen Ereignisse sorgfältigst gepflegt werden müssten. Somit war das Programm des »Neuen Wiener Tagblatt«, das diesen Titel schon früher angenommen hatte, festgestellt, und den Käufern nunmehr die Vollmacht zum Abschluss ertheilt.

Die Verhandlungen mit dem Eigenthümer M. dauerten nicht lange. Ihn drängte es zum Verkauf des Blattes, das einen steten Niedergang zeigte, und er sah schon im Geiste das Gespenst eines grossen Deficits, trotzdem die Auflageziffer noch eine relativ hohe war — sie war doch nur, seitdem das Blatt stempelpflichtig geworden, um

mehrere Tausend gesunken — und immer noch eine Ziffer von beinahe 17.000 Exemplaren aufwies.

Am 14. Juli 1867 erschien das »Neue Wiener Tagblatt«, mit dem Subtitel »Demokratisches Organ« versehen, unter der neuen Leitung. Es war das ein Sonntag. In einem offenen Brief »An die Leser« gab die neue Redaction ihr Programm bekannt.

»Die dem Unternehmen des »Tagblatt« frisch beigetretenen Mitglieder haben bis jetzt der Redaction der »Morgenpost« angehört, und das Publicum hat die Anstrengungen gewürdigt, mit welchen sie dort seit langen Jahren die Ideen des geistigen und materiellen Fortschrittes überhaupt und die Interessen und Bedürfnisse Wiens insbesondere verfochten haben. Sie werden den gleichen Kampf in diesem Blatte fortsetzen, nur in entschiedenerer, schärferer Weise, weil der Drang der Zeit die beschleunigtere Lösung der überlange schon in Schwebe gehaltenen Fragen erheischt.«

Und weiter hiess es:

»Ein ganz besonderes Augenmerk wird den Wiener Angelegenheiten zugewendet werden. Der Tagesbericht wird auch die kleineren Ereignisse des Tages in übersichtlicher Vollständigkeit bringen; ebenso werden die Vorgänge in den Gerichtssälen, nicht blos in denen des k. k. Landesgerichtes, sondern auch in denen der Bezirksgerichte, nach dem Grade ihres Interesses ausführlichst mitgetheilt werden.«

Ausser dieser kurzen Ansprache an die Leser brachte das erste Blatt unter seinen neuen Leitung einen Artikel aus der Feder des Herausgebers Moriz Szeps unter dem Titel: »Demokratisches Organ«, welcher das Programm des näheren ausführte, ein Feuilleton »Vom Tage« von Sigm. Schlesinger, einen grossen ausführlichen Bericht aus dem Gerichtssaale von mir, einen Artikel »Karoline Bettelheim« von Wilh. Frey und einen zweiten: »Der neue General-Intendant der Hoftheater« von Otto Kern. Selbstverständlich enthielt auch diese erste Nummer ausführliche Telegramme und viele Originalnotizen, und einen neuen Roman von Franz Günther, unter welchem Pseudonym sich der bekannte Romanschriftsteller Theodor Scheibe barg. Wahrlich, das Blatt konnte sich in dieser Ausstattung schon sehen lassen!

Die zweite Nummer war nicht minder interessant. Sie brachte einen Artikel: »Die Auflösung der kaiserlichen Generaladjutantur«

— ein Nachruf an den scheidenden Grafen Crenneville, der lange Zeit hindurch die Würde eines ersten Generaladjutanten des Kaisers bekleidet hatte, welche jetzt dem Grafen Bellegarde verliehen wurde, und wieder ein Feuilleton von Sigm. Schlesinger, dessen Anfangssätze, weil sie von culturhistorischem Interesse sind, ich hier wörtlich wiedergeben will:

»Der Civilfrack«, schreibt Schl., »kommt wieder zu Ehren. Es soll den Officieren endlich erlaubt sein, ihn ausser Dienst zu tragen. Tiefsinnige Nationalökonomen sind dagegen; sie behaupten nämlich, die Gagenverhältnisse unserer Officiere seien nicht danach, dass sie auch noch die Auslagen für Civilkleider vertragen könnten. Gewöhnlich wird geklagt, das Militär koste dem Civil zu viel Geld; hier hören wir, dass das Civil dem Militär zu theuer sei« . . . . und weiter heisst es: »Die Aufhebung des Uniformzwanges ist von so heilsamer Tragweite, dass der Reichsrath ein paar Millionen bewilligen dürfte, »Gratisfräcke« für sämmtliche Lieutenants der Armee anzuschaffen. Mit dem Civilkleide kommt hoffentlich auch der Civilgeist, der stellenweise noch zu fehlen scheint. In Graz, erzählen die Blätter, habe vor etlichen Tagen ein Generalbefehl den Soldaten »Achtung vor den Gesetzen« eingeschärft, vor den Civilgesetzen nämlich . . . . Was sind das für Verhältnisse und Zustände, in denen es nothwendig wird, den Soldaten an so etwas zu mahnen!«

Andere Zeiten, andere Sitten! Wie lange ist es her, dass den Beamten wieder aufgetragen wurde, sich Uniformen anzuschaffen! Den Officieren ist das Tragen von Civilkleidern lange vorher schon untersagt worden!

Eine originelle Neuerung, die Moriz Szeps eingeführt, bestand in den »Titeln«. Sie wurde sorgsam gepflegt. In den Redactionsconferenzen, denen alle Redacteure zugezogen wurden, und wo über die Zusammenstellung des Blattes gemeinschaftlich berathen wurde, wurde über die Titel, nicht blos für die Leitartikel, für alle wichtigen Ereignisse, über welche der Leser unterrichtet werden musste, mit ebensolchem Eifer und Ernst conferirt, wie über die wichtigsten Tagesfragen, und es wurde für den besten Titel stets ein besonderes Honorar von zehn Kreuzern bewilligt zur »Belohnung und Aufmunterung«, wie es scherzweise hiess.

Man mag darüber heute lachen, — die journalistische Mache ist ja im Lauf von fünfundzwanzig Jahren eine ganz andere geworden,

— aber gewiss ist es, dass die Titel im »Tagblatt« ein gewisses Interesse erregten und ihm Leser gefunden haben.

Indess trotz allen Fleisses musste die neue Garde, die mit frohen Hoffnungen und Siegeszuversicht ins Feld gezogen, schon nach wenigen Monaten die traurige Erfahrung machen, dass ihrer Liebe Mühe nicht von dem Erfolge begleitet sei, den sie erwartet hatte. Die Auflage des Blattes war im steten Sinken begriffen. An jedem Tag brachte der Administrator die Trauerkunde, dass wieder viele Exemplare »liegen« geblieben, dass der Verschleiss immer nachlasse.

Entmuthigt waren deshalb die Redacteure des »Tagblatt« doch nicht. Das Verzeichniss der Abonnenten zeigte deutlich und klar, dass das Blatt nur seine Leser gewechselt, dass die grosse Masse der früheren Leser des Blattes, die sich zumeist aus den Arbeiterstande und den Minderbemittelten recrutirten, wegen des durch den Kreuzerstempel theuerer gewordenen Blattes ausgefallen war, dass dagegen aber ein anderes Publicum an Stelle der früheren Abnehmer getreten sei; — freilich hielt die Zunahme nicht gleichen Schritt mit der Zahl Jener, denen die Auslage von drei Kreuzern zu hoch war. Der Ausfall zeigte sich in dem Einzelverkauf. Diese Wahrnehmung ermuthigte, statt zu entmuthigen. Man kämpfte ruhig weiter und verfolgte die eingeschlagene Richtung mit der Zuversicht, dass sich in »einiger Zeit« die Verhältnisse des Blattes schon wieder zum Guten wenden werden. Und so war es auch.

Zwei Ereignisse gaben dem neuen Unternehmen einen mächtigen Stoss nach vorwärts: die Begegnung unseres Kaisers mit dem Kaiser Napoleon in Salzburg, und ein criminelles Ereigniss von grosser socialer Bedeutung, die Ermordung der Gräfin Chorinsky-Ledske in München.

In der ersten Hälfte des Monats August trat das Gerücht von einem Zusammentreffen des Kaisers der Franzosen mit dem Kaiser von Oesterreich auf. Es wurde gleich Anfangs Salzburg als der Ort der Begegnung angegeben. Es galt als selbstverständlich, sobald die Zusammenkunft thatsächlich stattfinden sollte, Berichterstatter nach Salzburg zu entsenden. Schlesinger ging als solcher dahin. Es war das eine glückliche Wahl. Seine Berichte waren die vorzüglichsten

unter allen. Sie zeichneten sich nicht nur durch eine lebhafte Darstellung aller Vorgänge in Salzburg, sondern auch durch die Informationen aus, die er sich durch seine guten Beziehungen zu hervorragenden Persönlichkeiten, die am Webstuhl der Geschichte mitzuweben berufen waren, zu verschaffen gewusst hatte. So war z. B. das »Tagblatt« das erste Wiener Journal, welches als bestimmt zu melden wusste, dass die Hoffnungen, welche Beust auf die Begegnung mit Napoleon setzte, nicht in Erfüllung gehen würden.

Freiherr von Beust hatte nämlich, wie das so seine Art war, seine Presse dazu benützt, Stimmung für eine Allianz mit Frankreich zu machen, und vernünftige Leser konnten es zwischen den Zeilen lesen, dass diesbezüglich Alles bereit, bis zur Unterzeichnung des Vertrages, fertig sei. Der Umstand, dass Napoleon mit seinen Räthen und der Kaiser von Oesterreich nicht nur in Begleitung Beust's, sondern auch des ungarischen Premiers, des Grafen Andrassy, nach Salzburg gingen, liess kaum einen Zweifel mehr zu, dass das Gerücht von der Allianz auch zur Thatsache werden werde. Es kam aber anders. Die Hoffnungen, die man auf die Willfährigkeit Napoleons gesetzt hatte, erwiesen sich gar bald als betrügerisch.

Das »Tagblatt« war, wie erwähnt, in der Lage, dies mit aller Bestimmtheit zu melden, und seine diesbezüglichen Nachrichten wurden von der ganzen ausländischen Presse mit gewissenhafter Angabe der Quelle wörtlich nachgedruckt und machten selbstverständlich grosses Aufsehen. Das »Tagblatt« wurde mit einem »Ruck« zu den bestunterrichteten Journalen gezählt, und grosse ausländische Zeitungen fanden sich, die selbst die freilich reizenden Feuilletons Schlesinger's wortgetreu abdruckten. Ganz besondere Beachtung zog ein Feuilleton auf sich: die Schilderung der Audienz Schindler's beim Kaiser der Franzosen. Ueber ihre Entstehung und ihren Verlauf wusste das »Tagblatt« getreulich zu berichten. Gelegentlich eines Hofdiners erwähnte Napoleon, dass ihm vielfach gesagt worden, ein Doctor Schindler, der auch Abgeordneter sei, sehe ihm ähnlich, und dass er seinen Doppelgänger einmal gern von Angesicht zu Angesicht sehen möchte. Den Wünschen Napoleons konnte leicht entsprochen werden. Schindler war in Salzburg, und nachdem der Franzosenkaiser die

Stunde der Audienz festgestellt hatte, wurde Schindler davon benachrichtigt, ohne dass man ihn aber über den eigentlichen Zweck der Audienz vorher unterrichtet hätte.

Beim Eintritte Schindler's in den Audienzsaal soll Napoleon, wie damals berichtet wurde, ein »bittersaures Gesicht gemacht haben.« Die Persönlickeit Schindler's soll ihm nicht sonderlich gefallen haben, und er soll im ersten Augenblicke ganz »perplex« darüber gewesen sein, dass man einen solchen Mann mit »dieser Gestalt« für sein Ebenbild halte. Seine sichtbare Misstimmung hielt jedoch nicht lange an. Er bemeisterte sich bald, und das Gespräch nahm eine heitere Wendung. Was nun in der Audienz gesprochen wurde, welchen Eindruck die Unterredung auf Schindler machte, und wie Napoleon darüber wieder bei einem Hofdiner berichtete, — das Alles war in lebhaftester und wahrheitsgetreuer Schilderung im »Neuen Wiener Tagblatt« zu lesen. Kein anderes Wiener Blatt war so genau unterrichtet. Schindler selbst war der getreue Berichterstatter über die Vorgänge in der Audienz gewesen; und was Napoleon darüber zu sagen wusste und gesagt hatte, wurde von einer Persönlichkeit berichtet, welche die Ehre hatte, der Hoftafel zugezogen zu werden. Der Bericht war somit ein vollständiger, und die gewandte Feder Schlesinger's wusste dazu die richtigen Farben aufzutragen. Das »Neue Wiener Tagblatt« war am Tage der Veröffentlichung dieser Schilderung über die interessante Audienz in Aller Händen, überall wurde davon gesprochen, und andere Journale konnten es sich, wie erwähnt, nicht versagen, das Feuilleton Schlesinger's nachzudrucken und es mit sehr ehrenvollen Bemerkungen, sowohl für den Verfasser, wie für das »Neue Wiener Tagblatt« einzubegleiten. Der Ruf des Blattes war damit begründet!

Ein zweites Ereigniss, mit Geschick ausgenützt, bekräftigte noch weiters die gute Meinung, die sich über das neue journalistische Unternehmen allenthalben schon verbreitet hatte; es war, wie schon erwähnt, die Ermordung der Frau Gräfin Chorinsky-Ledske in München.

In der »Augsburger Allg. Zeitung« war darüber eine kurze Notiz enthalten gewesen. Sie meldete einfach, dass die Gräfin, die in München in bescheidensten Verhältnissen und ganz zurückgezogen lebte, des

Morgens in ihrer Wohnung todt aufgefunden wurde, dass alle Anzeichen dafür sprächen, sie sei ermordet worden, und dass eine Wiener Dame Namens Vay, die sie Tags vorher besucht hatte und bei ihr übernachtet haben soll, in dem Verdachte stehe, das Verbrechen verübt zu haben.

Als ich des Morgens ins Bureau kam, fand ich den diesbezüglichen Zeitungsausschnitt bereits auf meinem Pulte liegen, und der — seither verstorbene — Redacteur S. Fischer, der mit dem Lesen der Zeitungen betraut war, wies auf den Ausschnitt und bemerkte dazu: dass es sich wohl der Mühe lohnen werde, der Sache »nachzugehen«, zu eruiren, ob auch schon die Wiener Polizei Kenntniss von dem Vorfalle habe, und »herauszubringen«, wer diese Gräfin Vay sei.

Ich überlegte nicht lange. Ich verfügte mich sofort zur Polizeidirection, und da ich wusste, dass mit wichtigen Erhebungen stets der mir befreundete Obercommissär Breitenfeld, der den Ruf des tüchtigen Criminalpolizisten sich zu erringen gewusst, betraut werde, suchte ich zuerst ihn zu sprechen. Gleich beim Eintritt in sein Vorzimmer hatte ich Gelegenheit wahrzunehmen, dass etwas Aussergewöhnliches geschehen sein müsse; denn, noch bevor ich ein Wort gesprochen hatte, wurde mir von einem der Polizeiagenten, der mich kannte, sofort gesagt, dass der Herr Obercommissär den Auftrag ertheilt habe, heute Niemanden vorzulassen. Ich liess mich aber nicht abweisen und drängte darauf, angemeldet zu werden. Während darüber verhandelt wurde, ob es räthlich sei, den Herrn Obercommissär zu stören, erschien, wie ich bemerken konnte, in sehr aufgeregter Stimmung, der Polizeipräsident, und mich bemerkend, rief er mir in sehr entschiedenem Tone zu, dass mein Warten vergeblich wäre, ich könne Niemanden sprechen, und es sei auch »nichts vorgefallen, was mich interessiren könnte«.

Schon wollte ich unverrichteter Sache die Polizeistube verlassen, als Breitenfeld aus seinem Bureau heraustrat, den Präsidenten begrüsste, und nachdem er mit diesem einige Worte leise gewechselt hatt, zwei Agenten aufforderte, ihn zu begleiten. Hatte er meine Anwesenheit nicht bemerkt oder gab er sich nur den Anschein, als würde er mich nicht bemerkt haben, genug, er liess mich unbeachtet.

Diese ungewöhnlichen äusseren Vorgänge erregten selbstverständlich mein Interesse und meine Neugierde. Ich verliess das Vorzimmer, aber nicht die Polizeidirection; unten im Hofraume erwartete ich das Erscheinen Breitenfeld's mit seinen zwei Detektivs.

Die Herren liessen nicht lange auf sich warten; von der Nische aus, wo ich mich postirt hatte, um Alles zu sehen und nicht gesehen zu werden, konnte ich bemerken, dass die »Commission« einen Fiaker bestieg. Schnell entschlossen, rief auch ich einen Kutscher herbei und gab ihm die Weisung, seinem Kameraden in angemessener Entfernung zu folgen. Ich hatte nicht lange zu fahren, nach wenigen Minuten hielt der Wagen an. Wir befanden uns in einer Seitengasse der Kärtnerstrasse, in der Himmelpfortgassse. Hier hatte der Wagen Breitenfeld's vor einem alten Hause Halt gemacht, und als ich vorsichtig zum Fenster hinausblickte, sah ich Breitenfeld eben in den Hausflur eintreten. Ich verliess meinen Wagen und postirte mich unter das Hausthor. Nach wenigen Minuten gesellte sich zu mir die Hausmeisterin, eine geschwätzige alte Frau, die mich vielleicht für einen Polizeibeamten hielt und mir durch ihre Neugierde unbewusst die besten Dienste leistete. Sie glaubte von mir Gott weiss was alles erfahren zu können, während sie mir hochinteressante Mittheilungen machte. Was ich bei meiner Expedition gar nicht erwartet hatte, erfuhr ich jetzt zu meiner nicht geringen Ueberraschung. Im Hause wohnte die Gräfin Vay, und ihr galt der Besuch Breitenfeld's. Die geschwätzige Hausbesorgerin hatte mich darüber informirt, indem sie ihrer Verwunderung darüber Ausdruck gab, dass man von der Polizei eine »nobliche« Dame suche, wie es die »Stiftsdame«, das gräfliche Fräulein Vay sei.

Da hatte mich ja der Zufall auf den richtigen Weg geleitet, den ich eingeschlagen, um Etwas über den in München stattgehabten Mord zu erfahren! Ich wusste nun, wo die Gräfin Vay wohnte, und dass sie »Stiftsdame« sei. Ich erfuhr durch vieles vorsichtiges Fragen noch mehr, noch viel Interessantes! Die Alte erzählte mit einem gewissen Stolz, dass sie die Vertraute der Stiftsdame sei und »Alles« von ihr wisse. Sie sei Braut; ihr Bräutigam, ein Officier, der Sohn des Herrn Statthalters Chorinsky, hätte sie

auch gewiss schon geheiratet, wenn er nicht schon verheiratet wäre; doch sei die Frau schwer krank und jeden Tag »zum Auslöschen«.

Ich traute meinen Ohren kaum; da erfuhr ich ja weit mehr, als ich zu erfahren hoffen konnte, als ich mich zur Einholung von Informationen über den Münchner Mord zur Polizei begeben hatte. Ich erkundigte mich nur noch über die Lebensweise der Stiftsdame. Die Hausbesorgerin erzählte mir Alles, was ich in dieser Richtung wissen wollte, Alles bis in die kleinsten Details, dass sie ein recht »liebes und recht fesches« Fräulein sei, bei der »blinden« Baronin Humburg wohne, und in ihren Bräutigam, der sie täglich besuche und oft bis in die späte Nacht hinein bei ihr verbleibe, recht verliebt sei.

Ich unterbrach hierauf das Gespräch, — ich wusste ja vorläufig genug — und verliess den Hausflur, um vis-à-vis Aufstellung zu nehmen. Hier erwartete ich »in gedeckter Stellung« das Erscheinen Breitenfeld's.

Nach wenigen Minuten kam dieser in Begleitung der Gesuchten, der Stiftsdame, des Fräulein Vay. Ich konnte sie genau sehen. Sie war in einen hellen Schlafrock gekleidet, — offenbar hatte man ihr gar nicht Zeit zum Ankleiden gelassen, — und mit einer Cigarette im Munde.

Wieder interessante Details für meinen Bericht! Ich konnte ja nun auch die des Mordes Verdächtige schildern. Sie war in der That die »fesche« Person, wie sie die Hausmeisterin mir geschildert hatte, keine auffallende Schönheit, aber immerhin eine hübsche, liebliche Erscheinung; und als sie in den Wagen stieg, machte sie nicht den Eindruck, als würde sie eine schwere Schuld bedrücken, als wäre sie des schwersten Verbrechens verdächtig, und als verliesse sie ihre behagliche Wohnung, um in einer dunklen Zelle hinter Schloss und Riegel einer furchtbaren Zukunft entgegen zu gehen.

Ich eilte ins Bureau und schrieb, was ich gehört und gesehen. Erst als ich diese Arbeit fertig gestellt, ging ich wieder zur Polizei. Es waren mittlerweile zwei volle Stunden vergangen. Im Bureau Breitenfeld's befand sich aber noch immer, wie ich mit Leichtigkeit erfuhr, die des Mordes verdächtige Stiftsdame. Sie hatte also ein schweres

Verhör zu bestehen, das, wie mir ebenfalls mitgetheilt wurde, im Beisein des Polizeipräsidenten stattfinde. Ich hatte so nunmehr die volle Bestätigung alles dessen erhalten, was ich wissen wollte, und damit auch die Beruhigung gewonnen, dass alle meine Informationen auf Wahrheit beruhen.

Es war aber noch nicht Alles geschehen! Ich musste auch wissen, ob und inwieweit der Sohn des Statthalters mit dem Morde in München in Verbindung zu bringen sei. Das war der weitaus schwierigere Theil der journalistischen Erhebungen. Thatsächlich konnte ich auch nur feststellen, dass der Polizeipräsident behufs Berichterstattung sich zum Statthalter begeben habe. Mehr war für den Augenblick nicht zu erfahren.

Für einen interessanten »Original-Bericht« hätte ich wohl vorläufig hinreichendes Material gehabt; ich begnügte mich jedoch auch damit noch nicht. Ich fuhr wieder zurück in das Haus in der Himmelpfortgasse, suchte dort die »blinde« Frau Baronin Humburg auf, und erfuhr hier noch viel Ergänzendes zu dem, was ich von der Hausbesorgerin bereits erfahren hatte. Und so ausgestattet, ging ich wieder an die Arbeit, um meinen Bericht fertigzustellen.

Was inzwischen vorgefallen, entzieht sich der Mittheilung. Genug; das »Neue Wiener Tagblatt« war am nächsten Tage das einzige Wiener Blatt, das in der Lage war, einen ausführlichen Bericht über den Mord in München zu veröffentlichen. Es war dies eine sensationelle Nachricht allerersten Ranges, und sie machte begreiflicher Weise ihren Weg weit über die Grenzen des Reiches; in- und ausländische Blätter waren auf den Nachdruck meines Berichtes im »Neuen Wiener Tagblatt« angewiesen, der sich später, als in Wien die Schlussverhandlung gegen die des Mordes beschuldigte Vay v. Ebergeny stattfand, als den Thatsachen vollkommen entsprechend darstellte. Die Bahn für die neue Unternehmung war damit geebnet; sie konnte ihren Weg machen, und sie machte ihn nun raschen Schrittes.

Das waren die zwei Ereignisse, von denen ich oben gesprochen, dass sie das Glück des »Tagblatt« begründeten. Selbstverständlich waren auch sie, wie Alles im Leben, im Lauf der Zeit verblasst

und in Vergessenheit gerathen, und es wäre das »Neue Wiener Tagblatt« trotz alldem nicht das geworden, wozu es sich herausgebildet, das weitest verbreiteste und gelesenste Journal, wenn nicht alle die Köpfe, die an seinem Neubaue mitgearbeitet, ihr ganzes Können und ihr reiches Talent und viel Mühe und Fleiss daran gewendet hätten.

Nur Eines sei noch erwähnt. Die Affaire Chorinsky brachte mich in nähere Beziehungen zu Baron Hofmann, der aus Anlass jenes sensationellen Vorfalls mich in besonderer Mission aufgesucht hatte, und dieser Beziehung verdankte ich im Laufe der Zeit so Mancherlei, was dem »Neuen Wiener Tagblatt« oft sehr zu statten kam.

Leopold Freiherr von Hofmann.

Leopold von Hofmann war die rechte Hand des Freiherrn von Beust. Anfänglich sein Führer und Begleiter, später auch sein Berather. Als Beust nach Wien kam, war er, wie er selbst sagte, ein Fremder unter Fremden. Er hatte keinerlei Beziehungen zur Aristokratie und zur hohen Bureaukratie; er kannte die Männer, welche im politischen Leben Oesterreichs eine Rolle spielten, nur dem Namen nach und aus Berichten über ihre Thätigkeit und Reden, Berichte, die er immer nur flüchtig gelesen, weil er ja nur ein geringes Interesse daran hatte, sich mit der inneren Politik der österreichischen Monarchie zu beschäftigen. Herrn von Beust fehlten alle Berührungspunkte zur Wiener Gesellschaft; er kannte, als er das Ministerium des Aeussern übernommen hatte, selbstverständlich nicht seinen eigenen Beamtenstand, nicht einmal jene, die an der Spitze von Ressorts standen, nicht seine Sectionschefs und nicht seine Hofräthe. Unter solchen Verhältnissen musste er Umschau halten um eine Persönlichkeit, welche all' das in sich vereinigte, was ihm abging; und eine solche Person war Leopold von Hofmann.

Als Wiener Kind, in Wien erzogen und ausgebildet, betrat Hofmann nach Absolvirung der juridischen Studien die Beamtenlaufbahn. Wie Alle, die sich dem Staatsdienste widmen, nahm auch Hofmann den Beamtenschematismus zur Hand, um sich über die Zahl seiner Vormänner zu unterrichten. Er begnügte sich aber nicht damit allein, er studirte sozusagen den ganzen Beamtenschematismus durch, und es war das eine seiner Lieblingsbeschäftigungen, die er mit Eifer betrieb. Viele der älteren Beamten,

die in Wien lebten und schon hohe Stellungen bekleideten, kannte er entweder schon persönlich, insoferne sie in seinem elterlichen Hause verkehrten, oder er suchte sie näher kennen zu lernen, indem er stets mit Interesse verfolgte, was über den Einen oder den Andern gesprochen wurde. Mit den jüngeren Beamten, seinen engeren und weiteren Berufsgenossen, wurde er im persönlichen Umgang vertraut, den er eifrigst pflegte.

Die Thatsache, dass er »ganz Wien« kenne, wie auch der Umstand, dass er in bureaukratischen Kreisen wohlgelitten war, bestimmte die Regierung, ihm das Schriftführeramt im Herrenhause zu übertragen, wo er an der Seite des Fürsten Carl Auersperg thatsächlich verdienstvoll wirkte. Hofmann versah da nicht blos die Präsidialgeschäfte; er wusste sich dem Präsidenten des Herrenhauses fast unentbehrlich zu machen, indem er ihn bei der Leitung der Verhandlungen des Hauses der Lords vielfach unterstützte. Er legte dem Fürsten die zur Behandlung bestimmten Gegenstände wohlgesichtet und geordnet auf sein Pult, er hielt die verschiedenen Anträge, die im Hause gestellt wurden, im Sinne der Geschäftsordnung auseinander und legte sie, auf besondere Zettel geschrieben, dem Präsidenten in solcher Ordnung vor, dass dieser nur danach zu greifen brauchte; und gegen die richtige Reihenfolge der Abstimmung konnte nur selten ein Einwand erhoben werden.

Leopold von Hofmann war auch sehr diensteifrig, und so wie er bereitwilligst sich jederzeit seinem unmittelbaren Vorgesetzten mit all' seiner Zeit zur Verfügung stellte, so zeigte er sich auch gerne gefällig allen Mitgliedern des Oberhauses. An einem Sitzungstage sah man ihn bald da, bald dort, bald an der Seite des Präsidenten, an dem für den Schriftführer bestimmten Tische, bald an der Seite irgend eines Mitgliedes des Hauses; er eilte dahin und dorthin, immer geschäftig, und Jedem sich gefällig zeigend.

Während dieser Zeit seiner Berufsthätigkeit lernte Leopold von Hofmann wieder viele jener Persönlichkeiten kennen, die er früher gar nicht oder nur dem Namen nach gekannt hatte; er trat zu ihnen vielfach in nähere Beziehungen, und er begnügte sich hier nicht mit einer flüchtigen Bekanntschaft; er suchte vielmehr seine

Personalkenntnisse durch eifrige Studien zu erweitern und Jeden, der entweder ihn persönlich interessirte oder durch irgend eine Thatsache das öffentliche Interesse auf sich gelenkt hatte, ich möchte sagen, bis zur Wiege zurück in seiner Laufbahn zu verfolgen. So war Hofmann ein lebendiges biographisches Lexikon für die österreichische Bureaukratie und Aristokratie geworden, und es kam ihm hiebei sein geradezu phänomenales Gedächtniss sehr zu statten. Wollte man wissen, wie lange Dieser oder Jener gedient, er wusste fast bis auf den Monat Bescheid; wollte man etwas über die Erlebnisse des Einen oder des Andern wissen, Hofmann konnte getreulich Aufschluss geben; und dabei hielt er sich immer strenge an die Wahrheit und hielt immer strenge auseinander, was nur gerüchtweise verlautet, von dem, was Thatsache war.

Einen geeigneteren Mann als Leopold von Hofmann konnte also Herr von Beust für seine Zwecke kaum finden.

* * *

Leopold von Hofmann war gleich in der ersten Zeit seiner Dienstleistung beim Freiherrn von Beust als dessen »rechte Hand« bekannt, doch nur als jene Hand, die in der Schlinge ruht und keine freie Bewegung macht. Er hütete sich wohl, etwas selbstständig zu thun, was übrigens schon mit Rücksicht auf seine Stellung, als dem Minister untergeordneter Beamter, unthunlich gewesen wäre; er hütete sich aber auch, die ihm Untergebenen seinen Einfluss beim Minister fühlen zu lassen, dessen Vertrauen er thatsächlich vom ersten Augenblicke an in nicht geringem Masse besass. Nach »oben« hin war er stets bemüht, seinen Diensteifer zu bethätigen, sich so verwendbar und nützlich zu zeigen, als es nur immerhin möglich war, und nichts Anderes als der stille Vermittler zwischen dem Minister und jenen Personen zu sein, mit denen ersterer geschäftlich zu verkehren hatte, und über deren Eigenschaften und Eigenheiten er nun seinen Chef bestens zu informiren wusste. Seinen Untergebenen gegenüber war er stets voll Wohlwollen; er wusste sich bei ihnen beliebt zu machen und den ungünstigen Eindruck bald zu verwischen, den seine Berufung unter seinen Vormännern im Beamtenstatus des Ministeriums des Aeussern anfänglich hervorgerufen hatte.

Wiederholt äusserte sich Herr von Beust, dass er dem Fürsten Carl Auersperg zu Dank verpflichtet sei, der ihm einen so pflichttreuen, gewissenhaften, verwendbaren und diensteifrigen Beamten, wie es Herr v. Hofmann sei, »überlassen« habe. Was speciell dessen Diensteifrigkeit anbelangt, hatte Fürst Auersperg gelegentlich seiner Empfehlung Hofmann's, diesen, wie Beust oft heiter erzählte, in folgender Weise charakterisirt: »Der Mann (Hofmann) ist zu Allem zu gebrauchen. Wenn Ihre (Beust's) Frau in Verlegenheit über die Quelle ist, wo sie einen guten Thee bekommen könnte, und sie sich an Hofmann wenden wird, wird er persönlich Umschau halten und in der ganzen Stadt herumlaufen, bis er die beste Quelle gefunden haben wird.«

Das war keine ironische Uebertreibung. Hofmann's Diensteifrigkeit war in der That eine derartige, dass er sich selbst zu Dienstleistungen herbeiliess, die ganz abseits von seinem Ressort und seiner Amtspflicht lagen, und in welchen jeder Andere in der Stellung Hofmann's, dem Aehnliches zugemuthet würde, eine Verletzung seiner Amtswürde erblickt hätte. Hofmann war in der That durch nichts verletzt. Im Gegentheil. Mit wahrer Freude erfüllte es ihn, wenn er sich irgendwie gefällig zeigen konnte, und er machte diesbezüglich keinen Unterschied in der Person; wer sich an ihn wandte, und was es auch immer war, wozu man seine Mitwirkung oder Hilfe sich erbat — er war immer bereit dazu. Diese Art des Benehmens verschaffte ihm natürlich viele Freunde nicht nur im Palais auf dem Ballplatz, sondern auch ausserhalb desselben, und das kam auch in vielen Fällen Herrn von Beust sehr zu statten, der mit verminderter Aufrichtigkeit zwar, doch in seinem Verkehr mit seinen Beamten, wie auswärts, eine ähnliche Taktik wie Herr von Hofmann beobachtete.

Leopold von Hofmann war auch ein Freund der Kunst im Allgemeinen und der Künstlerinnen insbesondere. Um jedoch jeder irrigen Auffassung von vorneherein zu begegnen, sei sofort erwähnt, dass die äusseren Vorzüge allein nicht immer den Gradmesser für seine Sympathien bildeten. Er suchte auch Beziehungen zu »älteren Damen«, und er bewegte sich in den Salons derselben ebenso gerne

wie in Gesellschaft jener Vertreterinnen der Kunst, die weniger dieser als der Natur ihren Ruf verdankten. Nebst der Eitelkeit, die bei solchen Bekanntschaften immer eine Rolle spielt, waren es bei Hofmann noch andere Gründe, die ihn bestimmten, sich in den künstlerischen Kreisen umzuthun. Er wollte stets einen Einblick in die Coulissengeheimnisse erlangen, um dadurch seinen Einfluss in der aristokratischen Welt zu erhöhen. Thatsächlich wurde Hofmann öfter zur Schlichtung delicater Angelegenheiten herangezogen, und je häufiger seine Intervention in Anspruch genommen wurde, desto erfreulicher war dies für ihn, da er dadurch auch seine Position verstärkte und seinen Einfluss erweiterte.

Seine Beziehungen zur Kunst konnten sich nach und nach immer intimer gestalten, da ihm auch eine amtliche Function zugetheilt war, die ihn den Kreisen derselben näher brachte. Hofmann war nämlich durch lange Zeit Censor des Hofburgtheaters, und er begnügte sich da nicht mit dem Lesen von der Direction zur Aufführung angenommener Stücke; er besuchte auch die Proben, um sich persönlich von der Wirkung einiger »gefährlicher Stellen« zu überzeugen. Wenigstens gebrauchte er dies als Vorwand, um sein Erscheinen im Theater zu rechtfertigen. Er war übrigens stets ein gern gesehener Gast; denn auch hier wusste er sich durch sein zuvorkommendes Wesen bei allen Künstlern sehr beliebt zu machen. Die jeweiligen Directoren waren stets des Lobes für ihn voll, da er seines Amtes in weitestgehender Liberalität waltete. Nicht nur, dass er vieles »Gewagte« durchliess; er beseitigte auch so manche Striche, die seine Vorgänger, von anderen Grundsätzen und anderen Anschauungen über das Zulässige und Unstatthafte geleitet als er, für nöthig befunden hatten; auch bezüglich der scenischen Darstellung bethätigte er eine freiere Auffassung, sowie er auch die im kaiserlichen Hause herkömmlichen Costümbeschränkungen beseitigte.

Abgesehen von seiner amtlichen Stellung, bekleidete Hofmann auch viele Ehrenstellen in künstlerischen Genossenschaften, und er griff auch da oft thätig mit ein und verdiente sich die Anerkennung der ausübenden Mitglieder, die durch Hofmann's Mitwirkung oft Vieles erreichten, was sie ohne dieselbe zu erlangen kaum im Stande gewesen wären.

Man wunderte sich oft, woher Hofmann zu alledem Zeit gefunden, wie es möglich war, ohne Beeinträchtigung seiner Berufsgeschäfte allen übernommenen Pflichten gerecht zu werden. Thatsache ist, dass ihm eine Lässigkeit nie zum Vorwurf gemacht werden konnte.

Man erzählt sich, dass diese Vielseitigkeit Hofmann's und seine stete Bereitwilligkeit zur Uebernahme von Ehrenstellen den Grafen Andrassy zu einer witzigen Aeusserung veranlasst haben soll, die, als Hofmann davon erfuhr, ihn in nicht geringem Masse kränkte und verletzte. Der Kutscher Andrassy's — so erzählte man sich — sei einmal ganz betrübt auf dem Kutschbocke gesessen, und als ihn der Minister fragte, was ihm denn Unangenehmes passirt wäre, soll der Kutscher erwidert haben, dass es der Fiakergenossenschaft unmöglich sei, einen Vorsteher zu finden, worauf Andrassy erwidert haben soll: »So wenden Sie sich doch an den Sectionschef Hofmann, der nimmt's schon an!«

* * *

Leopold von Hofmann war weder Staatsmann noch Diplomat. Zum Staatsmann fehlte ihm der weite sichere Blick, zum Diplomaten die Beherrschung ernster Angelegenheiten. Er hielt sich selbst aber für einen ebenso tüchtigen Staatsmann, wie tüchtigen Diplomaten. Am glücklichsten war er daher, wenn er den Grafen Beust zu vertreten hatte, was stets dann geschah, wenn der Minister selbst in der Führung der Geschäfte durch irgend einen Zwischenfall verhindert war. Die Diplomaten, zumal die Vertreter der auswärtigen grossen Staaten machten wohl bei ihm, wenn ein solcher Zwischenfall eingetreten war, ihre üblichen Besuche; aber da sie ihn doch nicht für vollwichtig ansahen, hüteten sie sich wohl, über ernste Angelegenheiten mit ihm zu verhandeln, so oft sich auch Hofmann bemühte, als Stellvertreter seines Chefs das Vertrauen der Diplomaten zu gewinnen; es ist ihm dies zu seinem grossen Schmerz nie gelungen.

So wenig Hofmann Staatsmann und Diplomat war, ebenso wenig konnte er als Bureaukrat in der landläufigen Bedeutung des Wortes gelten. Er war auch das nicht, weil er sich zu frei bewegte, in den seltensten Fällen die Rücksichten beobachtete, von denen sich der Beamte so oft leiten lässt und wohl auch zuweilen

leiten lassen muss; er war es nicht, weil ihm das verknöcherte Wesen der Bureaumenschen bis in die Seele hinein zuwider war. Er war aber doch trotz alldem, wie schon erwähnt, ein pflichttreuer Beamter, der die ihm zugewiesenen Arbeiten entsprechend und gewissenhaft erledigte. Speciell aber dem Freiherrn von Beust leistete er bis zu einem gewissen Zeitpunkte vortreffliche Dienste, — freilich nur bis zu einem gewissen Zeitpunkte; von dem Tage an, als sein Chef zu wanken begann, als schon der Boden unter dessen Schritten nicht mehr Stand hielt, da wandte sich auch unter so vielen Anderen Hofmann von ihm ab. Doch nicht in offener Weise, wie es vielleicht noch zu entschuldigen gewesen wäre; im Geheimen wühlte auch er gegen seinen Chef, der ihn bis an die höchste Spitze der Stufenleiter emporgehoben, und dem er deshalb zu so vielem Dank verpflichtet gewesen wäre. . . . .

Ich habe es im Vorstehenden versucht, eine Charakterskizze von Leopold von Hofmann zu entwerfen. Freilich eine Skizze blos. Das Leben eines Menschen zu schildern, der durch mehr als ein Vierteljahrhundert zu den meistgekannten und meistgenannten Persönlichkeiten der Monarchie gehörte, ohne dass er eigentlich in der Stellung, in welcher er zu einer Thätigkeit berufen war, jemals zu einem selbstständigen Handeln zugelassen worden wäre, bedarf — ich weiss das wohl — einer gründlicheren Behandlung, und es wäre auch nicht uninteressant, den Zusammenhang zwischen der Persönlichkeit Hofmann's mit der Zeit, in der er lebte, und ihren raschen Wandlungen eingehender zu schildern. Es mag das einer würdigeren Feder vorbehalten bleiben. Ich liefere blos die vorstehende Skizze, weil in der Folge bei verschiedenen Anlässen von Hofmann viel die Rede sein wird, und ich es zur richtigen Beurtheilung von so Mancherlei, was in den folgenden 25 Jahren sich ereignete und theilweise unter Mitwirkung Hofmann's geschehen ist, für zweckmässig erachtete, eine möglichst objective, wenn auch, wie gesagt, nicht vollständige Schilderung seines Charakters schon an dieser Stelle zu geben.

Ein politischer Salon.

Auf einem der Reste der Bastei, »Mölkerbastei« genannt — jener Mauer, die einem steinernen Mieder gleich die innere Stadt einzäunte und nur durch einen Machtspruch des Kaisers im Jahre 1857 fiel, — erhob sich noch in den 60iger Jahren, einer alten Burg gleich, ein fürstliches Palais. Es machte dieses grosse Hôtel, durch die geschehene Abtragung der angrenzenden Mauern freigelegt, einen ganz stattlichen Eindruck. Zumal war es die im malerischen Styl des vorigen Jahrhunderts angelegte Loggia an der Hauptfront, von wo aus ein freier Ausblick auf den Kahlen- und Leopoldsberg möglich war, die dem umfangreichen Bau einen ebenso behaglichen, wie vornehmen Eindruck verlieh.

Dieses Palais war um die Mitte der Sechzigerjahre von einer jungen Doctorswitwe bewohnt, die, von Haus aus sehr wohlhabend, auch nach dem Tode ihres Gatten von den Sorgen des Tages befreit war. Sie lebte anfänglich in stiller, bescheidener Zurückgezogenheit; sie widmete ihre freie Zeit fast ausschliesslich der Erziehung und Pflege ihrer Kinder und kümmerte sich blutwenig um das äussere Weltgetriebe. Am liebsten hätte sie in dieser Zurückgezogenheit ihre Lebenstage als Witwe beendet, in liebe- und pietätvoller Erinnerung an ihren Gatten, mit dem sie in glücklichster Ehe verbunden gewesen war.

Es kam aber anders.

Ein schwerer Schicksalsschlag, von dem sie mit ihrer Familie wie von einer Katastrophe ahnungslos betroffen wurde, rüttelte sie aus der behaglichen Ruhe, in die sie sich bislang hineingelebt hatte.

Ihr Vater wurde plötzlich verhaftet, des Verbrechens des Betruges verdächtigt, in Untersuchung gezogen.

Der Fall ist werth, ausführlich besprochen zu werden. Dieses Stück Cabinetsjustiz — das in seinem beabsichtigten Effect nur vereitelt wurde, weil es noch Richter in Oesterreich gab, die trotz aller mächtigen Einflüsse, die sich da geltend machten, mit voller, rechtlicher Gewissenhaftigkeit ihres Amtes walteten — sollte nicht der Vergessenheit verfallen.

Wunder genug, dass die von dem gedachten Falle so schwer betroffene Familie nicht längst schon die Initiative zur Verlautbarung des Sachverhaltes ergriffen, wodurch die Urheber dieser scandalösen Strafuntersuchung gebührend gerichtet worden wären!

Die Acten darüber ruhen im Archiv des Wiener Landesgerichtes.

Ich vermag an dieser Stelle nur in Kürze darüber zu berichten, da mir jene Belege nicht vorliegen; doch dürfte selbst das Wenige, was ich darüber mitzutheilen weiss, nicht ohne Interesse gelesen werden.

Unter vielen Pächtern, die im Laufe der Jahre mit einer in Ungarn begüterten fürstlichen Familie Verträge abgeschlossen hatten, war einer der bedeutendsten ein grosser ungarischer Holzhändler. Er stand schon seit geraumer Zeit mit diesen ungarischen Hochtories in geschäftlichem Verkehr.

Als er den ersten Waldabstockungs-Vertrag mit der fürstlichen Familie abgeschlossen hatte, war er noch ein »kleiner Mann«, waren seine Vermögensverhältnisse noch sehr bescheidene; doch nach und nach hatte er als tüchtiger Geschäftsmann durch Ausnützung günstiger Conjuncturen sich ein beträchtliches Vermögen erworben.

Wie es nun so im Leben vorkommt, je wohlhabender und je einflussreicher er wurde, desto grösser wurde auch der Kreis seiner Neider und Feinde, die unablässig bemüht waren, ihn bei jedem Anlass zu verdächtigen, und ohne Angabe positiver Gründe ihn zwar nicht gerade als einen unreellen Geschäftsmann, aber doch als einen Pächter zu bezeichnen, der es jederzeit verstanden habe und noch fortan verstehe, aus seinem Pachtvertrag einen grösseren Nutzen zu

ziehen, als ihm derselbe einräume. Die meisten dieser Verdächtigungen gingen natürlich von den Concurrenten, von den Geschäftsgenossen, aus, die gerne selbst in ein Pachtverhältniss zur fürstlichen Familie getreten wären. Je weniger ihre diesbezüglichen Bemühungen Erfolg hatten, desto eifriger arbeiteten sie in Verdächtigungen und Denunciationen, die freilich bei den jeweiligen Gutsherren, auf die allein sie abgezielt waren, auf fruchtbaren Boden fielen. Aergerlich darüber, dass sie nicht selbst die Vortheile ihrer Pachtung einheimsen konnten, dass durch den »guten Vertrag«, den »leichtfertiger Weise« ihre Verwalter abgeschlossen hatten, ihnen beträchtlicher Schade zugefügt werde, versuchten es die vielen Angehörigen der fürstlichen Familie zu wiederholten Malen, bald auf friedlichem Wege, bald durch Drohungen aller Art, den Pächter entweder zur Erhöhung des Pachtschillings oder zur Auflösung des Vertrages zu bestimmen — immer vergeblich. So blieb viele Jahre die Angelegenheit in Schwebe.

Da kam endlich eine günstige Zeit, wenigstens wurde sie seitens der Pachtherren dafür gehalten!

Ein Mitglied der fürstlichen Familie wurde zu einer hohen Stellung berufen. Nun glaubte diese, die Sache wieder in Fluss bringen zu können. Was auf gütlichem Wege nicht zu erreichen war und auch nicht durch wiederholte Drohungen, das hoffte man durch eine Strafanzeige erzwingen zu können. Von jener hohen Person selbst ging sie aus! Das werde doch wirken, dachte man. Nun werde man doch endlich in den Besitz der vielen Millionen kommen, um welche die fürstliche Familie im Laufe der Jahre sich »betrogen« glaubte. Hoffte man da willige Richter zu finden, oder setzte man voraus, schon durch die einfache Betrugsanzeige allein ans Ziel gelangen zu können, genug, der Schuss wurde abgefeuert, und der Effect war, dass der Pächter, da es sich um einen angeblichen Betrug in der Höhe von »mehr als 300 Gulden« handelte, eines Tages eine Vorladung zum Landesgerichte erhielt und sofort — verhaftet wurde.

Wie dieser Schlag die Familie getroffen, das braucht wohl nicht erst gesagt zu werden! Bei der Machtstellung des Klägers, bei der Rücksichtslosigkeit, die man von ihm voraussetzte, war das Schlimmste

zu befürchten: der volle Verlust des Vermögens und, was noch mehr, der Ehre. Der Familie blieb nur eine Hoffnung, sie vertraute auf die österreichische Justiz, auf die Rechtlichkeit ihrer Richter. Aber Eines war unter den gegebenen Umständen doch nothwendig; eine gewisse Voreingenommenheit musste beseitigt werden, die ja doch eine Befangenheit erzeugen und den richterlichen Blick trüben konnte.

Während nun fast sämmtliche Mitglieder des verfolgten Pächters rath- und thatlos der Sache gegenüber standen, war es die älteste Tochter desselben, Adele, die mit Ruhe und Besonnenheit, aber auch mit rastlosem Eifer und fast männlicher Energie sich der Sache ihres Vaters annahm. Sie scheute keine Mühe, sie liess sich nicht einschüchtern durch die Autorität des Klägers und seine machtvolle, einflussreiche Stellung; getragen von dem Bewusstsein, eine kindliche Pflicht zu üben, unterliess sie Nichts, was ihr zur Erreichung ihres Zieles nothwendig erschien. Sie besuchte alle Aemter, die mit der Angelegenheit ihres Vaters zu thun bekommen konnten. Sie drang selbst bis zum ersten Richter des Reiches vor; überall legte sie wie ein gewandter, aber auch rücksichtsloser Advocat die Gründe dar, welche die ungerechte Strafanzeige veranlasst hatten. Und als endlich nach vielen Monaten solch' aufreibender Thätigkeit die Untersuchung abgeschlossen war, ein Einstellungsbeschluss wegen Mangels eines Thatbestandes gefasst und ihr Vater seiner Haft entlassen worden war, konnte sie mit voller Ueberzeugung und in Uebereinstimmung mit den thatsächlichen Verhältnissen kühn behaupten, dass ihr durch ihr energisches Einschreiten wenigstens das Verdienst ungeschmälert gebühre, die Untersuchung und somit auch die Haft ihres Vaters abgekürzt zu haben.

Nebst diesem erhebenden Bewusstsein brachte diese so eigenthümlich geartete processuale Angelegenheit noch eine Nachwirkung für die junge Doctorswitwe; sie kam in die Lage, ihre ganze Lebensweise ändern zu müssen.

Einfach und zurückgezogen wollte sie nach dem Tode ihres Mannes leben. So hatte sie sich's vorgenommen. Der traurige Zwischenfall hatte aber ihre Absicht zerstört. Vorher hatte sie Niemanden bei sich gesehen, keine Gäste in ihrem Hause empfangen, keine

gesellschaftlichen Verpflichtungen erfüllt. Nach der Einstellung der Untersuchung hatte sich aber Alles gänzlich geändert.

Dr. Mühlfeld, dem sie die Vertretung der Sache ihres Vaters übertragen und der da Monate hindurch Gelegenheit gehabt hatte, die vorzüglichsten Eigenschaften der jungen Dame kennen zu lernen, blieb fortan der Freund des Hauses, auch dann noch, als seine advocatorische Thätigkeit und sein juristischer Beistand nicht mehr nöthig war. Doch nicht nur er allein setzte die Besuche in dem stillen Heim der Hausfrau fort, an der er eine so eifrige, tüchtige und energische Mitarbeiterin gefunden; er zog noch andere Freunde heran, so dass der anfänglich kleine Kreis der Hausfreunde sich von Tag zu Tag erweiterte. Und schliesslich bildete sich etwas heraus, woran anfänglich keiner der Gäste gedacht hatte.

Das Palais auf der Mölkerbastei wurde zum Rendez-vous aller durch Namen und Stellung hervorragenden Männer der Residenz, die sich hier zum geselligen Verkehr einfanden. Es wurde zum Zusammenkunftsort für die ersten Würdenträger des Reiches, für Jene, die berufen waren, als erste Capitäne das Staatsschiff zu lenken, für Parlamentarier und Berufspolitiker aller Parteischattirungen.

Unter sothanen Umständen ergab es sich von selbst, dass in den zwanglosen Gesprächen auch die politischen Tagesfragen berührt wurden; und je öfter dies geschah, je häufiger ein solcher Gedankenaustausch stattfand, je mehr Einer dem Andern in seinen politischen Anschauungen kennen zu lernen Gelegenheit hatte, desto freier und offener trat man sich allenthalben entgegen, mit desto grösserem Ernste wurden politische Fragen behandelt. Und so wurde gar bald das Palais auf der Mölkerbastei zu einer Art Clublocale — zu einem politischen Salon.

Und welche Rolle spielte da die Dame im Hause?

Man würde ihr sehr unrecht thun, wollte man sie in die Kategorie der weiblichen Kannegiesser einreihen. So viel Verständniss sie auch für die politischen Tagesfragen haben mochte, ein so lebhaftes Interesse sie auch dem Parlamente entgegenbrachte, so aufmerksam sie auch die dort gehaltenen Reden las, um über alle Vorgänge informirt zu sein, so verharrte sie doch zumeist in einer bescheidenen

Passivität und beschränkte sich darauf, die Discussionen über alle wichtigen Fragen wohl mit voller Aufmerksamkeit zu verfolgen, doch nur als stumme Zeugin dabei zu sein. Sie fand ihre Befriedigung darin, dass man ihr ein grosses Vertrauen entgegenbrachte, und dass man sie nicht als gewöhnliche Frau behandelte, dass man bei ihr Verständniss und Interesse für so ernste Angelegenheiten voraussetzte, diese in ihrer Gegenwart besprach, als wäre sie ein »gleichberechtigter Factor«, berufen, auch ihr Votum abzugeben. Das war ihr Stolz.

Mitunter musste sie freilich doch aus ihrer Passivität heraustreten, musste sie sich doch in den Dienst, wenn auch nicht der Politik, so doch der Politiker stellen. So oft ihr nun eine derartige Aufgabe zufiel, entledigte sie sich derselben mit vielem Geschick und entsprechendem Tact, mit vollem Eifer und aller Gewissenhaftigkeit.

Zumeist waren es zwei Staatsmänner, die sich ihrer Mithilfe bedienten — der Reichskanzler Freiherr von Beust und Dr. Giskra, letzterer insbesondere zur Zeit, als er dem Ministerium des Innern vorstand.

Es war eine bekannte Thatsache, dass die Doctorswitwe gute Beziehungen zu Journalisten hatte, die sich ihrem Einfluss nicht entziehen konnten. Was dem Pressleiter des liberalen Ministeriums verweigert worden wäre, der liebenswürdigen Berichterstatterin konnte man es nicht abschlagen. So manche politische oder Personal-Notiz würde, von anderer Seite eingeschickt, ohneweiters in den Papierkorb gewandert sein; aus ihrer Hand wurde sie bereitwilligst entgegengenommen und fand die gewünschte Berücksichtigung.

Wie oft stand ihre dicht verhängte Equipage vor dem Hause einer Redaction, und sie erwartete darin einen ihrer journalistischen Freunde, den sie durch ihren livrirten Diener zu sich bitten liess, um ihm im Geheimen eine wichtige Mittheilung zu machen, ihm eine Information zu geben oder um nachsichtige Behandlung des einen oder des anderen ihrer Hausfreunde zu bitten. Wie oft kam sie scheinbar im Interesse des Redacteurs, während es sich in der That nur darum handelte, dem einen oder anderen Staatsmann einen Dienst zu leisten. Und bei einer solchen Dienstleistung war ihr

weder die Mühe zu gross, noch kam die Tagesstunde in Frage. Zuweilen fuhr sie um Mitternacht erst vor der Druckerei vor, um noch im nächsten Morgenblatt die gewünschte Mittheilung »unterzubringen«. In solchen Fällen, wo ihr daran sehr gelegen war, eine Veröffentlichung zu erzielen, liess sie keinen Einspruch gelten, und wenn sie trotzdem noch Widerstand fand, wusste sie die Sache als in ihrem eigensten Interesse gelegen, als eine persönliche Angelegenheit hinzustellen, und dann erreichte sie immer ihren Zweck.

Die Aufnahme oder Zurückweisung einer so von liebenswürdiger Seite überbrachten Notiz konnte übrigens nur dann in Frage kommen, wenn der Inhalt derselben ganz gegen den Strich des Blattes ging. Gewöhnlich war es auch nur Herr von Beust, der einer Redaction die Veröffentlichung solcher verfänglicher Notizen zumuthete, und wo er oder seine berufenen Organe den Zweck nicht erreichen konnten, sich hiezu jederzeit seiner bereitwilligen Vermittlerin bediente. Handelt es sich aber um die Veröffentlichung einer Mittheilung, die im Interesse des Ministers des Innern, Dr. Giskra, gelegen schien, dann erachteten es die »Eingeweihten« als eine Sache der Delicatesse, dem Ersuchen der freiwilligen Berichterstatterin ohneweiters zu entsprechen, da es fast ein öffentliches Geheimniss war, dass die Beziehungen derselben zu dem Bürgerminister besonders freundschaftlicher Natur waren, und dass man mit der Zurückweisung solcher Notizen, die ihre Freunde angingen, der Ueberreicherin gewiss nur eine persönliche Kränkung bereiten würde.

Dr. Giskra war der aufrichtige Freund des Hauses zur Zeit, als der erwähnte peinliche Process angestrengt worden war, und je öfter und länger er im Hause verkehrte, desto intimer gestalteten sich auch dessen Beziehungen zu der Tochter des unschuldig Verfolgten, die sich aber immer streng in den Grenzen einer herzlichen Freundschaft hielten.

Vom Tratsch blieb die junge Witwe freilich nicht verschont; nahm sie doch eine social bevorzugte Stellung ein, die ohnehin den Neid anderer Frauen zu erwecken geeignet war. Sie kehrte sich aber wenig daran, ja sie forderte sogar die Lästerzungen noch heraus.

So oft Dr. Giskra im Parlamente zu Worte kam, erschien sie in der Diplomatenloge des Abgeordnetenhauses oder in jener des Herrenhauses. Und sie beschränkte sich da nicht auf die Rolle der passiven Zuhörerin, sie verständigte sich mit dem Minister angesichts des ganzen, oft in allen Räumen dicht besetzten Hauses durch eine Zeichensprache, die allgemein bemerkt werden musste und auch bemerkt wurde. Hiezu kam noch, dass auch ihre äussere Erscheinung eine auffällige war. Sie erschien fast immer schwarz gekleidet, so dass Diejenigen, die sie nicht näher kannten und auch nicht wussten, wer sie sei, sie einfach als die »Dame in Schwarz« bezeichneten; die dunkle Toilette hob die Blässe ihres Gesichtes hervor und verlieh demselben einen gewissen schwärmerischen Ausdruck, der mit ihrem sonstigen ganzen Gehaben in Einklang stand. Die »schwarze Dame« war so zu einer bekannten Figur in den Häusern der gesetzgebenden Körperschaft geworden. Sie wusste das wohl; sie wusste, dass die Augen Aller auf sie gerichtet seien, sobald sie das Parlamentshaus oder das Haus der Pairs betrat, sie that aber nichts, um diese Aufmerksamkeit von sich abzulenken, im Gegentheil, sie trug, — gewiss absichtslos — durch ihr freies Wesen stets dazu bei, noch auffälliger zu erscheinen.

Es darf auch bei der Charakterisirung der so eigengearteten Persönlichkeit, die hier beurtheilt werden soll, nicht ausser Acht gelassen werden, dass es sich hier um eine Dame handelt, die mit Ausschluss jedes weiblichen Verkehrs sich fortan nur in Gesellschaft von Männern bewegte, und zwar von ernsten Männern, die gerade dieser Frau gegenüber einen ganz anderen Massstab anlegten, als dies einem Alltagswesen gegenüber der Fall gewesen wäre. Schon der Umstand, wie man in ihrer Abwesenheit von ihr sprach, wie man sie bezeichnete, beweist dies am deutlichsten. Fast Alle, die im Hause verkehrten, nannten sie, wenn man von ihr sprach, immer nur bei ihrem Vornamen: Adele.

Da hiess es beispielsweise: »Waren Sie bei Adele?« »Kommen Sie von Adele?« oder »Wir treffen uns bei Adele«. War sie für eine Mission ausersehen, so hiess es: »Adele wird das schon besorgen und gut besorgen«.

Welche Frau immer würde das geschehen lassen, dass man von ihr in dieser Weise spricht? Für die Dame, die man aber so bezeichnete, lag gerade in dem Umstande, dass man sie nur bei dem Vornamen nannte, eine ganz besondere Auszeichnung, gewissermassen eine Bethätigung des Vertrauens, das man ihr entgegenbrachte, ein Beweis, dass man sie als gute Freundin, gleichsam als Kameraden betrachtete. Das stellte sie nun auch auf einen erhöhten Standpunkt, berechtigte sie auch, sich ganz anders zu geben, und vorauszusetzen, dass ihr Thun und Lassen auch eine ganz andere Beurtheilung finden müsse, als dies unter anderen Umständen der Fall gewesen wäre.

So viel über den politischen Salon auf der Mölkerbastei.

In einem früheren Abschnitt habe ich es versucht, eine Porträtskizze von Herrn von Hoffmann zu entwerfen, der lange Zeit als Adlatus des Herrn von Beust wirkte, und der, wenn er auch oft über die Grenze der ihm gezogenen Competenz hinausgegangen, sich doch stets den Schein zu geben gewusst hat, als thäte er alles nur im Interesse seines Chefs, dessen ergebenster Beamter er sei. Von »Fall zu Fall« wird sich noch Gelegenheit genug darbieten, auf diese markante Persönlichkeit zurückzukommen und das Bild des Mannes zu vervollständigen, der zwar niemals ernst genommen, und dessen Thätigkeit oft sogar mit Geringschätzung beurtheilt wurde, der aber doch auf manche wichtige und bedeutende Vorkommnisse einen wesentlichen Einfluss gehabt und vielfach mit dazu beigetragen hat, den Boden seines Chefs zu erschüttern, — in der ersten Zeit vielleicht unabsichtlich, später aber gewiss mit schlauer Berechnung, zur Wahrung und Förderung seiner eigenen Interessen. Manche Informationen, die er hinter dem Rücken seines Vorgesetzten an die Journale gelangen liess, »vertrauliche« Mittheilungen, die er so gesprächsweise machte, zumeist hinzufügend, dass sie nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt und »discret« zu behandeln seien, sowie sogar geschriebene Documente mussten allen Jenen, die mit Herrn von Hoffmann intimer verkehrten, die Ueberzeugung aufdrängen, dass er nicht immer der »ehrliche Makler« des Herrn von Beust gewesen.

Eine ganz andere Beurtheilung verdient die Thätigkeit der »Frau Adele«. Sie war wirklich der »ehrliche Makler«. Sie war vom Anfang der Geschäftsperiode des Herrn von Beust bis zu seinem Sturze diesem eine treu ergebene Freundin.

Die Nebeneinanderstellung dieser beiden Mittelspersonen des durch lange Zeit so mächtigen und einflussreichen Ministers geschah hier nicht ohne Absicht. Manches Geschehene wird eine richtigere Beurtheilung finden können, sobald man nur weiss, welche Persönlichkeit die Hand dabei im Spiele gehabt hat, und was speciell den Herrn von Hofmann betrifft, wird sich aus dem Folgenden klar ergeben, wie es gekommen, dass der Mantel blieb, trotzdem der Herzog gefallen war.

Das Ministerium Carlos Auersperg in Action.

Viele frohe Tage hatte das erste parlamentarische Ministerium der diesseitigen Reichshälfte nicht. Schon die Flitterwochen waren getrübt durch Strassenexcesse, die in Prag stattfanden. Justizminister Dr. Herbst hatte sich dahin begeben, um nach dem Eintritt ins Cabinet mit seinen intimen politischen Freunden in Fühlung zu treten. Sein Erscheinen in Prag ermunterte nun einen Theil seiner früheren Schüler — die czechisch gesinnten natürlich — zu Demonstrationen gegen das Gesammtcabinet. Grosse Massen durchzogen johlend, schreiend und das Wenzelslied singend (welches den Landespatron um Schutz und Hilfe gegen die Deutschen anruft) die Strassen; die Fenster des deutschen Casino wurden durch Steinwürfe zertrümmert, der neue Justizminister bei seinem Erscheinen auf der Strasse persönlich beleidigt. Die Polizeiwache, welche ausrückte, um die revoltirende Menge zu zerstreuen, die Ruhe wieder herzustellen, erwies sich als unzureichend und Militär musste requirirt werden. Die ganze Scenerie nahm einen bedrohlichen Charakter an.

Ich war damals gleichfalls in Prag. Als ich Wien verliess, hiess es, die Studenten in Prag bereiten ihrem einstigen Lehrer grosse Ovationen vor, und um über diese zu berichten, hatte ich mich dahin begeben. Aus den Ovationen, die in der That anfänglich von den deutschen Studenten geplant waren, wurden Demonstrationen der Czechen gegen das Ministerium. Die Berichterstattung hierüber erwies sich als eine umso dringlichere, als czechischerseits der Versuch gemacht wurde, die Demonstrationen zu beschönigen, sie blos als eine Gegenaction gegen die Ovation hinzustellen, die einige

»Unberufene« inscenirt hätten, um über die politische Gesinnung der czechischen Bevölkerung falsche Meinungen zu verbreiten.

Da im Telegraphenamt zumeist Slaven den Amtsdienst verrichteten, wurden wohl auch die Telegramme, welche im nationalen Sinne abgefasst waren und die Strassenexcesse als ganz harmlos darzustellen suchten, rascher und genauer befördert, als jene Berichte, welche die Wahrheit meldeten; letztere wurden auch verstümmelt abgesendet. So erwies sich die Berichterstattung durch einen besonderen Correspondenten als sehr nützlich.

Aber auch in anderer Richtung hin war meine Anwesenheit in Prag von Vortheil. Ich hatte nämlich Gelegenheit wahrzunehmen, dass die Beziehungen des damaligen Statthalters von Böhmen, Freiherr von Kellersperg, zum neuen Justizminister Dr. Herbst nicht von der Art waren, wie man sie bei so hohen Functionären voraussetzen muss, wenn ihre Amtsthätigkeit von dem gewünschten Erfolge begleitet sein soll. Schon damals hiess es in Prag, der Statthalter hatte sich geäussert, dass er einem Ministerium, in welchem ein Herbst sitze, nicht lange dienen werde.

Es war dies freilich blos ein Gerücht. Aeussere Anzeichen konnten den Glauben erwecken, dass etwas Wahres daran sei. Die Polizeiwache, welche ausgerückt war, um die Ruhe herzustellen, entwickelte hiebei durchaus nicht die Energie, die sie bei anderen minder wichtigen Anlässen an den Tag legte. Die vorgenommenen Verhaftungen erweckten geradewegs die Vermuthung, dass man mit einer gewissen Absichtlichkeit gerade jene Excedenten herausgegriffen habe, denen man nicht das Geringste nachzuweisen vermochte, und die deshalb auch kurz nach ihrer Verhaftung wieder entlassen werden mussten. Nun ist wohl nicht anzunehmen, dass seitens des Statthalters etwa eine geheime Instruction an den Leiter der Polizeibehörde ergangen sei, seiner Wache nach einer bestimmten Richtung hin Weisungen zu geben; allein solche Gerüchte, so absurd sie auch waren, wurden weislich von der czechischen Bevölkerung ausgenützt, und trugen eben dazu bei, dass auch das andere Gerücht bezüglich der zwischen dem Justizminister und dem Statthalter von Böhmen obschwebenden Differenzen noch mehr Glauben finden musste.

Aehnliches war in meinem Berichte gesagt. Der Inhalt dieses meines Berichtes bildete, wie ich später erfuhr, den Ausgangspunkt einer etwas lebhaft geführten Correspondenz zwischen Dr. Giskra und Herrn von Kellersperg.

Doch der Widerstand der nationalen Elemente war es nicht allein, der die Thätigkeit des Bürgerministeriums erschwerte. Dass es gegen diese anzukämpfen haben werde, darüber hatte es sich auch keinen Augenblick in einer Täuschung befunden. Auch auf eine heftige Opposition der Clericalen konnte es sich gefasst machen. Wo aber das neue Cabinet sicherlich auf eine Unterstützung rechnen zu können glaubte, das war bei dem Beamtenstande, zumal bei den hohen Functionären dieser Kategorie. Und gerade in diesen Kreisen fand, wie oben angedeutet, das Cabinet heftige Widersacher.

Zwar stiessen die Mitglieder desselben nicht auf eine offene Opposition; insoferne wusste sich schon jeder Functionär seine »eigene Haut« zu wahren; wusste doch Jeder, was er in solchem Falle zu erwarten hatte. Aber in anderer Weise gab sich der Widerwille einzelner hoher Beamter der neuen Regierung gegenüber kund, die noch weit schlimmer und für den erwünschten gedeihlichen Fortgang der Geschäfte noch bedauerlicher war, und bei längerem Zuwarten noch weit bedrohlicher und gefährlicher hätte werden können, als ein offener Widerstand. Es war dies eine gewisse Passivität jener Organe, die in erster Linie berufen waren, im Sinne der Regierung zu wirken, ihren Anordnungen und Verfügungen Achtung zu verschaffen und darüber zu wachen, dass sie auch ausgeführt werden. Da sah sich das neue Cabinet Factoren gegenüber, deren — im Geheimen thatsächlich wirkenden — Widerstand es nicht hatte voraussehen können.

Dr. Giskra hatte dies bald erkannt. Nun, der war gerade nicht der Mann, der einer solchen Situation gegenüber mit verschränkten Armen stehen blieb.

In einer vertraulichen Instruction an die Länderchefs sprach sich Dr. Giskra sehr deutlich über diesen wahrgenommenen Zustand aus, und er stellte ein energisches Vorgehen der Regierung in Aussicht.

Im politischen Salon der Frau Adele wurde diese Angelegenheit noch eingehender erörtert, und Freiherr von Beust hatte es übernommen, den Kaiser »gelegentlich« über dieses eigenthümliche Verhalten hoher Staatsfunctionäre wahrheitsgetreu zu informiren und so dem Ministerium den Weg für seine diesbezügliche Vorschläge zu bahnen.

Der Reichskanzler konnte dies ohne alle Bedenken. Er hatte es wahrlich nicht erst nöthig, eine »passende« Gelegenheit für einen »allerunterthänigsten Vortrag« abzuwarten. Ist ja die Pflichttreue des Kaisers allgemein als eine rigorose bekannt, und es konnte somit als selbstverständlich angenommen werden, dass es der Monarch nicht dulden werde, von staatlichen Organen in dem Vertrauen desavouirt zu werden, das er durch die Ernennung seiner Räthe diesen entgegengebracht hatte. Aber es hatte stark den Anschein, als wenn der Schöpfer des parlamentarischen Ministeriums selbst die Lebensfähigkeit desselben anzweifelte, und indem er der Bildung desselben das Wort geredet, nur dem Drange der Verhältnisse, dem Drängen der Ungarn nachgab, seinem Kinde jedoch kein langes Leben gönnte. Die Informationen, die vom Pressbureau ausgingen, waren jedenfalls geeignet, ein solches Misstrauen zu erzeugen; sie mussten den Verdacht erwecken, dass in der Person des Herrn von Beust nicht gerade der Schützer der neuen Regierung gesehen werden könne.

Herr von Hofmann, zu jener Zeit noch das Sprachrohr des Herrn von Beust, suchte nämlich — freilich nur so gesprächsweise, zur »Klärung der Situation« — das Benehmen einzelner Länderchefs zu entschuldigen, und er bezeichnete es sogar als eine Gefahr für den Bestand des Ministeriums, wenn es sich »verleiten« liesse, energisch vorzugehen. Dabei wusste er ganz plausible Gründe anzugeben. Das Bürgerministerium müsse sich vor Allem bewusst sein, dass in der diesseitigen Reichshälfte die constitutionellen Formen noch etwas Unbekanntes, nicht so ins Fleisch und Blut übergegangen seien, wie in der jenseitigen Reichshälfte; man müsse also die in bureaukratische Formen eingelebten Beamten erst daran gewöhnen. Das könne aber nur durch eine vorsichtige und tactvolle Behandlung der Staatswürdenträger geschehen, die sich, ihrer Macht, ihres Ansehens und Einflusses bewusst, nicht so leicht aus einer alten liebgewordenen

Gewohnheit reissen lassen, im Gegentheil immer eher geneigt sein würden, das, was ihnen gegen den Strich geht, zu beseitigen. Das Bürgerministerium müsse sich also erst unter »geschickter« Benützung des Vertrauens der Krone auch bei den Beamten Vertrauen zu »erringen« suchen. »Wenn es mit dem Kopf an die Wand rennt,« — meinte Herr von Hofmann — gehe das Ministerium der Gefahr entgegen, sich selbst den Kopf zu zerschellen; ein energisches Vorgehen seinerseits würde deshalb auch nur die entgegengesetzte Wirkung hervorrufen; das Ministerium würde damit nur einen »Selbstmord« begehen.

Es müsse in den Kreis seiner Betrachtung auch ziehen — meinte Herr von Hofmann weiters — dass gewisse Elemente bei Hof mit dem bürgerlichen Charakter der ersten Räthe der Krone sich nicht zu befreunden vermögen, dass diese Elemente eine gewisse Standesverletzung darin erblickten, dass »einfache« Doctoren und Professoren mit Aemtern und Würden bekleidet werden sollen, auf die von Geburt aus »Berufenere« Anspruch haben. Und wenn auch nicht zu befürchten sei, dass Diejenigen, die der Krone nahestehen, jemals als offene Opponenten auftreten würden, so könne man doch anderseits wieder nicht von ihnen erwarten, dass sie sich von vorneherein für die »Bürgerminister« begeistern und ihnen so ohneweiteres Sympathien entgegenbringen.

Herr von Hofmann sprach, nachdem er so die Situation, wie sie vielleicht thatsächlich war, geschildert, seine Meinung dahin aus, dass es Pflicht All' derjenigen, welche einen Einfluss auf die einzelnen Mitglieder des Ministeriums haben, sei, diese auf die Gefahren aufmerksam zu machen, in welche sie sich begeben würden, wenn sie die Existenzen alter, bewährter Staatsdiener zu vernichten sich entschliessen, Se. Majestät den Kaiser in die Zwangslage bringen sollten, auf solche Elemente mit einem Male zu verzichten.

So informirte Herr von Hofmann.

Freilich, wenn man den Schöpfer des Bürgerministeriums sprechen hörte, da klang Alles ganz anders. Da war die Situation des Ministeriums eine solche, welche zu keinerlei Bedenken Anlass gebe; da war sein Bestand ein ganz gesicherter.

Mit sichtbarem Ausdruck der Freude sprach Herr von Beust im Salon der Frau Adele von den Sympathien, welche die einzelnen Mitglieder des Cabinets bei Sr. Majestät sich bereits zu erringen gewusst hätten. Auch »bei Hof« seien sie bereits allenthalben beliebt. Die Bedenken, die er ursprünglich gehabt, hätten sich alle als grundlos gezeigt. Das Misstrauen, von dem so mancher vielleicht erfüllt gewesen sei, trete nirgends hervor. Se. Majestät verkehre mit den Ministern wie mit alten Bekannten, und diese wieder hätten zumeist schon auf dem fremden Boden sich acclimatisirt und an die Hofluft gewöhnt. Zumal Dr. Giskra bewege sich auf dem glatten Parquet mit einer geradezu erstaunlichen Sicherheit und Eleganz, als wäre er in der Hofburg »aufgewachsen«; aus dem reinen Demokraten sei ein »aristokratischer Demokrat« geworden; er wisse sehr würdevoll aufzutreten, er habe noch nicht den geringsten Tact- und Formfehler begangen, und es scheine ihm, als hätte Se. Majestät den Dr. Giskra ganz besonders lieb gewonnen, — den Damen bei Hof, fügte Herr von Beust scherzend bei, gefalle der geistreiche Kopf und »der schöne Mann«.

Dem Justizminister Dr. Herbst komme, wie Herr von Beust in seiner Schilderung fortfuhr, die akademische Würde sehr zu statten. Se. Majestät achte und schätze in Herbst den Mann der Wissenschaft, den Universitätsprofessor, selbstverständlich auch den ausgezeichneten Parlamentarier und Redner, den scharfen Denker, wie den früheren Führer der liberalen Partei im Abgeordnetenhause. Dem guten Brestel, der sich freilich auf dem glatten, ihm ungewohnten Boden sehr unbehaglich zu fühlen scheine, komme Se. Majestät stets aufmunternd entgegen. Je weniger Brestel im Stande sei, seine durch eine allzugrosse Bescheidenheit hervorgerufene Verlegenheit zu beherrschen, umso entgegenkommender zeige sich der Kaiser. Diese Wahrnehmung könne man übrigens, wie Beust weiters hinzufügte, bei Sr. Majestät oft machen. Wie ein nachsichtsvoller Professor dem in Verlegenheit befindlichen Candidaten die Antwort auf die Zunge lege, so sei der gütige Monarch immer bestrebt, dem Befangenen durch einen freundlichen Blick oder durch ein aufmunterndes Wort über die peinliche Situation hinwegzuhelfen, — ein Beleg mehr für

die unübertreffliche Herzensgüte des Kaisers, von der sich noch so mancher schöne und erhebende Zug erzählen liesse.

Vom Minister ohne Portefeuille, vom Herrn Dr. Berger wusste Beust zu sagen, dass dieser dem Kaiser bereits vom Process Richter vortheilhaft bekannt sei. Ueber jenen Process habe sich seinerzeit Se. Majestät täglich ausführlich Bericht erstatten lassen, und zumal die Vertheidigungsrede Berger's sei dem Monarchen noch lebhaft in Erinnerung. Seither habe man hohen Orts die Thätigkeit dieses, durch ein so reiches Talent und eine so grosse Begabung ausgezeichneten Juristen stets mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt.

Herr von Beust kam zu dem Schlusse, dass er »mit sich selbst zufrieden sei«, indem es ihm bei der Bildung des parlamentarischen Ministeriums, wie er glaube und auf Grund von persönlichen Wahrnehmungen anzunehmen berechtigt sei, gelungen zu sein scheine, die richtigen Männer für die Besorgung der Staatsgeschäfte zu finden, nur müssten die Herren auch — energisch regieren.

So sprach Herr von Beust von den neuen Männern, — freilich, ob er auch so dachte, das konnte Niemand wissen. Von einer gewissen Hoffnungsfreudigkeit schien er damals erfüllt.

Wie war nun der Widerspruch zwischen den Aeusserungen Beust's und Hofmann's zu erklären?

Zweierlei war hiebei möglich. Entweder gab Jeder, Herr von Beust seinerseits, und sein Adlatus, Herr von Hofmann, anderseits, seiner eigenen Ueberzeugung Ausdruck; oder, was mit Rücksicht auf die bekannten Charaktereigenschaften Beider auch nicht unwahrscheinlich ist, Herr von Beust wollte nur als »aufrichtiger Freund« des unter seiner Intervention entstandenen Cabinets erscheinen, während Herrn von Hofmann die Aufgabe zugefallen sein mochte, dem Ministerium durch die Presse Rathschläge zu ertheilen, die, im Sinne seiner Gegner gelegen, von der Art waren, dass sie, wenn sie befolgt würden, für seinen Fortbestand gefährlich werden mussten.

Für den mit dem politischen Informationsdienst betrauten Berichterstatter wäre es nun sehr schwer gewesen, sich in diesem Widerspiel der Meinungen und Anschauungen zurecht zu finden, wenn man blos auf die Mittheilungen des Herrn von Beust und des

Herrn von Hofmann angewiesen gewesen wäre. Indess hatten ja die Redacteure der liberalen Blätter viel intimere Beziehungen zu den einzelnen Mitgliedern des Cabinets, und diese sorgten schon dafür, dass wenigstens »ihre« Journale Informationen erhielten, welche den thatsächlichen Verhältnissen entsprachen.

Das war nun freilich sowohl Herrn von Beust, als noch mehr Herrn von Hofmann nicht angenehm. Ersterer wusste jedoch als schlauer Diplomat seinen Missmuth darüber zu unterdrücken, und er verrieth durch keine Aeusserung, dass ihm diese »Nebenpressleitung« des Bürgerministeriums unbequem sei. Herr von Hofmann dagegen nahm häufig Veranlassung, seinen Tadel darüber auszusprechen und sich mitunter in einer gar scharfen Kritik über diesen »geschäftsstörenden Vorgang« zu ergehen.

Da nun Dr. Giskra derjenige war, der den Apparat der »Nebenpressleitung« für sich und seine Collegen am meisten in Anspruch nahm, richtete sich die Spitze der Hofmann'schen Kritik vornehmlich gegen diesen »Dilettanten« im Ministerium, der gar nicht ahne, wie sehr er durch seine »ungeschickten« Mittheilungen an die Journale das ganze Cabinet compromittire, seine Existenz gefährde. Der politische Salon der Frau Adele, der eigentliche Sitz der »Nebenpressleitung«, war demgemäss Herrn von Hofmann ein Dorn im Auge. Daselbst wurden, seiner Ansicht nach, »Staatsgeheimnisse preisgegeben«, und ein solcher Zustand könne unmöglich lange anhalten. Herr von Hofmann tadelte hiebei sogar seinen Chef, der durch seine häufigen Besuche in diesem für den Staat gefährlichen Salon eine ungeheure Verantwortung auf sich lade, die schliesslich zu seinem Ruin führen könne.

Nach einer so drastischen Kritik, nach einer so entschiedenen Verurtheilung der Vorgänge im Salon auf der Mölkerbastei hätte nun Jedermann, der von diesen Anschauungen des Herrn von Hofmann Kenntniss zu erhalten Gelegenheit hatte, annehmen müssen, dass dieser von dem politischen »Seuchenherd« der Frau Adele sich vorsichtig ferne zu halten jederzeit bestrebt gewesen sei. Dem war aber nicht so.

Wie oft er seinem Chef in den Ohren gelegen sein mag, ihn in den »politischen Salon« einzuführen, darüber kann ich nur Ver-

muthungen aussprechen, mit Rücksicht darauf, dass er sich auch einmal an mich wandte, »die Dame auf der Mölkerbastei auszuholen«, ob ihr sein Besuch nicht erwünscht käme.

Ich selbst stand jedoch mit der Frau des Hauses nicht auf einem solchen Fusse, dass ich diesbezüglich zu Gunsten des Herrn von Hofmann etwas Erspriessliches hätte veranlassen können. Ich hatte die junge Doctorswitwe zur Zeit kennen gelernt, als gegen ihren Vater der mitgetheilte unsaubere Process angestrengt worden war. Später kam ich nur ab und zu ins Haus, um Informationen einzuholen, was auch nicht sehr häufig geschah, da die Herren Szeps und Schlesinger zu den Freunden der Wirthin zählten, bei ihr häufig verkehrten, und alle Mittheilungen persönlich entgegennahmen. Einmal ergab sich aber doch für mich der Anlass, von Herrn von Hofmann und von seinem sehnlichsten Wunsch zu sprechen. Da kam ich aber schön an! Der bekannte Reitergeneral Herr von Edelsheim liess mich kaum zu Ende sprechen. Mit einer merklichen Geringschätzung meinte er: »Der „Poldl“ ging' uns noch ab,« — und was er noch weiter sagte, mag auch jetzt noch verschwiegen bleiben, obschon ja Beide nicht mehr unter den Lebenden weilen und die wörtliche Wiedergabe des Gesagten Keinen mehr kränken könnte. Der Zweck, darzuthun, welchen Werth Hofmann darauf gelegt hat, unter die Freunde der Frau Adele gezählt zu werden, ist mit dem Mitgetheilten genügend erreicht.

Es ist in den Eingangszeilen dieses Abschnittes bereits erwähnt worden, dass das Bürgerministerium nur wenige frohe Tage zu verzeichnen hatte, dass schon seine Flitterwochen durch mancherlei Umstände getrübt wurden. Doch nur getrübt. Zu ernsten Conflicten kam es erst ungefähr nach sechsmonatlichem Bestande.

Im »wunderschönen Monat Mai« spielten nämlich zwei Ereignisse, mit denen sich das österreichische Cabinet zu beschäftigen hatte, und die von der Art waren, dass es sich schliesslich vor die Eventualität gestellt sah, seine Entlassung erbitten zu müssen.

Das Ministerium kam zunächst in einen Conflict mit dem Reichskanzler. Dieser hatte mit der englischen Regierung einen Zoll- und Handelsvertrag abgeschlossen, ohne das Wiener Cabinet von dem Inhalte

des Vertrages in Kenntniss gesetzt zu haben. Erst als es sozusagen perfect war, wurde das Uebereinkommen dem Ministerium unterbreitet, damit es dasselbe dem Reichsrathe zur Genehmigung vorlege. Bei näherer Prüfung dieses Vertragsinstrumentes zeigte sich jedoch, dass Bestimmungen darin enthalten seien, die geeignet waren, einen Theil der österreichischen Industrie stark zu schädigen. Die Regierung verweigerte deshalb, die Vorlage im Hause einzubringen. Der Gefahr einer Niederlage wollte sie sich nicht aussetzen. Mit Recht wies sie darauf hin, dass sie für eine Sache doch nicht gut eintreten könne, an der sie selbst Anstoss nehme, dass sie doch nicht die Verantwortung für Etwas übernehmen könne, das nicht ihr Werk sei, woran sie keinen Antheil und worauf sie keinen Einfluss genommen habe. Sie verspüre auch nicht die Lust, über eine solche »fremde« Vorlage zu »fallen«. Der Reichskanzler wieder drang darauf, dass die »Formalität« beobachtet, die Vorlage durch das Ministerium ins Haus gebracht werde. Der Conflict war damit gegeben.

Das »Neue Wiener Tagblatt« hatte über die Sache auf Grund sehr zuverlässiger Informationen eingehend berichtet; der Reichskanzler aber fand den Bericht »einseitig«, und Herr von Hofmann übernahm es, mich über die Anschauungen zu unterrichten, die man auf dem Ballplatze darüber habe. Die Angelegenheit schien für den Reichskanzler so wichtig, dass er sich der Mühe unterzog, seine Ansichten zu Papier zu bringen, in der Absicht, dass ich darüber ausführlich an die »Deutsche Allgemeine Zeitung« berichten solle.

Es sei unmöglich — so lauteten jene Informationen — ganz unmöglich, Freiherrn von Beust der englischen Regierung und also auch dem ganzen Auslande gegenüber bloszustellen, was ja geschehen würde, wenn man den Vertrag dem Reichsrathe gar nicht vorlegen wollte. Der Reichskanzler habe sich Verdienste genug um Oesterreich erworben, als dass man nicht vermeiden sollte, ihn in derartiger Weise zu compromittiren. Die Sache könnte auch leicht zu einer Krisis führen, da Herr von Beust sich bemüssigt sehen würde, seine Entlassung einzureichen, und falls diese nicht angenommen werden sollte, das Ministerium dann die Demission geben müsste.

Da es allgemein bekannt sei, dass sich das Ministerium bei den Berathungen über die einzelnen Bestimmungen des Zoll- und Handelsbündnisses nicht betheiligt habe, trage es dafür auch keine Verantwortung, und wenn die Vorlage verworfen werden sollte, so involviere dies keine Niederlage der Regierung; denn sie trete ja dafür nicht ein, sie sei eben nur die Vermittlerin zwischen dem Ministerium des Aeussern und dem Hause, und habe mit der Sache selbst nichts gemein. Ueberdies sei zu erwägen, dass, wenn auch die Vorlage die Genehmigung des Hauses nicht finden sollte, der Vertrag ja doch für die österreichische Regierung (nach völkerrechtlichen Grundsätzen) bindende Kraft hätte, und schon aus diesem Grunde sei gar nicht anzunehmen, dass das Haus die Vorlage verwerfen werde. Dadurch würde es ja nur den Reichskanzler blossstellen, an der Sache selbst aber nichts ändern.

Für das Ministerium läge also keine Gefahr vor, während in der Nichtvorlage des Vertrages ein Misstrauen gegen den Reichskanzler zum Ausdruck käme, und dieser eben die gedachten Consequenzen daraus ziehen müsste. Am einfachsten wäre es also, die Entscheidung ganz und gar dem freien Ermessen des Parlaments zu überlassen. Auch sei in dem vorliegenden Falle der Umstand zu berücksichtigen, dass der Beginn der Verhandlungen über das Zoll- und Handelsbündniss mit England in eine Zeit gefallen sei, wo kaum noch die Sistirungsperiode überwunden war, und dass erst später in der Organisation der Monarchie und in der Verfassung die wesentlichsten und durchgreifendsten Aenderungen eingetreten seien, so dass man füglich sagen könne, es stehe ein ganz neuer Staat der englischen Regierung gegenüber.

Diese Informationen, sowie jene, welche die Regierung gegeben, in Verbindung mit den Stimmungsberichten aus dem Parlamente, gaben ein vollständiges Bild der Situation. Die Mittheilungen hierüber machten allgemein viel von sich zu reden. Nicht nur im Inland wurde die Krisis viel besprochen; auch die ausländischen Journale beschäftigten sich eingehendst damit, zumal die englischen Blätter, welche noch ergänzend zu erzählen wussten, dass der englische Minister des Aeussern, Lord Stanley, in einer besonderen Note an den Freiherrn von Beust seiner Missstimmung über die Art, wie

diese Vertragsangelegenheit in Wien behandelt wurde, in bitteren Worten Ausdruck gegeben habe.

Das war nun der erste ernste Conflict; es war ein Conflict mit dem Reichskanzler, der beinahe zu einer ernsten Krisis, zum Sturze des liberalen Cabinets geführt hätte, wenn letzteres nicht schliesslich doch, wie es Herr von Beust gewünscht, die Vorlage im Hause eingebracht hätte, wofür sich, nebenbei erwähnt, Graf Taaffe am meisten eingesetzt haben soll.

Kaum war dieser Conflict beigelegt, oder eigentlich erst in der Beilegung begriffen, als sich das Ministerium abermals vor eine ernste Situation gestellt sah, die wieder mit einer Cabinetskrisis drohte.

Der Budgetausschuss, dem das Budget für das laufende Jahr zur Prüfung überwiesen wurde, beschloss mit Rücksicht auf die ernste Finanzlage des Reiches im Hause den Antrag zu stellen, die Couponsteuer von 7 Procent um 18 Procent zu erhöhen. Welchen Eindruck dieser Beschluss des Ausschusses machte, war aus dem Curszettel zu entnehmen. Ziffern sprechen, und die Ziffern sprachen hier sehr deutlich. Die österreichische Rente fiel gleich um einige Procente; sie wurde im Auslande ausgeboten, man bezeichnete den Beschluss des Budgetausschusses als einen »verschämten Bankerott«, und die Mitglieder des Ausschusses, die diesem Beschluss zugestimmt hatten, nannte man spottweise die »Bankerotteure«.

Der Reichskanzler wie das Gesammtministerium nahmen entschieden Stellung gegen den Antrag, und Doctor Berger war ausersehen, im Club der liberalen Partei in ganz unzweideutiger Weise namens der Regierung die Erklärung abzugeben, dass, falls der erwähnte Antrag die Majorität finden sollte, das Ministerium dann demissioniren müsse, dass aber auch in weiterer Folge davon selbst der Bestand der Verfassung bedroht sei.

Diese so entschiedene Erklärung, die schon gegen Ende April erfolgt war, zur Zeit nämlich, als die Idee der Erhöhung der Couponsteuer im Ausschusse auftauchte, hatte nicht den gewünschten Erfolg; der Budgetausschuss beschloss in der That, den erwähnten Antrag im Hause zu stellen, ohne Rücksicht auf die angedrohte Demission des Cabinets. Und es hatte nach der Stimmung, die im

Hause herrschte, den Anschein, dass der für den österreichischen Staatscredit so gefährliche Antrag thatsächlich die Majorität finden könnte. Es unterlag also keinem Zweifel, dass, wenn sich die Dinge derart entwickeln sollten, das Ministerium thatsächlich seine Entlassung hätte geben müssen.

Alle, die einen Einfluss hatten oder sich einen solchen zuschrieben, waren bemüht, den Budgetausschuss zum Fallenlassen seines Antrages zu bestimmen. Der Reichskanzler setzte sich dafür ein, viele hervorragende Abgeordnete standen auf der Seite des Ministeriums und suchten die Gefahr von ihm abzuwenden, und auch im politischen Salon der Frau Adele wurde eifrigst für die Beseitigung der Krisis agitirt. Der gefährliche Antrag kam aber doch vor das Haus, es wurde jedoch gleichzeitig der Gegenantrag auf Uebergang zur Tagesordnung gestellt. Die Spannung gelegentlich der Abstimmung war eine ungeheure. Begreiflich auch; hing doch von ihr die Entscheidung über Leben und Tod des Ministeriums ab. Der Antrag auf Uebergang zur Tagesordnung fand glücklicherweise eine grosse Majorität.

Die Cabinetskrisis war damit beseitigt, das Ministerium konnte wieder bleiben. Allein ein starker Misston blieb zurück. Dass es die eigene Partei war, welche das aus ihrem Schosse hervorgegangene Ministerium in eine so fatale Situation brachte, über den Ernst und über die Bedeutung dieser Thatsache konnte die Regierung nicht im Zweifel sein. Der versuchte Todesstoss wurde zwar parirt; aber man sah die Waffen noch blinken, und die Gegner nur gereizter, dass sie diesmal eine Niederlage erlitten. Die Feinde der Regierung rieben sich vergnügt die Hände, sie blickten mit froher Zuversicht der Zukunft entgegen. Zweimal hatte die junge Regierung einen Todeskampf gekämpft, und blieb sie auch Sieger, so fühlte sie doch selbst, dass sie weitere Gefahren für ihren Fortbestand abzuwehren kaum mehr die nöthige Kraft habe. Es war eine erdrückend schwüle Luft im Hause nach der Abstimmung über den »Antrag der Bankerotteure«. — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Noch am Tage der Abstimmung hatte ich Gelegenheit, den Minister Dr. Giskra zu sprechen. Er konnte sich über die Ungeschicklichkeit noch immer nicht trösten. In sichtbar leidenschaftlicher Erregtheit tadelte er das Benehmen der Verfassungspartei. In den wenigen Monaten seines Bestandes habe das liberale Cabinet — so ähnlich äusserte sich der Minister — bewiesen, dass es sich der Aufgabe wohl bewusst sei, die es zu erfüllen habe. Es habe in der kurzen Zeit seines Bestandes mehr liberale Institutionen geschaffen, als man von ihm erwarten konnte. Es habe zum Schutze der Verfassung die Beamten auf die Verfassung beeiden lassen, es habe die Geschwornengerichte für Presssachen eingeführt, die Advocatur freigegeben, den Sprachenzwang (durch welchen die Schüler der Gymnasien in Böhmen gezwungen waren, czechisch zu lernen) aufgehoben. Die Regierung habe den Beamten, und zumal den Clericalen gegenüber eine starke Hand bewiesen. Anstatt dass die liberale Partei dies anerkenne, bereite sie dem aus ihrem Schosse hervorgegangenen Ministerium nichts als Verlegenheiten.

Der Minister redete sich in einen immer grösseren Eifer hinein. Er sprach, als hätte er das Benehmen der Partei im Hause zu kritisiren. Seine Augen leuchteten dabei, seine Wangen glühten, und der Ton seiner Rede wurde immer lauter und heftiger. Ich erlaubte mir die Bemerkung, dass die Partei gewiss nicht die Absicht haben könne, ihrer Regierung Verlegenheiten zu bereiten, in dem gegebenen Augenblick gewiss nicht, wo die Regierung vor einer wichtigen Action stehe, wo die confessionellen Gesetze zum endgiltigen Abschluss kommen sollen.

Giskra wurde durch diese Bemerkung nur noch erregter. Gewiss sollte man meinen, fuhr er fort, dass die Partei alles Mögliche thun müsse, um die Regierung zu stützen, ihre Autorität zu stärken! Da könnte sich die Linke an unserem Kaiser ein Beispiel nehmen. Um von vorneherein seinen kaiserlichen Willen zu bekunden und die Stellung des Bürgerministeriums zu befestigen und den Widerstand mancher Mächtigen im Staate zu brechen, habe der gütige Monarch die hohen Familienmitglieder angewiesen, wieder im Herrenhause zu erscheinen und mitzustimmen. Das that auf Anregung seiner

Räthe (des Fürsten Auersperg und Grafen Taaffe) der Kaiser, der constitutioneller sei, als die ganze Linke. Unsere Herren dagegen lassen sich von anderen Gefühlen bestimmen, und — weiss Gott — die Zeit werde kommen, wo sie es tief bereuen werden!

Das lenkte das Gespräch auf die Haltung der Mitglieder des Herrenhauses in der confessionellen Frage und auf die Abstimmung derselben über das Ehegesetz (21. März). Giskra gerieth wieder in Feuer, allein diesmal war seine Erregung von anderer Art; sein Gesicht strahlte vor Freude, und er zollte den Herrenhausmitgliedern alles Lob, die in ihrer Majorität mannhaft genug waren, trotz aller Traditionen den Bedürfnissen der Zeit Rechnung zu tragen. Auf jene Mitglieder, meinte Giskra, sei schon ein Verlass, mehr als auf so manche Abgeordnete, die sich der Linken nur angeschlossen hätten, um ihre Mandate nicht zu verlieren, nicht aber aus innerster, wahrer Ueberzeugung. Und wieder kam Giskra auf den Kaiser und auf dessen lautere constitutionelle Gesinnung zu sprechen, die alle Räthe der Krone mit vollster Begeisterung erfülle. Herbst habe sich erst vor wenigen Tagen geäussert, dass der Kaiser nicht nur der erste Beamte im Staate, sondern auch der fleissigste und gewissenhafteste Constitutionelle sei.

In welchem Masse der Kaiser an der constitutionellen Form festhielt, davon zu sprechen wird sich noch reichlich Gelegenheit ergeben.

Die interconfessionellen Gesetze.

Das historische Tagebuch des Ministeriums Carlos Auersperg verzeichnet auf einem Blatte eine That, deren Bedeutung Alles überragt, was auf dem politischen Gebiete der österreichischen Monarchie sich seit Jahrzehnten ereignet hatte.

Im »Frühlingsmonat« war's, zur Zeit, da alle Knospen springen, das Land zu grünen beginnt, die Bäume sich mit frischen, saftigen Blättern schmücken und weithin Alles in der Natur den Frühling verkündet, da leuchtete auch am politischen Horizont die Morgensonne in erquickender Frische auf, den Völkern Oesterreichs frohe Frühlingstage verheissend. — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das liberale Ministerium hatte es wohl erkannt, dass es seine wichtigste Aufgabe sein müsse, das Volk von einer Last zu befreien, unter deren Druck es lange genug zu leiden hatte, den Staat von den Fesseln loszulösen, die ihn mehrfach in seiner freien Entfaltung hemmten, ihn von einem lästigen Vertrage zu entbinden, der seine Machtstellung beeinträchtigte.

Schon Monate vorher hatte Dr. Mühlfeld, der Volksstimme Rechnung tragend, im Parlamente den Antrag auf Beseitigung des Concordats eingebracht.

Dass die Zeit gekommen sei, das Verhältniss des Staates zur Kirche in einer anderen Weise zu regeln, als dies durch jenen unter der Regierung Bach's im Jahre 1855 zu Stande gekommenen Vertrag geschehen ist, dessen war sich das liberale Ministerium voll bewusst. Es war eine Lebensfrage für die Regierung. Im Schosse des Cabinets

wurde deshalb auch gleich in der ersten Periode seiner Geschäftsführung eifrigst der Entwurf einer Gesetzesvorlage berathen, die einige wichtige Punkte des Concordats beseitigte.

Das Bürgerministerium gab sich keinerlei Täuschung über die Schwierigkeiten hin, auf die es bei der Berathung seiner diesbezüglichen Vorlage sowohl bei einzelnen conservativ und zumal clerical gesinnten Mitgliedern im Hause der Gemeinen, als insbesondere in dem der Tories stossen werde. Und konnte es auch mit einer gewissen Sicherheit auf eine grosse Majorität in dem einen Hause rechnen, so war es anderntheils zweifelhaft, wie sich das andere Haus zu der wichtigen Vorlage stellen werde.

Als nun die confessionellen Gesetze im Schosse des Cabinets zu Ende berathen waren, suchte man Fühlung mit den hervorragendsten Vertretern jener Parteien, von denen man mit Rücksicht auf ihre Vergangenheit und ihre bekannte Gesinnung den kräftigsten Einspruch befürchtete.

Die Mitglieder des Cabinets vertheilten unter sich die Rollen. Die bürgerlichen Elemente in demselben übernahmen es, sich mit einzelnen Volksvertretern in Verbindung zu setzen, den hocharistokratischen Collegen im Bürgerministerium fiel die weitaus schwierigere Aufgabe zu, im Herrenhause eine für die Vorlage günstige Stimmung zu machen. Das geschah selbstverständlich erst, als sich die Regierung der Zustimmung der Krone zur Einbringung der betreffenden Gesetzesvorlage vergewissert hatte.

Im Herrenhause fanden sich zwei hervorragende Mitglieder, welche sich sofort bereit erklärten, die Vertretung der confessionellen Gesetze zu übernehmen; es waren dies Freiherr von Lichtenfels und Graf Auersperg, bekannt als Dichter unter dem Namen Anastasius Grün. Auch der Reichskanzler stand der Regierung zur Seite, und mit Hilfe seines Adlatus Hofmann glaubte er eine wirksame Thätigkeit zu Gunsten der Vorlagen im Herrenhause entfalten zu können. Hofmann erklärte sich auch bereit »mitzuthun«, und »soweit sein Einfluss reicht, diesen aufzuwenden und Stimmen für die Sache zu gewinnen«.

Plötzlich verbreitete sich das Gerücht, der Monarch habe nur mit Widerstreben seine Zustimmung zu der Einbringung der Vor-

lagen gegeben, und es käme dem Kaiser sehr erwünscht, wenn sie die Majorität nicht fänden.

Dieses Agitationsmittel der Gegner der confessionellen Gesetze war wohl das wirksamste unter allen anderen. Woher kam dieses Gerücht? Wer hat für dessen Verbreitung gesorgt, die Glaubwürdigkeit desselben bestärkt?

Man stellte Nachforschungen darüber an, man erging sich in Vermuthungen. Gewissheit konnte nicht erlangt werden, der Urheber des Gerüchtes konnte nicht mit Bestimmtheit eruirt werden.

Ich habe allen Grund anzunehmen, dass es kein anderer war, als — Freiherr von Hofmann. Ich erinnere mich, als wenn es heute wäre, eines Gespräches mit ihm, das mir für diese meine Behauptung die Handhabe gibt.

Ich habe schon bei früheren Anlässen die eigenthümliche Art gekennzeichnet, die Hofmann bei seinen Informationen zu beobachten pflegte.

Er gab sich immer den Anschein, als wäre er der eifrigste Vollstrecker des Willens seines Vorgesetzten. Er that dies, man könnte sagen, mit diplomatischem Geschick; aber in ganz eigenthümlichen Redewendungen liess er doch immer seine eigene Anschauung durchblicken. Zuerst informirte er in der officiellen Form, für welche er bestimmte Weisungen erhalten hatte. Gesprächsweise machte er jedoch nachher unter dem strengsten »Siegel der Verschwiegenheit« auf diese und jene »Schwierigkeiten« aufmerksam, die den Eindruck hervorrufen mussten, dass die vorhergegangenen Informationen mit grosser Vorsicht aufzunehmen seien. Wenn Herr von Hofmann Einem etwas »unter dem Siegel der Verschwiegenheit« anvertraute, dann hatte er — ich will gerade nicht sagen immer, aber doch sehr häufig — den Hintergedanken, dass der Betreffende, den er mit seinem Vertrauen beehrte, das Siegel erbrechen und eine Indiscretion begehen werde.

Ich will gleich an dieser Stelle, um dem etwaigen Vorwurf einer ungerechten subjectiven Beurtheilung Hofmann's zu begegnen, eine Thatsache erwähnen, die für meine Vermuthung spricht, und die ich jetzt erzählen kann, da eine Reihe von Jahren darüber ver-

strichen, die Thatsache selbst den betheiligten Personen bereits bekannt geworden ist, und keine Gefahr mehr besteht, dass Jemandem daraus ein Schade erwachse.

Eines Tages theilte mir Herr von Hofmann mit, dass ein Beamter der kaiserlichen Cabinetskanzlei — er nannte selbstverständlich den Namen — plötzlich pensionirt worden sei. Die interessante Personalnachricht war im nächsten Morgenblatte des »Tagblatt« enthalten. Noch an demselben Vormittag hatte ich Gelegenheit, Herrn von Hofmann zu sprechen, und er — gratulirte mir zu der Mittheilung, indem er noch hinzufügte, dass sie gewiss nicht verfehlen werde, in den betreffenden Kreisen Sensation zu machen. Ich dankte ihm natürlich für die Nachricht. Doch wenige Stunden hierauf — es war bereits der Abend hereingebrochen — erschien bei mir der Diener Hofmann's, beauftragt, mich mit dem »unten stehenden Wagen« zu seinem Herrn zu führen.

Herr von Hofmann erwartete mich in seiner Wohnung auf dem Kleppersteig. Ich fand ihn beim Diner. Gleich beim Eintritt begrüsste er mich in höchst aufgeregter Weise. Ich hätte, er rief mir dies in vorwurfsvollem Tone zu, etwas Schönes »angerichtet«, indem ich eine Mittheilung veröffentlicht, die er mir nur unter vollster Discretion anvertraut hatte, und er verwies auf die vorerwähnte Notiz. Selbstverständlich brachte ich ihm seine Aeusserung, die er am Vormittag darüber gemacht hatte, in Erinnerung, woraus doch deutlich hervorgegangen sei, dass ich mir durch die Veröffentlichung keine Indiscretion hätte zu Schulden kommen lassen. Herr von Hofmann musste nun wohl zugestehen, dass er es »vergessen« habe, bei der Mittheilung den Vorbehalt zu machen, dass sie nur eine vertrauliche sei, worauf ich mir wieder zu bemerken erlaubte, die Notiz sei ja nicht von der Art, dass ich hätte vermuthen können, ihre Verlautbarung könnte Anstoss erregen; es handle sich ja doch um eine Thatsache, die wahrscheinlich schon am nächsten Morgen in der »Wiener Zeitung« enthalten sein werde. Je stichhältiger meine Einwendungen waren, desto erregter zeigte sich Herr von Hofmann. Ich drückte ihm mein Bedauern über den Vorfall aus, an dem ich keine Schuld trage, und wollte mich wieder entfernen. Nun wurde

Herr von Hofmann freundlicher; er stellte die Bitte, dass ich, wenn ich um den Urheber der Notiz gefragt werden solle, ihn nicht nennen möge. Ich versprach ihm dies unter Hinweis darauf, dass ein solches ausdrückliches Ersuchen überflüssig sei, da ich mich unter keinerlei Umständen dazu bewegen liesse, den Namen meines Gewährsmannes bekannt zu geben. Wie es schien, vollkommen beruhigt, entliess er mich mit der Versicherung, dass ich nach wie vor seines Vertrauens gewiss sein könne.

Die Angelegenheit hatte aber ein sehr ernstes Nachspiel. In meiner Wohnung angelangt, fand ich eine Einladung zum Chef der Staatspolizei, Herrn Hofrath von Wohlfarth, für den folgenden Vormittag, der ich selbstverständlich pünktlich entsprach.

Es handelte sich richtig um die unglückliche Notiz. Er ersuchte mich im höflichsten Amtston, ihm den Namen des Einsenders bekannt zu geben. Ich verweigerte dies ebenso höflich unter Angabe all' der Gründe, welche die Erfüllung dieses Wunsches unmöglich machten. Er bat wiederholt; ich blieb selbstverständlich dabei, den Gewährsmann nicht nennen zu können. Nun nannte er direkt Hofmann, mit dem Beifügen, dass ich ja nunmehr, wie er meinte, keinerlei Indiscretion begehen würde, wenn ich einfach bestätige, dass man auf der richtigen Spur sei. Ich ging begreiflicher Weise auch darauf nicht ein. Nun versuchte es der Chef der Staatspolizei, meinen Widerstand dadurch zu brechen, dass er mich auf die Wichtigkeit und Bedeutung der Sache aufmerksam machte. Die Meldung habe den obersten Chef der kaiserlichen Cabinetskanzlei, Se. Excellenz den Staatsrath von Braun, aufs peinlichste berührt. Nicht deshalb, dass Se. Excellenz befürchten könne, man werde ihn des Verrathes eines Amtsgeheimnisses beschuldigen; dies sei bei dem Charakter des Herrn von Braun für Alle ausgeschlossen. Er müsse aber annehmen, dass von einem seiner Beamten der Missbrauch ausgegangen sei, dass ein solcher die Mittheilung dem Baron Hofmann gemacht und dass es nicht blos im Interesse der kaiserlichen Cabinetskanzlei gelegen sei, einen solchen pflichtvergessenen Beamten zu kennen, sondern dass es auch im Staatsinteresse gelegen sei, alles Nöthige vorzukehren, damit sich solche Fälle nicht mehr ereignen können. Meine

Antwort musste die gleiche bleiben: dass ich unter keinerlei Umständen den Namen meines Gewährsmannes preisgeben könne; doch erklärte ich mich bereit, falls die Mittheilung unwahr sein sollte, dieselbe zu berichtigen.

Hofrath von Wohlfarth fiel mir hier rasch ins Wort: das dürfte schon gar nicht geschehen, meinte er, über diese Sache dürfe nichts mehr gebracht werden.

Ich hielt damit die Unterredung für abgeschlossen. Dem war aber nicht so. Herr von Wohlfarth brachte sein Anliegen nochmals vor, unter Angabe von Gründen, deren Erwähnung ich mir auch heute noch versagen muss.

Da alles eindringliche Ersuchen erfolglos blieb, theilte mir Herr von Wohlfarth mit, dass er »geeigneten Ortes« über meine Weigerung, den Namen zu nennen, ausführlich berichten werde, dass aber die Sache damit nicht erledigt sei; ich müsse vielmehr darauf gefasst sein, von »anderer Seite« eingeladen zu werden. Diese »andere Seite« war Staatsrath von Braun, in dessen Wohnung ich noch an demselben Tage mit Herrn von Wohlfarth mich begeben musste.

Die Unterredung, die ich hier hatte, muss auch jetzt noch verschwiegen bleiben. Nur so viel sei erwähnt, dass ich den Namen meines Gewährsmannes auch hier nicht nannte; doch sah ich mich — um nicht einen unschuldigen Beamten der kaiserlichen Cabinetskanzlei bestraft zu sehen — veranlasst, mit meinem Ehrenworte zu bekräftigen, dass mir die Mittheilung aus jener Kanzlei nicht zugekommen.

Ich theile hier diesen Vorfall mit, um, wie erwähnt, damit die Art und Weise zu charakterisiren, wie Herr von Hofmann oft nur so »gesprächsweise« Informationen zu geben pflegte, scheinbar als nebensächlich, an deren Verlautbarung ihm aber oft sehr gelegen war. Auch für die Mittheilung der erwähnten Personalnotiz hatte er einen besonderen Grund, ein persönliches Motiv. Die Absicht wurde mir erst später bekannt. — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

In Angelegenheit der interconfessionellen Gesetze kam das Doppelwesen des Herrn von Hofmann sehr deutlich zum Ausdruck.

Seine Informationen waren zumeist derart, dass das Nachhergesagte das Vorangegangene als das Unwesentlichere erscheinen liess.

Er betonte die Nothwendigkeit der Regelung der Verhältnisse zwischen Staat und Kirche, dass das Concordat modificirt werden müsse, dass er in diesem Sinne bei einzelnen Mitgliedern des Herrenhauses seinen Einfluss ausnützen, dass er mit einem Worte dafür Stimmung machen werde. Aber — hinc illae lacrimae — verhehlen dürfe man sich nicht, dass Oesterreich ein katholischer Staat, der Monarch ein guter Katholik sei. Dass Se. Majestät der apostolische Kaiser gewiss nicht mit vollem Herzen die Einwilligung zur Einbringung einer solchen Vorlage gegeben haben könne, die ja doch, wolle man die Sache beim wahren Namen nennen, als ein Vertragsbruch angesehen werden müsse. Dass man ferner Männern, die eine streng religiöse Erziehung genossen, nicht zumuthen könne, mit den Traditionen, unter welchen sie aufgewachsen, so ohneweiters zu brechen, dass es keine leichte Sache sei, ihnen den Glauben beizubringen, es sei dem Monarchen erwünscht, wenn die Vorlagen angenommen würden; im Gegentheil erschiene es doch Jedem als viel wahrscheinlicher, dass die Verwerfung der Vorlage den Kaiser von einem Gewissenzwang befreien würde.

Noch entschiedener und deutlicher sprach sich Hofmann über die Mitwirkung seines Vorgesetzten, des Herrn von Beust, aus. Es könne das auf den Kaiser keinen guten Eindruck machen, wenn sein protestantischer Minister in so ostentativer Weise sich an dieser Sache betheilige.

In diesem Sinne gab Hofmann mir Informationen, und man kann daraus schliessen, wie sich der als Vermittler Angerufene jenen Männern gegenüber geäussert haben mag, denen gegenüber er sich um so offener aussprechen konnte, je weniger sie von vorneherein für die Annahme der Vorlage eingenommen waren.

Für mich war somit kein Zweifel, der Urheber des Gerüchtes, dass der Monarch nur mit Widerstreben die Einwilligung zur Einbringung der confessionellen Vorlagen gegeben habe, sei kein Anderer, als Herr von Hofmann. Ich äusserte auch diese meine Vermuthung dem Minister Giskra gegenüber, der sie aber sehr skeptisch aufnahm,

mit dem Bemerken jedoch, dass es ganz gleichgiltig sei, wer das falsche Gerücht in Umlauf gesetzt, nachdem schon das Nöthige geschehen sei, um den wankelmüthigen Mitgliedern des Herrenhauses die Ueberzeugung zu verschaffen, dass Se. Majestät ganz anders, weit günstiger über die Vorlage denke.

Erst später, gelegentlich der Abstimmung im Herrenhause, wurde mir diese geheimnissvolle Andeutung klar. Der erste Obersthofmeister des Kaisers, Fürst Hohenlohe, stimmte nämlich mit »Ja«, und es wurde auch alsbald bekannt, dass er hiezu die ausdrückliche Zustimmung des Monarchen erhalten habe.

Es war dies eine der denkwürdigsten Sitzungen des Herrenhauses — die Sitzung am 21. März 1868.

Schon die äussere Scenerie des Hauses lies die Wichtigkeit des Berathungsgegenstandes erkennen. Die Diplomatenloge wie jene der Vertreter war überfüllt. In der ersteren waren nebst vielen Damen der hohen Aristokratie fast alle Vertreter der fremden Höfe anwesend, und in der letzteren bemerkte man neben den Deputirten auch den Reichskanzler Beust. Unter allgemeiner Aufregung und Spannung sprachen die Redner gegen und für die Vorlage, und Letztere unter im Herrenhause nie gehörtem, stürmischem Beifall.

Die zahllosen Neugierigen, die im Hause keinen Platz mehr gefunden, harrten unten im Hofraume mit ungeheurer Spannung auf die Entscheidung. Jeder, der den Sitzungssaal verliess, musste sich durch die grosse Menge durchdrängen. Jeder wurde mit der gleichen Frage bestürmt, wie es »oben« stünde, und lautete die Antwort günstig, so erhob sich ein Beifallssturm, der weithin erdröhnte und sich bis auf die Strasse verpflanzte.

Unbeschreiblich war der Jubel, als das Abstimmungsresultat bekannt wurde. Die Herrenhausmitglieder, die für die Vorlagen gesprochen, sowie Jene, von denen es bekannt geworden, dass sie dafür gestimmt haben, wurden wie beliebte Künstler mit Händeklatschen begrüsst. Graf Auersperg musste auf einem Seitenweg nach Hause zu gelangen suchen, um den beabsichtigten Ovationen der begeisterten Menge zu entgehen. Auch als Minister Giskra erschien, machten Einige Anstalten, ihn auf ihre Schultern zu heben, er musste sich dieser

Ovation gewaltsam entziehen. Raschen Schrittes eilte er ins Ministerhôtel, verfolgt von zahllosen Personen, die unaufhaltsam ihm zujubelten.

Ich hätte mir diese Schilderung bekannter Thatsachen erspart, wenn ich nicht eines Vorfalles erwähnen müsste, mit dem sich schon Herr von Beust in seinen Memoiren beschäftigt, der durch ihn aber eine sehr subjective, der Wahrheit wenig entsprechende Darstellung erfahren hat.

Unter den von der begeisterten Menge mit stürmischem Jubel Begrüssten befand sich auch Herr von Beust. Sein Verdienst bei der Abstimmung im Herrenhause war nur ein sehr geringes. Im Taumel der Begeisterung untersuchte man aber begreiflicher Weise nicht das Mass des Verdienstes der Einzelnen. Herr von Beust hätte sich nun leicht den Ovationen entziehen können, wie es ja thatsächlich Jene thaten, zum mindesten versuchten, die wirklichen Antheil an dem Ausgange der Abstimmung hatten. Er liess sich aber ungehindert bejubeln. Ja noch mehr, er eiferte die Menge noch an, indem er auf der Strasse förmliche Reden hielt und die Aufregung dadurch noch steigerte. Lächelnd liess er es sich sogar gefallen, als ihm vor dem Trattnerhof, als er einen Wagen bestieg, die Pferde auszuspannen versucht wurde, was nur durch das Dazwischentreten einiger Besonnener verhindert wurde.

Selbstverständlich wurde dem Reichskanzler das sehr übel genommen; von ihm, »dem Protestanten«, hätte man ein passiveres Verhalten erwartet, zumal er ja in der That keinen, wenigstens keinen allgemein bekannt gewordenen Antheil an der Abstimmung im Herrenhause hatte.

Am folgenden Tage sprach ich bei Herrn von Hofmann vor, der vor Allem den Bericht im »Neuen Wiener Tagblatt« über die Vorgänge des verflossenen Tages belobte, ihn als den erschöpfendsten und richtigsten unter Allen bezeichnete. Zumal was das Blatt über die Ovation brachte, deren sich der Reichskanzler zu erfreuen hatte, besprach Hofmann mit voller Anerkennung, und ich konnte wohl annehmen, dass in dieser Richtung Hofmann nur das Sprachrohr des Herrn von Beust sei.

Um so überraschender kam mir das nach ungefähr drei Tagen erfolgte Ersuchen des Reichskanzlers, ich möchte zu jenem »sonst schönen Berichte« doch einen »Nachtrag« liefern und ergänzend hinzufügen, dass sich er (der Reichskanzler) »mit aller Gewalt« den Ovationen zu entziehen gesucht, dass aber leider seine physische Kraft nicht ausgereicht hätte, um den Ansturm der Massen abzuwehren. Das eindringliche und wiederholte Ersuchen machte mich stutzig, zumal ich doch mit eigenen Augen gesehen, was vorgefallen war, mit angehört hatte, was der Reichskanzler zu den jubelnden Leuten gesprochen, und ich übrigens auch doch noch gut die Worte der Anerkennung im Gedächtniss hatte, die mir einige Tage vorher Herr von Hofmann für den umfassenden und richtigen Bericht gespendet. Noch auffälliger erschien es mir, dass Minister Giskra, als ich ihn darüber sprach, mir unter Achselzucken erwiderte: »Thun Sie dem Reichskanzler den Gefallen und schreiben Sie den gewünschten Nachtrag: Beust weiss schon was er will.« Und als ich mir hierauf die Bemerkung erlaubte, dass dies ja ein Selbstdementi, und zwar ein solches wäre, welches den thatsächlichen Verhältnissen nicht entspreche, erwiderte der Minister: »Was liegt Ihnen daran; die kleine Unwahrheit wird dem Blatte weniger schaden, als die Wahrheit dem Reichskanzler«.

Jetzt, da die Memoiren Beust's vorliegen, ist die Sache freilich vollständig aufgeklärt. Ein »guter Freund« des Reichskanzlers hat, wie aus den Mittheilungen Beust's zu entnehmen ist, über die Vorfälle vom 21. März an den Kaiser, der sich zur Zeit in Pest aufhielt, getreulich berichtet und ebenso getreulich das Verhalten des Reichskanzlers geschildert. Eine sehr ernst gehaltene kaiserliche Vorstellung, gerichtet an Beust, war die Folge davon und dieser musste sich entschuldigen — dazu bedurfte er einiger Zeugen, und der gewünschte »Nachtrag« im »Neuen Wiener Tagblatt« sollte mit dazu dienen, den Beweis zu liefern, dass Beust alles Mögliche gethan, um den Ansturm der Massen von sich abzuhalten, gegen den er »leider« nichts auszurichten vermochte. — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Das politische Tagebuch des Ministeriums Carlos Auersperg zeigt unter dem Datum vom 23. Mai ein ehrendes Blatt. An diesem Tage meldete die amtliche »Wiener Zeitung« die kaiserliche Sanction der drei Gesetze, wodurch die Gerichtsbarkeit in Ehesachen der Katholiken der weltlichen Gerichtsbarkeit überwiesen wurde, Bestimmungen über die bedingte Zulässigkeit der Eheschliessungen vor weltlichen Behörden erlassen wurden, und das Verhältniss des Staates und der Kirche zur Schule geregelt wurde.

Hoffnungsfreudig sah die liberale Bevölkerung nach diesen Errungenschaften der weiteren Entwicklung der Dinge entgegen.



